

**DÄNISCHE
VOLKSMÄRCHEN:
NACH BISHER
UNGEDRUCKTEN
QUELLEN...**

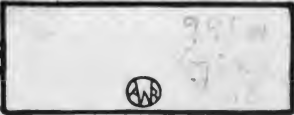
Sven Grundtvig, Willibald Leo
Freiherr von Lütgendorff



Main Lib.



The Karl Weinhold
Library Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A. D. MDCCLXXXIII



Dänische
Volksmärchen.

Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt

von

Svend Grundtvig.



Uebersetzt

von

Adolf Strodtmann.

Zweite Sammlung.



Leipzig,

Verlag von Joh. Ambr. Barth.

1879.

GR210

.G7

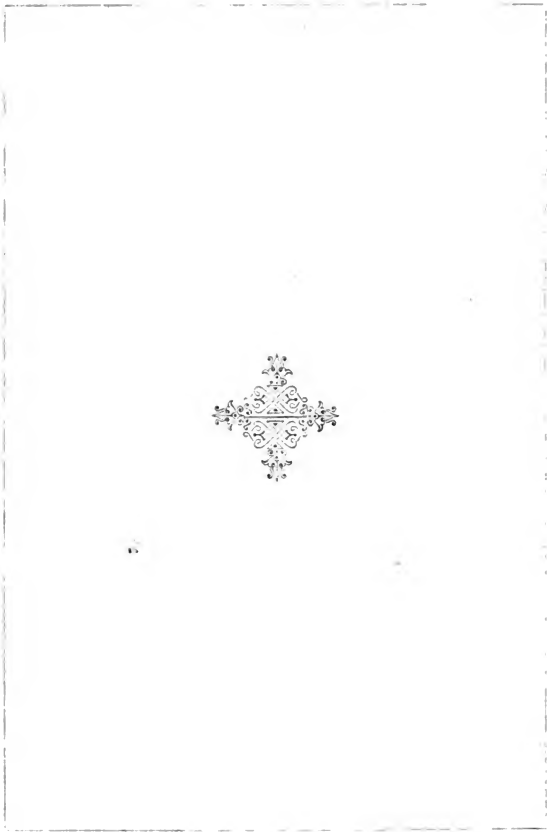
v. 12

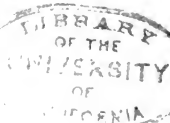
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Meßger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Meiner Treu	1
Jungfer Lene von Söndervand	24
<u>Die Wunschdose</u>	<u>45</u>
Hans Meernigensohn	67
<u>Der flizige Lars</u>	<u>88</u>
Die Rehprinzessin	95
<u>Prinz Irregang und Jungfer Miseri</u>	<u>101</u>
<u>Drei rothe ferkelchen</u>	<u>158</u>
Die stumme Königin	147
Die kluge Königin	161
für drei Schillinge	179
Der Schusterjunge	194
<u>Der Salbyter Rabe</u>	<u>219</u>
Die folgsamste frau	252
Der Lohn guter Thaten	245
Der treue Svend	250
Sünde und Gnade	258
<u>In Hülle und fülle</u>	<u>271</u>
<u>Die schwarze Schule</u>	<u>280</u>





Meiner Treu.

Es waren einmal ein Paar arme Leute, welche draußen auf dem Lande wohnten und eine kleine Kathstulle hatten, und das ganze Nest voller Kinder. Da bekamen sie wieder ein kleines Kind, das war ein Knabe, und der sollte getauft werden. Aber sie konnten keinen aufstreiben, der Gevatter bei ihm stehen wollte; alle entschuldigten sich, weil sie fürchteten, das Kind würde ihnen zur Last fallen, da seine Eltern so arm waren. Es traf sich nun an dem Tage, als sie den Knaben zur Kirche bringen sollten, aber noch keinen Pather für ihn hatten, daß ein alter Bettler zu ihnen kam und sie in Gottes Namen um eine kleine Gabe bat. Sie gaben ihm von dem, was sie hatten, und er sah, daß etwas sie bedrückte, und erfuhr den Zusammenhang. Da erbot er sich, bei dem Kinde Gevatter zu sehn. „Ihr werdet es nicht be-

reuen," sagte er. Und in ihrer Noth nahmen sie das Anerbieten an, und gingen mit dem Kinde zur Kirche, und der alte Bettler stand Gevatter.

Aber sie hatten vergessen, ihm zu sagen, wie das Kind heißen solle, und als der Prediger nach dem Namen frug, sagte der Pathe: „Meiner Treu! was weiß ich?“ Der Prediger hörte „Meiner Treu“, und er taufte den Knaben mit diesem Namen, und in das Kirchenbuch schrieb er „Meinhard Treu“. Die Eltern waren recht froh über den Namen; er hätte nie einen bessern bekommen können, sagten sie, jetzt habe er ja sowohl Vornamen wie Zunamen. Sie nahmen den Alten mit nach Hause und bewirtheten ihn, so gut sie es vermochten. Ehe er ihnen Lebewohl sagte, zog der Alte einen kleinen rostigen Schlüssel aus der Tasche und sagte zum Vater: „Hebe ihn gut auf, bis der Junge vierzehn Jahre alt ist! Er paßt zu dem Pathengeschenk, das dann für ihn eintreffen wird.“ Und damit sagte der Pathe Lebewohl und Dank, und sie sahen ihn niemals wieder.

Der Knabe wuchs und gedieh und schlug in jeder Hinsicht gut ein; er wurde groß und stark, und war ehrlich und wahrheitsliebend, so daß er seinen Eltern keine Sorge und seinem Namen keine Schande machte. Der Schlüssel wurde nicht besser aufgehoben, als daß

der Knabe ihn als Spielzeug erhielt und ihn fortwarf. Viele Jahre nachher, als er so groß geworden war, daß er dem Vater bei der Arbeit helfen konnte, und Dünger graben half, fand er einen Schlüssel im Misthaufen. Er zeigte ihn seiner Mutter, und sie erkannte ihn; es sei der, den er als Pathengeschenk bekommen habe, sagte sie, und sie erzählte ihm jetzt alles von dem alten Manne, und was er gesagt hätte. Der Knabe steckte den Schlüssel in die Westentasche und hielt ihn fortan in Ehren.

Der Tag, an welchem Meinhard sein vierzehntes Jahr vollendete, ward ein merkwürdiger Tag für ihn. Als er und seine Eltern an diesem Morgen aufstanden, sahen sie gerade vor der Thür ein hübsches kleines Haus stehen, das sie nie zuvor gesehen und dessen Gleichen sie auch niemals gesehen hatten. Es war von Brettern erbaut und von oben bis unten kunstvoll geschnitzt; es war ein wahres Prachtthaus in Vergleich mit dem, das sie selbst bewohnten. Aber es waren gar keine Fenster in dem Hause; die einzige Oeffnung an demselben war eine hohe Thür im Giebel; aber die war jetzt verschlossen. Der Mann und die Frau standen da und rissen die Augen auf und konnten sich gar nicht denken, was das sein und wie es hergekommen sein könne. Aber Meinhard Treu sagte: „Das ist

mein Pathengeschenk," und er zog den alten rostigen Schlüssel aus der Tasche und versuchte ihn in der Thür. Ja, der paßte vortreflich, und nun ging er in das Haus. Da drinnen stand das schönste kleine graue Reitpferd, gezäumt und gesattelt, und an der Wand hing ein ganzer Anzug neuer schöner Kleider.

Meinhard zog dieselben an: sie paßten ihm wie angegossen; und er schwang sich aufs Pferd: selbst die Steigbügel hatten gerade die entsprechende Länge. Und als er im Sattel saß, sagte er Vater und Mutter Lebewohl, denn jetzt wollte und mußte er in die Welt hinaus und sein Glück versuchen.

Er sprengte also des Weges dahin, und das Pferd mochte wohl springen können: es war, als flöge er durch die Luft. Als er ein tüchtiges Stück geritten war, sagte das Pferd: „Wenn du hungrig wirst, greif nur in mein rechtes Ohr, und wenn du durstig wirst, greif in mein linkes.“ — „Wie!“ sagte Treu, „kannst du sprechen, mein gutes Pferd? Das ist ja prächtig!“ Und es war auch prächtig, immer eine Herzstärkung bei der Hand zu haben. Es ging jetzt in fliegender Eile über Berg und Thal. Endlich kamen sie durch einen Wald, dort war es schön kühl; das Pferd ging im Schritt und verschnauzte nach dem stürmischen fluge. Da sah Treu etwas auf dem Wege

blinken, es war eine Vogelfeder, die wie pures Gold glänzte. „Die muß ich haben,“ sagte Treu und wollte absteigen, um sie aufzuheben. „Nein, laß sie liegen!“ sagte das Pferd, „sonst wirst du's bereuen.“ Da ließ er sie liegen und ritt weiter. Wieder sah er eine Feder auf dem Wege liegen, die blinkte noch mehr als die erste. Treu wollte sie wieder aufheben, aber das Pferd sagte wie vorhin: „Laß sie liegen! sonst wirst du's bereuen.“ Aber als sie etwas weiter kamen, lag wieder eine Feder da, noch schöner als die andern; die konnte Treu nicht liegen lassen, obschon das Pferd sagte: „Willst du meinem Rathe folgen, so laß sie an ihrem Ort bleiben! Du wirst es sonst bereuen.“ Treu sprang trotzdem hinab und hob die Feder auf; und als er das erst gethan hatte, konnte er sich auch nicht enthalten, eine zweite und dritte Feder derselben Art aufzuheben, die weiterhin auf dem Wege lagen.

Es waren seltsame Federn: jede einzelne blinkte wie pures Gold, aber wenn man sie zusammenhielt, dann stand ein Bild in ihnen: es war der schönste Frauenkopf, den man sich denken konnte. Treu fand es schwer, seine Augen wieder von demselben abzuwenden. Endlich barg er doch die Federn behutsam in seiner Tasche, und dann ging's wieder in sausender

Eile von dannen, bis sie an ein großes Königsschloß kamen. „Hier mußt du hineingehen und Dienste nehmen,“ sagte das Pferd.

Treu schwang sich also vom Rücken desselben herab und ging zum Stallmeister und frug ihn, ob er nicht eine Anstellung dort im Stalle erhalten könne; er begehre keinen anderen Lohn, als das Futter für sein kleines graues Pferd. So wurde er denn als Stalljunge angenommen. Es gab dort viel für ihn zu sehen und zu lernen, und er wartete die Pferde des Königs gut, aber er vergaß dabei nicht, sein eigenes zu pflegen, und so ging alles eine Zeitlang gut. Treu hatte sein eigenes Kämmerlein drunten im Stalle, und abends, wenn er mit seiner Arbeit fertig war, ging er dorthinein, und verhängte die Fenster sorgfältig, und dann zog er seine drei Goldfedern hervor. Sie leuchteten wie die Sonne, so daß es in der Kammer hell wie der Tag war, und mitten auf den Federn strahlte das schöne Frauenbild, an dem sich Treu nimmer satt sehen konnte. Er saß dort einen Abend nach dem andern und zeichnete das Bild ab, so gut er vermochte. Es schien ihm niemals gut genug zu werden, er begann daher wieder von vorne, und es ward auch besser und besser. Aber es war ja verboten, Licht im Stalle zu brennen, und wie gut Treu

auch die Fenster verhängte, so war doch bemerkt worden, daß es hell in seiner Kammer war. Das wurde also dem Stallmeister berichtet, und er mußte hinabgehen, um sich davon zu überzeugen. Ja, es verhielt sich wirklich so: drinnen beim Stalljungen war es hell. Aber ehe der Stallmeister zu ihm herein kam, hatte Treu die Federn versteckt, und es war kein Licht zu entdecken. Aber das Bild, an dem er zeichnete, hatte er nicht beiseite schaffen können; das nahm der Stallmeister mit. Und am folgenden Morgen ging er zum König hinauf und beschwerte sich über Treu: er habe gegen das Verbot Licht in seiner Kammer, sagte er, obschon kein Licht zu finden gewesen sei, und dort sitze er und zeichne solche Bilder wie dies, und dann zeigte er es dem König.

Der König wollte der Sache auf den Grund kommen, und er ließ Treu zu sich berufen. „Was für ein Bild ist das?“ frug der König. Ja, das sei eins, das er selbst gezeichnet habe. „Hast du noch mehr?“ frug der König. Ja, das habe er, und er mußte sie holen, es waren an dreißig Stück, und alle stellten eins und dasselbe dar, aber das letzte war doch das beste. „Wonach zeichnest du?“ frug der König, „und wie kannst du im Dunkeln sitzen und zeichnen? denn du sagst ja, du hättest kein Licht im

Stalle gebrannt.“ Nun mußte Treu mit der Sprache heraus, so ungeru er wollte, und er mußte die Federn holen und den König sie sehn lassen. Der König stand lange und schaute sie und das Bild an, das in ihnen stand. Dann frug er: „Wen soll das vorstellen?“ Das wußte Treu nicht. „O, du weißt wohl mehr, als du bekennen willst,“ sagte der König; „aber da du es nicht sagen willst, sage ich es dir: es ist das Bild der schönsten Prinzessin in der ganzen Welt. Und die hätte ich haben sollen, als ich noch jung war; jetzt bin ich ein alter Knabe. Und sie gebührte mir von rechtswegen; denn ich hatte das ganze Reich ihres Vaters erobert und ihn umgebracht. Aber da verschwand sie mir, und seitdem hat niemand sie finden können. Alle, die ich ausgesandt habe, nach ihr zu suchen, sind mit leeren Händen zurückgekommen. Und ich habe mich nie mit einer andern verheirathen wollen; dazu hielt ich mich zu gut; denn sie war, wie gesagt, die Allerschönste, und das ist sie gewiß noch. Und du weißt wohl, wo sie ist, da du ihr Bild hast. Und jetzt sollst du sie mir herbeischaffen, oder es kostet dich dein Leben.“

Es half nichts, so viel Treu auch versichern mochte, er wisse nicht, wo sie sei; er habe nur die Federn auf der Landstraße gefunden. Der König blieb

dabei: Treu solle ihm geloben, die Prinzessin zu holen, sonst solle er auf der Stelle gehenkt werden. „Ich will's versuchen,“ sagte Treu. Dann habe er doch so lange Frist, dachte er. Und er ging in den Stall hinab zu seinem kleinen grauen Pferde, um zu jammern und zu klagen: er solle eine Prinzessin herbeischaffen, von der er gar nicht wisse, ob sie auf der Welt sei. „Es geschieht dir ganz recht,“ sagte das Pferd; „das ist für die erste Feder, die du aufhobst. Ich sagte dir ja, du würdest es bereuen. Aber gleichviel, diesmal kann ich dir wohl helfen, obschon du doch einmal sterben mußt.“ Dann unterrichtete ihn das Pferd: die Prinzessin, welche das Bild darstelle, sei allerdings noch am Leben, und sie sei noch die Allerschönste in der ganzen Welt; aber sie wohne auch auf einem Schlosse ganz draußen am Ende der Welt. Und sie sei in einen Vogel verwandelt, der die glänzenden Federn trage, von denen Treu einige gefunden. Wenn er sie nun finden und holen solle, dann müsse er zum Könige gehn und erst ein Kriegsschiff mit voller Besatzung verlangen, denn man hätte über ein großes Meer zu fahren. Und das Schiff müsse ganz von Mahagoniholz erbaut und mit kupfernen Nägeln und kupfernem Panzer beschlagen sein; sonst könne es die lange Reise nicht aushalten.

Treu ging zum Könige und verlangte das Schiff, und der König versprach, er solle es erhalten. Der König befaß nicht ein derartiges Schiff, sondern mußte es erst bauen lassen, so daß einige Zeit damit hinging. Als das Schiff fertig war, meldete Treu es seinem kleinen grauen Pferde, und da sagte daselbe: „Geh jetzt wieder zum Könige hinauf und verlange hundert Tonnen Rindfleisch und hundert Tonnen Waizenmehl, zu Brod gebacken, und hundert Tonnen Würmer! Und dann mußt du noch hundert Handkarren haben, deren jeder zwei Tonnen faßt, und zweihundert Jugiemen für die Mannschaft, welche die hundert Karren ziehen soll, denn ihr müßt noch eine Strecke über Land reisen, wenn ihr bis zu dem Lande am Ende der Welt gefahren seid.“ Treu ging zum Könige, und er erhielt alles, was er verlangte, und es wurde an Bord des Kriegsschiffes gebracht. Dann ging er wieder zu seinem kleinen grauen Pferde und meldete ihm dies. Da sagte das Pferd: „Jetzt magst du mir erst eine Tonne Hafer geben; dann nimm mir den Halfter ab, und geh ruhig an Bord!“ Treu that das, und gerade als sie vom Lande abstiegen, kam ein weißer Pudelhund aufs Schiff gesprungen und legte sich zu Treu's Füßen nieder. Da begriff er wohl, daß er seinen Helfer bei sich auf der Reise hatte.

Das Schiff glitt rasch über die Wellen, und es hatte immer günstigen Wind, so daß sie bald mitten draußen auf dem wilden Weltmeere waren. Dort ließ Treu, nach dem Rathe des Pudels, die hundert Tonnen Würmer ins Wasser werfen, als ein Geschenk für alle Fische des Meeres. Und die leeren Tonnen wurden hinterdrein geworfen: mit denen sollten die Walfische spielen. Und alle Fische kamen herbei und ließen sich das leckere Mahl schmecken, und alle Walfische umtanzten das Schiff und spielten Ball mit den Tonnen. So fuhrten sie immerzu, bis sie zu dem Lande am Ende der Welt kamen. Dort gingen sie ans Land und verluden die hundert Tonnen Rindfleisch und die hundert Tonnen zu Brod gebackenes Waizenmehl auf die hundert Handkarren, und die zweihundert Mann, welche die Besatzung des Schiffes bildeten, legten die Zugriemen an, zwei an jedem Karren, und so zogen sie landeinwärts. Zuerst stießen sie auf ein ungeheures Rudel Wölfe und Bären, welche heulten und brummten und sich mit einander bisßen und balgten vor lauter Hunger. Denen gab Treu die hundert Tonnen Rindfleisch, da waren sie froh und ließen ihn fürbaß ziehen. Dann stießen sie auf einen Schwarm Riesen, die sich zankten und prügelten, weil sie nur ein Brod hatten, das sie alle

haben wollten, so hungrig waren sie. Denen gab Treu die hundert Tonnen zu Brod gebackenes Waizenmehl, da wurden sie froh und machten Platz für Treu mit seinem Hunde und seinen Leuten, und „Danke!“ sagten die Riesen, „nun haben wir hundert Jahre lang hier gestanden und uns geprügelt, ohne einen Bissen zu bekommen. Wenn du unsrer Hilfe bedarfst, magst du ihrer gewiß sein.“

Da sandte Treu all seine Leute zum Schiffe zurück, während er und sein Hund immer weiter gingen, bis sie das Schloß erblickten, das wie die Sonne blühte. „Jetzt müssen wir warten,“ sagte der Hund, „bis es die rechte Zeit ist. Denn niemand kann in das Schloß gelangen, außer in drei Stunden des Tages; denn es liegen so viel giftige Schlangen und Molche rings um das Schloß, und sie schlafen nur während der drei wärmsten Stunden am Tage, daß man lebend an ihnen vorüber kommen kann.“ Als es nun die rechte Stunde war und alle Schlangen und Molche in Schlaf gefallen waren, ging Treu mit seinem Pudel ins Schloß, und der sagte ihm, was er zu thun habe. Thore und Thüren standen offen, und Treu ging ins Schloß hinein, von einem Saal in den andern, bis er in einen Saal kam, wo ein Goldvogel auf einer Stange saß und schlief. Der hatte gerade solche Federn

wie die, welche Treu gefunden. Und er schlich leise hin, und riß dem Vogel die längste Schwanzfeder aus. Derselbe fuhr aus dem Schlummer empor; aber im selben Augenblick stand er da, in die schönste Prinzessin verwandelt, welche ganz dem Bilde glich, das Treu so gut kannte. „Wie kamst du an meinen Hunden vorüber?“ frug sie. „Denen gab ich so viel Fleisch, wie sie fressen konnten.“ — „Wie kamst du an meinen Riesen vorüber?“ frug sie. „Denen gab ich so viel Brod, wie sie haben wollten.“ — „Wie kamst du an meinen Schlangen und Molchen vorüber?“ frug sie. „Ich wählte die rechte Zeit,“ antwortete Treu. „Was willst du hier?“ frug sie dann. „Ich bin hergekommen, um dich zu einem Könige in weiter Ferne zurück zu bringen, der dich zu seiner Königin haben will. Und jetzt mußt du mir folgen,“ sagte Treu. „Ja morgen,“ sagte sie; „jetzt sollst du erst mit mir zu Tische gehn und etwas speisen.“ Dann kamen sie in einen Saal, wo ein gedeckter Tisch mit vielen Gerichten und Schüsseln stand, und sie setzten sich an denselben. Aber Treu wollte nur von der obersten Schüssel essen und rührte nichts von allem Uebrigen an. Das hatte der Hund ihm nämlich gesagt, und jetzt hütete er sich wohl, demselben irgendwie ungehorsam zu sein. Die Prinzessin ging umher und zeigte Treu das ganze

Schloß mit all seinen Herrlichkeiten; aber es war nicht eine lebende Seele zu sehen, außer der Prinzessin, die ein Vogel gewesen war. Dann wies sie ihm ein prächtiges Schlafzimmer mit vielen gemachten Betten, und sagte ihm, in eins davon möge er sich legen und bis zum anderen Morgen schlafen. Aber Treu antwortete: Nein, er wolle im Schloßthor mit seinem Hunde schlafen, und das that er auch.

Am nächsten Tage ging Treu zur Prinzessin hinauf und frug, ob sie ihm jetzt folgen wolle. „Nein,“ sagte sie, „erst mußt Du mich unter den Docken Seide herausfinden, die hier liegen;“ und in demselben Augenblick war sie verschwunden, und es lag ein großes Bund Seidendocken von allen Farben da. Aber Treu wußte Bescheid, da der Hund ihn belehrt hatte: er suchte eine einzelne Docke Seide heraus, die ein bißchen dunkler als alle übrigen war; die ergriff er, und dann zog er sein Messer und that, als ob er sie zerschneiden wolle. Sogleich stand die Prinzessin neben ihm und bat ihn, es zu unterlassen, denn ihr Leben hing an der Docke Seide. Dann mußte Treu sich wieder mit ihr zu Tische setzen; und jetzt aß er nur von der untersten Schüssel und ließ alle anderen unberührt. Sie wollte ihn dann wieder bereden, in einem der gemachten Betten zu schlafen; aber Treu schlief im

Thore bei seinem Hund. Am dritten Tage wollte die Prinzessin ihm noch nicht folgen, ehe Treu sie in einem Bündel Stroh gefunden hätte. Sie versteckte sich nun in einem Strohhalm, der ein bißchen heller als die anderen war. Treu fand denselben und that wieder, als ob er ihn zerschneiden wolle. Da stand die Prinzessin neben ihm und bat ihn, es zu unterlassen; jetzt wolle sie ihm folgen. Erst ging sie durchs ganze Schloß umher und schloß alle Thüren zu und nahm die Schlüssel mit, und zuletzt verschloß sie auch das Thor und nahm den Schlüssel mit. Es war ein schweres Schlüsselbund, das sie zu schleppen hatte. Dann ging sie mit Treu vom Schlosse fort. Den ganzen Weg bis zum Strande mußten sie zu Fuße wandern. Endlich kamen sie an Bord und hiften die Segel auf, und sie hatten eben so günstigen Wind auf der Heimfahrt, wie sie auf der Hinreise gehabt hatten.

Mitten draußen auf dem Wasser nahm die Prinzessin ihre Gelegenheit wahr und warf das Schlüsselbund ins Meer. Aber der Pudel sah das und berichtete es Treu, und dieser rief die fische herbei und bat sie, die Schlüssel herauf zu holen. Und die fische gedachten des leckeren Mahls, das er ihnen gegeben hatte, und sie begannen danach zu suchen, große wie kleine. Aber es dauerte lange, und keine Schlüssel

waren zu finden; denn das Meer ist ja groß und tief, und es sind Berge und Thäler und Löcher und Höhlen da drunten. Das that den Weißfischen so leid, daß sie zu weinen begannen; und daher kommt es, daß sie noch immer rothe Augen haben. Allein endlich kam doch ein alter Hornhecht mit dem Schlüsselbund angeschwommen, er hatte es zwischen zwei großen Steinen gefunden, und dort hatte es so festgeessen, daß er sich den einen Schnabel abgebrochen hatte, als er es losriß; und daher kommt es, daß der Hornhecht noch einen langen und einen kurzen Schnabel hat. Als Treu das Schlüsselbund erhielt, steckte er es zu sich, ohne daß die Prinzessin etwas davon erfuhr.

Endlich kamen sie denn in das Land des Königs zurück, und der alte König war sehr erfreut über die Prinzessin, die noch eben so jung und eben so schön war, wie sie immer gewesen; und jetzt wollte er gleich Hochzeit mit ihr machen. Aber sie sagte: Nein, daraus würde nichts, ehe ihr eigenes Schloß mit all seinen Herrlichkeiten neben dem Schlosse des Königs stünde. Das sei ihre Bedingung, und ehe die erfüllt sei, könne von keiner Hochzeit die Rede sein.

Der König ließ sogleich Treu rufen und sagte, es sei recht schön, daß er die Prinzessin herbeigeschafft habe; allein das nütze doch gar nichts, wenn sie nicht

ihr eigenes Schloß hier habe. Warum habe er das nicht ebenfalls mitgebracht? Er müsse geloben, ihm das zu schaffen; sonst solle er gleichwohl sein Leben verlieren. Da wurde es Treu ganz schlimm zu Muthe, und er ging zu seinem kleinen grauen Pferde hinunter, das wieder im Stalle stand, und klagte ihm seine Noth. Jetzt sei es wohl eben so gut, daß er stirbe, sagte er, denn das könne er doch unmöglich vollbringen; und er habe auch keine Lust, länger zu leben, wenn die schöne Prinzessin mit dem alten König vermählt worden sei. „Ja, das hast du für die zweite Feder, die du aufhobst,“ sagte das Pferd; „sagte ich dir nicht, du würdest es bereuen? Aber dies Mal kann ich dir wohl noch helfen, obschon du doch einmal sterben mußt. Geh zum König und verlange ein neues Schiff, ganz wie das vorige, mit eben so vieler Mannschaft und mit der gleichen Ladung!“

Treu that das, und er erhielt alles, und, um es kurz zu erzählen, es ging wie das vorige Mal: der Pudelhund reiste mit, die Fische erhielten die hundert Tonnen Würmer, und die Walfische erhielten die leeren Tonnen, um damit zu spielen; Treu kam zu dem Lande am Ende der Welt, Bären und Wölfe erhielten die hundert Tonnen Fleisch, und die Riesen erhielten die hundert Tonnen zu Brod gebackenes Mehl. Und

als sie zu dem Schlosse kamen, das wie die Sonne blühte, da packten alle Riesen dasselbe an und trugen es, wie es stand, bis zum Strande hinab, und dort kamen alle Walfische herangeschwommen und trugen es auf ihren breiten Rücken über das Weltmeer und schoben es aufs Land hinauf, so daß es dicht bei dem Schlosse des Königs zu stehen kam.

Als der Prinzessin gemeldet ward, daß ihr Schloß angelangt sei, die Hochzeit jetzt also stattfinden könne, da sagte sie, das Schloß nütze ihr nichts, wenn sie keine Schlüssel dazu habe, und die seien ihr auf der Reise abhanden gekommen. Der König meinte erst, das habe wohl keine Noth: es gebe Schmiede genug im Lande. Allein obschon man sie alle kommen ließ, war doch kein Schmied im Stande, einen Schlüssel oder Dietrich zu verfertigen, der eins der Schlösser aufschließen konnte. Da ließ der König Treu wieder rufen und drohte ihm den Tod an, wenn er nicht gelobe, die Schlüssel herbei zu schaffen. Dies Mal nahm Treu sich's nicht so nahe: er hatte ja das Schlüsselbund, und es ward sogleich zur Prinzessin hingebracht. Jetzt stehe doch wohl der Hochzeit nichts mehr im Wege?

Doch, sagte die Prinzessin, es sei noch Eins, was sie durchaus haben müsse, ehe sie Hochzeit geben könne.

Das sei eine Flasche Lebenswasser und eine Flasche Todeswasser. Das müsse sie erst haben; und wer alles andere habe vollbringen können, müsse leicht auch dies herbeischaffen können; der König brauche es ihm nur zu befehlen. So wurde denn Treu wieder gerufen, und der König sagte, alles, was er bis jetzt vollbracht, sei ganz werthlos, wenn er ihm nicht das Lebenswasser und das Todeswasser herbeischaffe. Das solle und müsse er, und zwar bald; sonst müsse er sein Leben am Galgen enden.

Da ging Treu wieder in den Stall hinunter zu seinem kleinen grauen Pferde und erzählte demselben, was der König jetzt von ihm verlange. Jetzt wolle er nicht länger leben, sagte Treu, er wolle nur dem Pferde Lebewohl sagen, und dann möge ihn hängen, wer da wolle. „Ja,“ sagte das Pferd, „das hast du für die dritte Feder, die du vom Wege aufhobst. Ich sagte dir wohl, du würdest es bereuen. Aber ich will trotzdem versuchen, dir aus dieser Bedrängniß heraus zu helfen, obschon du doch einmal sterben mußt. Geh jetzt nur zum Könige hinauf und verlange zwei silberne Flaschen; auf der einen soll „Lebenswasser“ und auf der andern „Todeswasser“ geschrieben stehn. Dann magst du mich satteln und zum Hofe hinaus reiten.“

Treu erhielt die zwei silbernen Flaschen, und setzte sich wieder auf seinen kleinen Grauschimmel, und ritt

von dannen. Als er zum Hofe hinaus schwenkte, stand die Prinzessin droben am Fenster, und als sie das Pferd erblickte, sprach sie: „Ja, wenn du einen solchen Helfer hast, kann es dir leicht gelingen.“ Treu ritt jetzt, wohin das Pferd ihn tragen wollte, und das war weit hinweg über Berg und Thal in ein fremdes Land. Als sie dort in einen dichten Wald gekommen waren, stand das Pferd still und sagte zu Treu, er solle absteigen und zu einem Baume gehen, welcher dort stand, worin ein Rabennest war. Dort solle er warten, bis die Alten vom Neste fortgeflogen wären; dann solle er hinaufklettern und eins der Jungen herausnehmen und es erdrosseln, aber es im Neste liegen lassen. Und die Flasche, auf der „Lebenswasser“ geschrieben stünde, solle er gleichfalls in das Nest legen. Treu machte es genau, wie das Pferd ihn geheißen hatte, und blieb dann in der Nähe und verwandte kein Auge vom Rabenneste. Bald kam der alte Rabe wieder und fand das Junge todt; da nahm er die Flasche und flog fort. Nach einiger Zeit kam er mit der Flasche zurück und sprengte etwas von dem Inhalt auf das erdrosselte Junge, das sogleich wieder lebendig war. Da lief Treu herbei, verscheuchte ihn vom Neste, kletterte hinauf und nahm die Flasche, die halb voll war, und kam mit derselben zurück. Jetzt, sagte das

Pferd, solle er eine Viper suchen und fangen. Er solle sie ein wenig auf den Kopf schlagen, daß sie ihn nicht beißen könne; aber er dürfe ihr nichts zu Leide thun. Dann solle er mit ihr in den Baum klettern und sie über dem Rabenneste festbinden. Und dann solle er die Flasche, auf der „Codeswasser“ geschrieben stünde, ins Nest legen. Das that Treu, und er sah bald den Raben zum Neste zurückkommen, die Flasche ergreifen und mit derselben fortfliegen; und nach Verlauf einiger Zeit kam er mit der Flasche zurückgestoßen, und sprengte etwas von dem Inhalt auf die Viper, die sogleich todt war. Treu kletterte schnell in den Baum, und das meiste war noch in der Flasche geblieben.

Als die Prinzessin nun die verlangten zweierlei Arten Wasser bekommen hatte, machte sie keine Einwendungen mehr gegen die Hochzeit, sondern sagte nur, sie müsse sich doch überzeugen, ob das Wasser das richtige sei. Das fand der König ganz in der Ordnung; aber weder er noch irgend ein anderer hatten Lust, es an sich selbst zu erproben. „Laß ihn kommen, der es geholt hat!“ sagte der König; „an ihm ist's doch zumeist, dafür einzustehen.“ Und so wurde Treu ins Schloß geholt. Die Prinzessin besprengte ihn mit dem Codeswasser, und er fiel sogleich um, kalt und

starr wie ein Leichnam. Aber dann besprengte sie ihn mit dem Lebenswasser, und da stand Creu wieder springlebendig auf, und er war jetzt ein so schöner Mann geworden, wie man je einen gesehen hatte, viel schöner, als er zuvor gewesen war. Da meinte der alte König, es wäre doch ein herrlich Ding, so neu und so jung und so schön zu werden, und er bat daher die Prinzessin, es mit ihm eben so wie mit Creu zu machen. Dazu war die Prinzessin bereit, und der König wurde erst mit Todeswasser und dann mit Lebenswasser besprengt, so daß er viel schöner wurde, als er seit lange gewesen war. Aber ihn dünkte, es sei noch nicht genug: er könne gewiß noch schöner werden, meinte er, wenn er es noch ein Mal mit sich vornehmen lasse. „Wie du willst,“ sagte die Prinzessin, und dann besprengte sie ihn mit dem Todeswasser. Aber darauf sagte sie: „Es ist kein Lebenswasser mehr da. Mag denn todt bleiben, was todt ist!“ Und dann sagte sie: „Hat nicht der Mann das meiste Recht, König im Lande zu sein, der alle diese Dinge vollbracht hat, die kein anderer Mensch zu vollbringen vermag: der mich vom Ende der Welt hergeholt hat, und mein Schloß ebenfalls, und die Schlüssel vom Meeresgrunde, und Lebenswasser und Todeswasser?“ Alle stimmten darin ein, oder wagten doch nicht, ihr

zu widersprechen; denn vom Todeswasser war noch mehr in der Flasche. Und so riefen sie Treu zum König im Lande aus; und die Prinzessin, die schönste und klügste in der Welt, hielt Hochzeit mit ihm, und alle beide waren sehr glücklich.

Am Hochzeitstage ging Treu alleine in den Stall zu seinem kleinen grauen Pferde: dem hatte er ja doch alles zu verdanken. Da sagte dasselbe zu ihm: „Nun habe ich dir so oft geholfen; erweise mir jetzt wieder einen Dienst! Nimm ein Schwert und schlage mir das Haupt ab, lege es neben meinen Schwanz, und segne es dann drei Mal!“ — „Nein, mein braves Pferd!“ sagte Treu, „das kann ich unmöglich thun.“ — „Du mußt und sollst,“ sagte das Pferd; „es ist zu meinem eigenen Heil.“ Da mußte ihm Treu wohl gehorchen, und er nahm ein Schwert und hieb ihm das Haupt ab und legte es neben seinen Schwanz, und er segnete es drei Mal; und im selben Augenblick stand ein schöner Prinz vor ihm: das war der Bruder der Königin, der gleich ihr verzaubert gewesen war, und sie gingen jetzt Hand in Hand hinein, und es ward eine Freude ohne Gleichen, und die Hochzeit währte vierzehn Tage und fünfzehn Nächte. Und Treu und seine Königin und ihr Bruder leben glücklich bis auf den heutigen Tag.

Jungfer Lene von Söndervand.

Es war einmal ein Hofbauer, welcher drei Söhne hatte; der älteste hieß Peter, der zweite Paul, und der dritte Esbeen. Peter und Paul waren ein paar flinke, aufgeweckte Bursche: sie konnten hören und sehen, spielen und lachen, pflügen und säen, mähen und dreschen, und ihr Vater hatte viel Nutzen von ihnen; aber der jüngste war ein armer, blöder Tropf, der sich um nichts kümmerte und sich mit nichts beschäftigte; er sagte nie etwas, sondern ging wie im Schlaf umher, oder er lag am Heerd und störte in der Asche; deshalb nannte man ihn Esbeen Aschenfiesť.

Es war ein guter Hof mit reichen Feldern und grünen Wiesen; aber mitten zwischen ihnen lag ein Stück unbenutztes Haideland; das war voll großer Steine und mit Haidkraut bewachsen. Esbeen mochte gern da drauſen liegen und zu den Wolken empor

blicken oder schlafen und träumen. Aber Peter und Paul mochten das Stück Land nicht so unnütz liegen lassen, und sie baten ihren Vater um Erlaubniß, es umroden zu dürfen; das werde sich gut lohnen, sagten sie, denn die Erde sei an und für sich recht gut. Der Vater gab ihnen auch Erlaubniß, es zu versuchen; es gehe freilich ein altes Gerede, daß dies Stück Land den Elfen gehöre, aber das sei nur ein alter Aberglaube, um den man sich nicht zu kümmern brauche.

So machten sich denn Peter und Paul mit bestem Willen ans Werk; sie räumten die Steine beiseit auf einen Haufen, und sie pflügten und säeten. Sie säeten Waizen auf den neuen Acker, derselbe ging gut auf und hielt sich gut durch den Winter, und im nächsten Frühjahr entfaltete er ein Wachsthum, das ohne Gleichen war. Kein anderes ihrer Felder sah annähernd so gut wie dieses aus, gerade bis zur St. Johanniszeit; aber da nahm die Freude ein jähes Ende, denn iust in der Mittsommernacht wurde die ganze Ernte auf eine seltsame Weise verwüstet: der Acker war wie niedergetreten, jeder Halm war geknickt und konnte sich nie mehr erheben. Niemand konnte begreifen, wie das zugegangen sei; aber es war nichts anders zu thun, als den Acker umzupflügen, und so wurde er zu Weideland bestimmt.

Im nächsten Frühjahre stand dort höheres und schöneres Gras, als auf irgend einer ihrer Wiesen. Aber dann ging es wie das vorige Mal; in der Mittsommernacht wurde alles Gras niedergetreten, gerade als es hätte gemäht werden sollen, und sie hatten auch in diesem Jahre keinen Nutzen von dem Acker. So wurde er denn umgegraben und lag den Winter über brach, aber im nächsten Frühjahre ward er mit Flachs besäet. Derselbe ging prächtig auf, und vor dem St. Johannistage stand der Flachs in Blüte. Es war ein herrlicher Anblick, und Peter und Paul freuten sich darüber. Aber sie erinnerten sich recht wohl, wie es in den beiden früheren Jahren gegangen war, und sie kamen überein, daß einer von ihnen in der Mittsommernacht draußen wachen solle, um sich zu überzeugen, ob wieder jemand die Ernte verwüsten würde. Peter, als der älteste, wollte das übernehmen; er war ein starker und stinker Bursch, er nahm einen tüchtigen Knittel mit und setzte sich draußen neben den großen Steinhaufen, den er mit zusammengesleppt hatte, als sie den Acker urbar machten. Es war ein lieblich heller und stiller, milder Abend; Peter wollte sich wach halten, aber er fiel doch in Schlaf, und er erwachte erst um Mitternacht durch ein schreckliches Sausen und Brausen in der Luft und

dadurch, daß die Erde unter ihm bebte; und als er sich umsehen wollte, war der Himmel pechrabenschwarz, und mitten aus all dem Schwarzen blitzte etwas Rothes hervor, das wie ein glühender Drache ausfah. Da wurde es Peter so angst, daß er seine Beine in die Hand nahm und nach dem Hofe zurück lief.

Es entlud sich jedoch kein Gewitter in dieser Nacht, aber als sie morgens nach ihrem Flachsfelde sahen, war dasselbe ganz niedergetreten, und die ganze Ernte war verwüstet. Darüber waren sie alle sehr ärgerlich, besonders aber Paul; er sagte, Peter habe sich wie eine Memme benommen und sei von seinem Wachtposten fortgelaufen, ohne sich zu überzeugen, wer es sei, der ihnen jedes Jahr diesen Tort zufüge. Im nächsten Jahr säeten sie Buchweizen auf den Acker, und der stand so üppig wie möglich bis zum Tage vor der Mittsommernacht; und jetzt wollte Paul hinaus und Wache halten. Er setzte sich auch neben den Steinhaufen und wollte wach bleiben; aber er fiel ebenfalls in Schlaf und erwachte um Mitternacht dadurch, daß er ein Sausen und Brausen in der Luft vernahm und die Erde unter sich beben fühlte. Der Himmel war wieder schwarz wie Pech, und er sah den glühenden Drachen am Himmel, der näher und näher kam, und jetzt begann der ganze

Acker wie ein Lafer zu wallen, und es summt und brummt vor seinen Ohren, daß ihm ganz ohnmächtig ward. Da hielt er nicht länger Stand, sondern war froh, daß er mit heiler Haut nach Hause kam. Aber am nächsten Morgen war der Buchweizen niedergetrampelt, daß der Acker einer Stubendiele glich.

Da wollten weder Peter noch Paul mehr Arbeit auf das Haidefeld verwenden, und im nächsten Frühjahr wuchs auf demselben, was da wollte, an Gras und an Blumen: da waren weiße Anemonen und blaue Kornblumen und rother Mohn, und das Haidekraut wagte sich wieder hervor; es hatte an den Grabensäumen gehockt, während die Brüder so eifrig mit Pflug und Egge gewirthschaftet. Jetzt war keiner mehr, der sich um den Acker kümmerte, als Esbeen: er freute sich heuer mehr über denselben, als er es in den drei letzten Sommern gethan hatte, und er lag wieder oftmals draußen und blickte zu den Wolken empor. Und spät am St. Johannisabend schlich er dort hinaus; er hatte den größten Theil des Tags über geschlafen, denn er wollte die Nacht über wach bleiben. Er wollte wissen, was für ein Unfug dort in der Mittsommernacht getrieben ward, mochten es nun Elfen oder wer sonst immer sein. Drüben am Steinhaufen stand ein hoher Baum, das war eine

alte Esche, die viele hundert Jahre dort gestanden, und die hatten auch die Brüder stehen lassen, als sie das Feld umrodeten, denn sie stand an der Grenzmark, und am Fuße derselben lagen einige der größten Steine, die sich auf dem Haideland befanden. Darum hatten sie alle anderen Steine dorthin geschleppt, so daß der Baum jetzt mitten in dem Steinhäufen stand. Auf diesen Baum kletterte Esbeen hinauf, und saß nun ganz still und hielt sich vollkommen wach bis Mitternacht. Da hörte auch er ein Sausen und Brausen, das die ganze Luft erfüllte, und er sah den Himmel sich schwärzen, als würde ein dichter Vorhang rings über denselben gezogen, und an dem schwarzen Himmel sah er einen rothen Schein, der näher und näher kam und dann einem glühenden Drachen mit drei Häuptionen und drei langen Schwänzen glich. Und je mehr er sich näherte, desto mehr nahm der Sturm zu, und ein Wirbelwind fuhr auf das Feld herab und kreiste dort umher und knickte jeden Stengel und jeden Halm, als würden sie zertrampelt, und die alte Esche schlug mit ihren Zweigen und schaukelte ihren alten Stamm, daß Esbeen sich festklammern mußte, um nicht vom Wirbelwinde mit hinweg gerissen zu werden. Allein plötzlich wurde es still; der Himmel ward wieder hell, und statt eines glühenden Drachens mit drei Häuptionen

sah Esbeen jetzt gleichsam drei große weiße Schwäne; aber als sie noch näher kamen, sah er, daß es drei Frauengestalten in Federgewändern waren, mit großen weißen Schwingen und langhin flatternden Schleiern, und sie ließen sich aus der Luft herab gerade neben dem Baume, auf dem er saß. Dort streiften sie ihre Federhüllen ab: die Schwingen falteten sich zusammen, und am Fuße des Baumes lagen nur drei weiße Schleier, so fein wie Spinnengewebe. Sie selbst aber sprangen aufs Feld hinaus und tanzten in der Runde, während sie einander an den Händen anfaßten; und dazu sangen sie: Esbeen hatte nie etwas so Schönes gehört, und eben so wenig hatte er je etwas gesehen, was den drei jungen Mädchen glich, die ganz weiß gekleidet waren, mit Goldkronen auf ihren Häuptern.

Lange saß Esbeen ganz still auf dem Baume und erfreute sich des herrlichen Anblicks. Er wagte sich nicht zu regen, um nicht die schönen seltenen Vögel zu verschrecken. Als sie aber fortfuhren, in einiger Entfernung von ihm zu tanzen, ließ er sich ganz leise vom Baume hinabgleiten, raffte die drei weißen Schleier auf und fletterte dann wieder mit ihnen in den Wipfel. Die drei Schwanenprinzessinnen hatten nichts bemerkt; sie fuhren fort, auf dem Felde zu singen und zu tanzen, bis es drei Stunden nach Mitter-

nacht war. Da kehrten sie zum fuße des Baumes zurück und wollten ihre Federhüllen wieder anlegen. Aber die waren verschwunden. Sie liefen umher und suchten und suchten; endlich erblickten sie den jungen Burschen, welcher droben im Baume saß. Sie sprachen ihn an und sagten, er habe gewiß ihre Schleier weggenommen. Jawohl, sagte Esbeen. Da baten sie ihn flehentlich, er möge ihnen doch die Schleier wiedergeben. Sonst seien sie ganz unglücklich, sagten sie; und sie weinten und baten und versprachen, ihm so viel Gold und Silber für die Schleier zu geben, daß er reicher würde, als der König im Lande. Esbeen saß und schaute sie an: wie schön waren sie doch alle drei! Dann sagte er, sie erhielten ihre Schleier nur zurück, wenn eine von ihnen seine Frau werden wolle. „Ach nein!“ sagte die eine; „Nein, fürwahr nicht!“ sagte die andere; aber die dritte, das war die jüngste Prinzessin, die sagte: „Ja! Gieb uns jetzt unsre Schleier!“ Da erhielten die zwei ihre Schleier, aber sie erhielt nicht den ihrigen, bevor sie ihm ihre Hand und einen Kuß gegeben und einen Ring an seinen finger gesteckt und versprochen hatte, am nächsten Mittsommerabend wieder zu kommen und Hochzeit mit ihm zu halten. „Wir sind drei Schwestern,“ sagte sie, „und Königstöchter, und wir sind in einem Schlosse aufgewachsen,

das an dieser Stelle gestanden hat. Aber vor langer, langer Zeit sind wir von einer bösen Hexe geraubt worden, die uns zehntausend Meilen von hier gefangen hält. Nur in jeder Mittsommernacht dürfen wir hierher fliegen und unser Heim besuchen. Jetzt mußt du hier auf dieser Stelle ein Schloß bauen, worin unsre Hochzeit stattfinden kann, und du mußt alles königlich einrichten, und magst so viele Gäste laden, wie du willst, nur nicht den König in diesem Lande. Du sollst Mittel genug erhalten, um das Schloß zu bauen: brich einen Zweig von dem Baume, darin du gefessen, und schlage auf den größten Stein am Fuße desselben und sprich: „für Jungfer Lene von Söndervand!“ Dann dreht er sich um, und du findest unter ihm alles, dessen du bedarfst. Mit einem Schlag des Eschenzweiges und denselben Worten kannst du deine Schatzkammer öffnen und schließen, so oft du willst. Und nun bis dahin lebe wohl!“ sagte sie. Dann wand sie den Schleier um ihr Haupt, wie die andern es schon gethan hatten, und er wallte über sie hinab und spannte sich über ihr aus wie zwei große weiße Schwingen, und dann flogen sie alle drei auf: erst sahen sie wie drei weiße Schwäne aus, aber höher und höher schwebten sie hinan, und bald waren sie außer Sicht, ehe noch der erste Sonnenstrahl über den Acker fiel.

Lange stand Esbeen und blickte ihnen nach, ganz verwirrt von allem, was er gesehen und gehört und erlebt hatte. Endlich raffte er sich auf, brach einen Zweig von der Esche und schlug auf den Stein, mit den Worten: „für Jungfer Lene von Söndervand!“ und sogleich wälzte der Stein sich um, und unter demselben war der Eingang zu einer königlichen Schatzkammer voller Gold und Edelsteine, gemünzten Geldes, kostbarer Schmucksachen und künstlicher Geräthe: Trinkhörner und Leuchter und aller erdenklichen Zierathen für einen königlichen Tisch. Esbeen nahm so viel Gold- und Silbergeld, wie er tragen konnte, dann schlug er wieder auf den Stein und sprach dieselben Worte, und dann ging er heim zum Hofe seines Vaters.

Der Vater und die Brüder hätten ihn fast nicht wiedererkannt; er war nicht wie derselbe Mensch, als er an diesem Morgen ins Zimmer trat, so flink und so munter, das Haar aus der Stirn gestrichen, und mit funkelnden Augen. Dann sagte er ihnen, jezt wisse er, was den Acker in den vorhergehenden Jahren verwüstet habe. Derselbe solle nicht besäet, sondern es solle ein Schloß dort erbaut werden, und in dem solle am nächsten Mittsommerabend seine Hochzeit stattfinden. Zuerst glaubten sie, er habe ganz den

Verstand verloren; als sie aber all das Gold und Silber sahen, das er mitbrachte, kamen sie auf andre Gedanken und ließen ihn schalten und walten, wie es ihm gefiel.

Nun berief er Steinhauer und Zimmerleute, Maurer und Tischler, und setzte einen Meister über sie alle und sagte ihm, es solle ein königliches Schloß erbaut werden, und dasselbe müsse innerhalb eines Jahres vollständig fertig sein. Er gab dem Meister alles Geld, was derselbe verlangte; er konnte dessen ja genug aus seiner Schatzkammer nehmen; und nun gab's eine Emsigkeit ohne gleichen, mit Art und Säge, mit Hobel und Hammer, mit Meßloth und Maurerkelle; und bis zum Walpurgistag stand das Schloß fertig mit Thüren und Zinnen, mit Kupferdach und goldenen Wetterfahnen. Und dann ließ er alle Leute im Dorf und alle Bekannten aus der ganzen Harde zur Hochzeit laden.

Von dem Bau war natürlich viel geredet worden, und nicht minder wurde von der Hochzeit geredet, die am Mittsommerabend in dem neuen Schlosse stattfinden sollte. Am allermeisten jedoch war man darauf erpicht, zu erfahren, wer die Braut sein würde, denn ihren Namen wußte keiner. Da traf es sich eines Tages kurz vor der Mittsommerzeit, als alle schon



eingeladen waren, daß Esbeen's Vater dem König des Landes begegnete, der einen Spazierritt gemacht und den Weg am neuen Schlosse vorüber genommen hatte, von dem er so viel gehört. Der Hofbauer zog natürlich seinen Hut vor dem König, der seinen Gruß erwiderte und sagte, er habe von der großen Hochzeit gehört, die er für seinen jüngsten Sohn ansichte. „Ich hätte schon Lust,“ sagte der König, „ihn und seine junge Braut zu sehen.“ Da meinte denn der Bauer, er könnte doch nicht umhin, zu sagen, es würde ihnen eine große Ehre sein, wenn der König selbst zur Hochzeit kommen wollte. Dank, sagte der König, das wolle er gern, und dann ritt er seines Weges.

Der Hochzeitstag erschien, und die Gäste kamen, und der König kam auch; Esbeen war da, aber die Braut noch nicht. Man begann zu munkeln, die Sache hinge wohl nicht richtig zusammen; von der Braut hätte Esbeen wohl nur geträumt, und mit dem Schlaf sei sie wieder verschwunden. Gegen die Zeit des Sonnenuntergangs ging Esbeen vor das Schloß hinaus und blickte in die Luft empor. „Hm! soll sie von dorther kommen?“ sagten die Leute; „ja, dann ist sie wohl nur eine der Mücken, die Esbeen im Kopfe gehabt hat.“ Allein Esbeen war ganz ruhig;

er hatte einen Zug Schwäne durch die Luft streichen sehn, und er wußte jetzt, daß sie in der Nähe sei. Und gleich darauf fuhr ein prächtiger goldener Wagen, von sechs weißen Pferden gezogen, an der Treppe vor. Esbeen sprang an den Wagenischlag. Dort saß die Braut in strahlender Schönheit. Aber das Erste, was sie sagte, war: „Ist der König hier?“ Darauf mußte Esbeen antworten: „Ja! — aber er hat sich selbst eingeladen; ich habe ihn nicht geladen.“ — „Das bleibt sich gleich,“ sagte die Braut; „halte ich hier heute meinen Brauteinzug, so wird der König der Bräutigam, du verlierst dein Leben, und ich werde unglücklich; denn dir und keinem andern will ich angehören. Jetzt mußt du zu mir kommen, wenn du es vermagst, und zwar ehe das Jahr um ist, sonst ist es zu spät. Ich wohne zehntausend Meilen von hier auf dem Schlosse südwärts von der Sonne, westwärts vom Monde und mitten in der Welt.“ Als sie das gesagt hatte, fuhr sie in saufender Eile fort, und gleich darauf sah Esbeen den Zug Schwäne gen Himmel fliegen und in den Wolken verschwinden.

Da nahm Esbeen den Stab in die Hand, verließ alles und machte sich auf die Wanderung in die weite Welt hinaus, um sie aufzusuchen. Er ging geradesweges nach Süden, und er ging Tage und Wochen,

und wohin er kam, frug er, ob niemand das Schloß kenne; aber nie traf er jemand, der es nur hatte nennen hören. Endlich kam er eines Tages draußen in einem Walde zu ein Paar großen, grimmigen Kerlen, die sich mit einander rauften. Esbeen redete sie an und frug, um was sie sich rauften. Sie rauften sich um einen alten Hut, der dort liege; ihr Vater sei gestorben, und sie sollten jetzt das Erbe theilen. „Er ist doch auch nicht viel werth,“ sagte Esbeen. Doch, sagten die Waldkobolde, es sei kein Hut wie andere Hüte, denn wer ihn aufhabe, der sei unsichtbar; darum wollten sie ihn beide haben. Und dann fuhren sie wieder auf einander los und schalteten und rauften sich. „Ja, balgt ihr nur zu, bis ihr euch einigt!“ sagte Esbeen, dann schnappte er den Hut weg und setzte ihn auf und ging seines Weges.

Als er eine gute Weile gegangen war, kam er zu ein Paar anderen Waldkobolden, die sich zankten, daß es schrecklich war. Sie sollten auch ihren Vater beerben: es handelte sich nur um ein Paar alter Stiefel, aber wer die anhatte, machte hundert Meilen mit jedem Schritte; daher wollten sie beide dieselben haben. Esbeen ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und als er hörte, um was sie sich stritten, gab er ihnen den Rath, um die Wette zu laufen. „Jetzt werfe ich

einen Stein," sagte er, „zu dem müßt ihr hinlaufen, und wer zuerst ankommt, der soll die Stiefel haben.“ Darauf gingen sie ein, Esbeen warf den Stein, und sie rannten fort. Mittlerweile zog Esbeen die Stiefel an, und dann that er einen Schritt, da war er hundert Meilen weit fort.

Wieder rauchten sich dort ein Paar Waldkobolde um ihr väterliches Erbe, das sich nicht theilen ließ, und das jeder von ihnen haben wollte. Es war ein altes rostiges Taschenmesser. Aber es habe die Eigenschaft, sagten sie, daß, wenn man es aufmache und nur auf jemand damit hinweise, derselbe todt umfalle; und wenn man es dann zuflappe und den Todten berühre, werde derselbe wieder lebendig. „Zeigt mir das Messer!“ sagte Esbeen; „ich finde wohl Rath, ich habe dergleichen Händel schon eher geschlichtet.“ Als er dasselbe empfing, mußte er es doch erproben, und er machte es auf und hielt es auf die beiden Waldkobolde gerichtet; da fielen sie todt um. „Es verhält sich wirklich so,“ sagte Esbeen; dann klappte er es zu und berührte sie, und sogleich sprangen sie wieder auf. Dann steckte Esbeen es in die Tasche, sagte ihnen Lebewohl, setzte seinen Hut auf und war im selben Augenblick hundert Meilen weit fort.

Esbeen ging immer weiter bis gegen Abend, da

kam er zu einem kleinen Hause, das mitten im wilden Walde lag. Dort wohnte eine alte Frau, die war so alt, daß Moos auf ihr wuchs. Esbeen grüßte sie freundlich und frag, ob sie ihm nicht sagen könne, wo das Schloß sei, das südwärts von der Sonne, westwärts vom Monde und mitten in der Welt liege. Nein, sagte sie, von dem Schloß habe sie niemals reden hören. Aber sie gebiete über alle Thiere auf dem Felde, und sie wolle sie zusammenrufen und sie fragen, ob eins von ihnen dasselbe kenne. Dann stieß sie in ihre Pfeife, und allerlei wilde Thiere versammelten sich; sie kamen in vollen Sprüngen herbeigeschossen, bis auf den Fuchs, der kam hinterdrein geschlichen und war schlechter Laune, denn er war eben im Begriff eine Gans wegzuschnappen, als er die Pfeife vernahm und fort mußte. Aber weder der Fuchs noch eins des anderen Thiere wußte etwas von dem Schlosse. „Ja, dann mußt du zu meiner Schwester gehen,“ sagte die Frau, „welche über alle Fische im Meere gebietet. Sie wohnt dreihundert Meilen von hier, und der Fuchs, welcher zuletzt gekommen ist, soll dir den Weg weisen.“

Es dauerte nicht lange, bis Esbeen zu der alten Frau kam, über alle die Fische im Meere gebot. Aber sie hatte das Schloß niemals nennen hören;

und von allen fischen, die sie mit ihrer Pfeife zusammen rief, war auch keiner so weit gekommen. „Dann mußt du zu meiner Schwester gehen,“ sagte die Frau, „welche über alle Vögel unter dem Himmel gebietet. Vermag sie dir nicht zu helfen, so vermag's niemand. Sie wohnt dreihundert Meilen von hier gerade gen Süden, auf einem hohen Berge; den kannst du unmöglich verfehlen.“

Esbeen machte sich also wieder auf den Weg, und kam bald zum Vogelberge. Die alte Frau, welche dort wohnte, hatte niemals von dem Schlosse südwärts von der Sonne, westwärts vom Monde und mitten in der Welt reden hören. Aber sie stieß in ihre Pfeife, und da kamen alle Vögel von allen Enden der Welt herangeschwirrt. Sie frug sie, ob sie das Schloß kenne; aber keiner von ihnen war so weit gekommen. „Aber der alte Adler ist ja nicht hier,“ sagte sie, und stieß nochmals in ihre Pfeife. Da kam endlich der große Adler heran gesaußt und gebraußt und setzte sich auf einen Baumwipfel. „Woher kommst du?“ fragte die Frau; „du hast dein Leben verwirkt, denn du kamst zu spät.“ — „Ich komme von dem Schlosse südwärts von der Sonne und westwärts vom Monde und mitten in der Welt,“ sagte der Adler; „dort habe ich mein Nest und meine Jungen, und für die mußt

ich erst ein wenig sorgen, ehe ich so weit von ihnen wegsiegen konnte.“ Da sagte die Frau, ihm solle das Leben geschenkt sein, wenn er Esbeen zu dem Schlosse hinbringen könne. Der Adler meinte, das könne er wohl, wenn er sich die Nacht über ausruhen dürfe.

Am nächsten Morgen setzte Esbeen sich auf den Rücken des Adlers, und dieser flog höher und höher in die Luft hinauf und weit über das wilde Meer. Als sie eine Weile geflogen waren, sagte der Adler zu Esbeen: „Siehst du etwas vor uns?“ — „Ich sehe eine große schwarze Wand gerade vor uns,“ sagte Esbeen. „Ja, das ist die Erde, durch die wir hindurch müssen,“ sagte der Vogel; „halte dich gut fest! denn wenn du mir umkommst, so gilt es mein Leben.“ Dann flog er mitten in das stockfinstere Loch hinein, Esbeen hielt sich gut fest, und bald erblickte er wieder das Tageslicht. Als sie abermals eine Weile geflogen waren, sagte der Vogel wiederum: „Siehst du etwas vor uns?“ — „Es sieht wie ein Glasberg aus,“ sagte Esbeen. „Das ist das Wasser, durch das wir hindurch müssen,“ sagte der Vogel; „halte dich jetzt gut fest! denn wenn du mir umkommst, so gilt es mein Leben.“ Dann schossen sie gerade durch das Wasser und kamen glücklich hindurch. Dann flogen sie wieder

eine Weile durch die Luft. „Siehst du etwas vor uns?“ sagte wieder der Vogel. „Ich sehe nur Feuerflammen,“ sagte Esbeen. „Durch die müssen wir hindurch,“ sagte der Vogel; „ducke dich gut unter mein Gefieder, und halte dich fest! Kommst du mir um, so gilt es mein Leben.“ Dann flogen sie geradesweges in das Feuer hinein, kamen aber glücklich hindurch. Dann ließ sich der Vogel auf ein Land nieder und und sagte: „Jetzt muß ich mich ein wenig ausruhen; wir haben noch fünfhundert Meilen zurück.“ — „Jetzt kann ich dich tragen,“ sagte Esbeen, und dann nahm er den Adler auf den Rücken und legte den Weg in fünf Sprüngen zurück. „Jetzt sind wir doch zu weit gekommen,“ sagte der Adler; „kannst du nicht zehn Meilen zurückgehen?“ — „Nein, das kann ich nicht,“ sagte Esbeen. „Dann müssen wir sie fliegen,“ sagte der Adler; und so kamen sie glücklich zu dem Schlosse südwärts von der Sonne, westwärts vom Monde und mitten in der Welt. Es war ein Schloß, dessen gleichen es nicht auf Erden gab; es glänzte von oben bis unten wie das lautere Gold.

Als Esbeen zu dem Schlosse kam, setzte er sich draußen vors Thor, bis ein Wirthschaftsmädchen kam und durch daselbe hineinging. Zu der sagte er: „Grüße Jungfer Lene von Söndervand und bitte sie

um einen Becher Wein für einen müden Wandersmann!" Diese Botschaft brachte das Mädchen der Prinzessin; sie ließ ihren eigenen Goldbecher mit Wein füllen und sandte das Mädchen damit hinaus. Und als Esbeen getrunken, warf er den Ring, welchen er bei der ersten Begegnung erhalten hatte, in den Becher. Die Prinzessin erkannte sogleich den Ring und eilte selber hinab, umarmte ihn und führte ihn ins Schloß. „Nun hab' ich dich,“ sagte sie; „aber ich muß dich gleich wieder loslassen, und du mußt den langen Weg in meiner Federhülle zurückfliegen. Denn erblickt dich die Hexe, welche uns gefangen hält, so verwandelt sie dich mit einem einzigen Blick in Stein.“ — „Dagegen weiß ich Rath,“ sagte Esbeen; „zeige mir nur, wo sie ist!“ Dann setzte Esbeen seinen unsichtbar machenden Hut auf, nahm sein Messer in die Hand, ging zur Hexe hinein und wies auf sie hin, da fiel sie todt um. Dann ließ er sie zwanzig Klafter tief unter der Erde begraben, und dann hielt er Hochzeit mit seiner Prinzessin, und die Hochzeit ist noch nicht zu Ende.

Und ich bin auch auf Esbeen's Hochzeit gewesen; aber da wir auf einer Papierdiele tanzten, und ich ein Paar große Holzschuhe anhatte, so brach ich durch und fiel in ein Spinnwebgewebe und blieb

darin hängen. Und das Spinngewebe stopften sie als Vorladung in eine Kanone, und niemand bemerkte mich. So wurde ich mit herausgeschossen und flog hieher, wo ich jetzt sitze und diese Geschichte erzähle.

Die Wunschdose.

Es war einmal in alten Tagen ein Mann, der eine kleine Kathstelle draußen in einer Waldgegend besaß. Er hatte es nur kärglich: er konnte eben ein Paar kleine rothe Mähren halten, um mit ihnen Sommers sein Land zu bestellen und Winters Brennholz zu fahren. Er lebte nur von der Hand in den Mund. Er war verheirathet und hatte einen kleinen Sohn, welcher Hans hieß. Da kam seine Frau wieder in die Wochen und bekam drei kleine Mädchen auf einmal. Das war eine große Sorge für sie, und der Mann dachte, er würde sich jetzt bei Nacht wie bei Tage placken müssen, um Brod zu schaffen. So stand er denn in einer Nacht draußen und klopfte seinen Dünger fest, auf den er Erde gehäuft hatte, damit er weiter mit demselben reiche. Da kam ein alter Mann zu ihm, ließ sich ins Gespräch mit ihm ein und bedauerte ihn, daß er auch nachts so dastehen und sich

abäschern müsse. Ja, das sei durchaus nöthig, sagte der Mann, er habe so viel hungrige Mündler zu ernähren. Da sagte der Alte, er könne leicht von seiner Noth erlöst werden, wenn er nur wolle. Der Alte bot ihm an, seine drei Töchter zu sich zu nehmen, wenn sie drei Jahre alt wären. Wenn der Mann das Anerbieten annehmen wolle, solle er hinfort keine Noth mehr leiden, denn der Alte wolle ihm eine Dose schenken, welche die Eigenschaft habe, daß man alles, was man wünsche, erhalten könne, wenn man nur auf sie klopfte. Der Mann dachte, er müsse schier nothgedrungen auf den Handel eingehen, denn er könne ja noch mehr Kinder bekommen, und er könne nicht einmal die, welche er schon habe, ernähren. Er erhielt also die Dose, und der Alte sagte, er werde schon selbst die drei Mädchen holen, wenn sie drei Jahre alt geworden seien.

Als der Alte fort war, wollte der Mann gleich die Kraft seiner Dose erproben, und klopfte auf dieselbe. Sofort stand ein Riese vor ihm und sagte: „Was befehlt mein Herr?“ — „Bin ich dein Herr,“ sagte der Mann, „so befehle ich, daß morgen früh zwei Meilen von hier ein Edelhof stehen soll mit allem Zubehör drinnen wie draußen, mit Leuten und Vieh, Hausrath und Ackergeräth, Silber und Gold und guten

Dingen, so daß kein besserer Hof im ganzen Königreiche zu finden ist." Darauf verschwand der Riese, und der Mann ging hinein und legte sich nieder. Früh am nächsten Morgen klopfte er wieder auf die Dose, der Riese stand vor ihm und frug: — „Was befiehlt mein Herr?“ — „Ich befehle, daß in zwei Stunden eine Kutsche mit vier Pferden und Kutscher und Lakai hier halten soll, um uns nach unserm Edelhofe abzuholen.“ Dann ging er zu seiner Frau und den Kindern hinein und sagte, er habe die Kathstelle verkauft. Sie möge sich und den Kindern das beste Zeug, das sie hätten, anziehen, denn in zwei Stunden sollten sie abreisen. „Ach Gott!“ sagte sie, „was soll aus uns und den armen Kleinen werden?“ Als nun die Kutsche mit vier Pferden bespannt ankam, glaubte sie, ihr Mann habe die Kathstelle für diese verkauft. Damit war sie sehr übel zufrieden, aber sie setzte sich mit den Kindern hinein und weinte auf dem ganzen Wege leise vor sich hin. Es ging in fliegender Hast, und bald fuhren sie in den schönsten Edelhof hinein und hielten vor der Treppe. Dort kamen Diener und Mägde herausgeeilt und empfingen sie, als hätten sie viele Jahre bei ihnen gedient.

Sie lebten jetzt auf ihrem Edelhofe drei Jahre lang in Wohlstand und Herrlichkeit. Sie hatten Am-

men und Mägde für die Kinder, und sie trugen feine Kleider, und die drei kleinen Mädchen gediehen gut: sie waren hübsch und munter und artig und waren der Stolz und die Freude ihrer Mutter. Aber der Knabe Hans war wunderlich eigen und menschenscheu; wenn er im Zimmer war, so weinte er, am liebsten mochte er draußen im Stall und unter den Heuschobern, auf dem Hühnerhofe und auf dem Düngerhaufen allein umhergehen. Er schien nicht recht bei seinen fünf Sinnen zu sein, und die Leute nannten ihn den dwatschen Hans.

An dem Tage, als die kleinen Mädchen drei Jahre alt wurden und der Mann wußte, daß sie fortgeholt werden würden — die Frau wußte von alledem nichts, — fuhr er mit seiner Frau auf Besuch aus, sagte aber erst den Mägden, sie sollten alle Thüren verschlossen halten und die Kinder an diesem Tage nicht aus dem Hause lassen. Gegen Mittag kam eine Kutsche auf den Hof gefahren, die blitzte wie die Sonne, und alle Dienstboten liefen an Fenster und Thüren, um zu sehen, was es wäre. Die drei kleinen Mädchen kamen zu einer Thür, die angelehnt stand, sie drängten sich zwischen den Kindermägden hinaus und liefen zur Kutsche hin. Und sobald sie dort ankamen, wurden sie in dieselbe hineingerissen,

und sie rollte zum Hofe hinaus, nach dem Walde zu; niemand wußte, wohin sie verschwand. Abends kamen Mann und Frau nach Hause, die Kindermägde weinten und schluchzten, denn die Kinder waren fort. Die Frau weinte auch und war ganz untröstlich. Aber der Mann sagte, die Kinder kämen schon wieder; es hätte sie keiner weggenommen, der ihnen Leid zufügen würde.

Eine Reihe von Jahren verstrich: die Mutter ging umher und trauerte und erwartete die Rückkehr ihrer kleinen Mädchen, oder doch eine Nachricht von ihnen und es kam keine Kunde von ihnen, und die Mutter härmte sich und ward inmitten all der äußeren Herrlichkeit von Trauer und Gram verzehrt, bis sie endlich starb. Bald darauf starb auch der Mann; er hatte keine Freude an seinem Reichthum, denn er hatte ein schlechtes Gewissen. Da war der dwatsche Hans Erbe der ganzen Herrlichkeit. Er war noch eben so wunderbarlich, wie er immer gewesen war. Er trieb sich, wie gewöhnlich, umher, und nahm sich keiner Sache an. Aber es waren andere da, die sich der Sachen annahmen; es waren ungetreue Diener und ungetreue Verwalter da, und Hans wurde bestohlen und betrogen, das eine Mal ärger als das andere; aber er kümmerte sich um nichts, bis eines Tages —

kaum zwei Jahre, nachdem er den Hof geerbt hatte — der Vogt des Königs kam und das Ganze in Beschlag nahm, und ihm gesagt wurde, jetzt könne er gehen, wohin er wolle: er besäße ja nichts, als was er auf dem Leibe trüge. Hans war darum nicht minder froh. Er ging durch das ganze Haus, aus einem Zimmer in das andere, und da waren manche Zimmer, in denen er zuvor niemals gewesen war. So kam er in eine Kammer, wo ein alter Schafspelz hing, und neben dem stand ein alter Knotenstock. Die können mir jetzt gute Dienste thun, dachte Hans, der Pelz ist gut für Kälte und für Wärme; und damit zog er den Pelz an und nahm den Stock in die Hand, und dann ging er zum Edelhofe hinaus; aus dem machte er sich nur wenig: er hatte niemals Freude daran gehabt.

Hans fuhr fort zu wandern, bis er in einen Wald kam; dort legte er sich hin, um zu schlafen, das war ihm nahezu das Liebste. Als er erwachte, fühlte er sich wund auf der Seite, auf der er gelegen hatte, und es war auch etwas da, was ihn drückte. Er fühlte also in der Tasche nach, und dort fand er eine kleine Dose. Er wandte und drehte sie hin und her und vermochte sie nicht zu öffnen, da klopfte er auf dieselbe, und sogleich stand ein Riese vor ihm und sprach: „Was befiehlt mein Herr?“ — „Bin ich dein

Herr?" frug Hans. — „Jawohl,“ sagte der Riese; „dein Vater war mein Herr, und du hast die Dose von ihm geerbt; darum bist du jetzt mein Herr.“ — „Hm, habe ich zu befehlen,“ sagte Hans, „so möchte ich wohl eine Fiedel haben, auf der ich spielen könnte, und das so lustig, daß alle, die es hörten, danach tanzen müßten.“ In demselben Augenblick hatte er die Fiedel, und er spielte und spielte, und es kam ihm herrlich vor; er war nie zuvor in seinen Lebtagen so vergnügt gewesen.

Dann hängte Hans seine Fiedel auf den Rücken und ging weiter in die weite Welt hinaus. Wohin er kam, spielte er den Leuten auf: sie tanzten und waren vergnügt; und Hans litt niemals Noth: er erhielt Speise und Obdach, wohin er kam; ein solcher Spielmann war allerorten willkommen. Er zog von dem einen Lande zum andern, und so kam er einstmals an einem großen Königspalaste vorüber. Im Garten daneben erging sich die Tochter des Königs und spielte Ball mit ihren Fräulein. Er blieb draußen vor dem Garten stehen und schaute und schaute, er konnte dessen gar nicht müde werden. Er schaute auf nichts anderes, als auf die Königstochter, die war so unvergleichlich schön. Da dachte Hans: „Wer sie nur alle Tage sehen könnte, der wäre glücklich.“ Und

dann ging er in den Palast hinein und frug, ob er nicht dort einen Dienst erhalten könnte. Ja, er könnte Schafhirt werden, und das wurde er. Den ganzen Tag zog er in feld und Wald mit seinen Schafen umher und spielte ihnen auf seiner Fiedel auf, daß sie tanzten und sangen, so gut sie's gelernt hatten. Das war ergötzlich zu sehn und zu hören; und abends, wenn Hans die Schafe heimwärts trieb, ließ er sie draußen vor dem Schloßgarten tanzen, wo sich die Prinzessin erging und mit ihren Fräulein spielte. Sie mußten allesammt tanzen; und sie lachten und waren lustig, bis Hans aufhörte zu spielen und seine Schafe in den Schafstall trieb.

Es ergötzte die Prinzessin sehr, Hansens Spiel zu hören, aber doch besonders, die Schafe danach tanzen zu sehn; und sie kam eines Tages zu Hans aufs feld hinaus und bat ihn, die Schafe vor ihr tanzen zu lassen. Er sagte, das thäte er nicht, wenn sie ihm nicht versprechen wollte, seine Frau zu werden. Sie lachte darüber und dachte, dem armen Tropfe könne man versprechen, was man wolle, es habe nichts zu bedeuten, und so sagte sie Ja, und Hans spielte, daß die Schafe tanzten, und die Prinzessin sich fast todflachte. Am nächsten Tage kam sie wieder zu Hans hinaus, er solle ihr und den Schafen aufspielen.

Aber Hans sagte: Nein, das thäte er nicht, wenn sie es ihm nicht schriftlich gäbe, daß sie seine Frau werden wolle. Sie meinte, auch das habe nichts zu bedeuten, und sie gab es ihm schriftlich mit ihrem Namen darunter. Am folgenden Tage ging Hans zum König hinauf und sagte, daß seine Tochter ihm versprochen habe, seine Frau zu werden, daher bitte er den König, ihre Hochzeit auszurichten. Der König lachte ihn aus und dachte, das sei ein drolliger Einfall von dem armen blödsinnigen Schafhirten. Aber da zog Hans das Schreiben hervor und zeigte dem König, daß seine Tochter sich eigenhändig dazu verpflichtet habe. Der König ließ sofort seine Tochter herein rufen und frug sie, was das für eine Verschreibung wäre, die sie da ausgestellt hätte. Ach, das sei nur Spaß, sagte sie, das habe nichts zu bedeuten. Aber der König sagte, es habe so viel zu bedeuten, daß sie halten müsse, was sie versprochen. Er könne nicht Recht und Gerechtigkeit im Lande verwalten, wenn die Leute nicht an das gebunden sein wollten, was sie geschrieben hätten. Und sollte die Unterschrift nichts gelten, so würde man auch seine Gesetze und Erlasse nicht mehr für voll ansehen. Sie müsse den Schafhirten nehmen.

Sie hielten also Hochzeit, und sobald die Hochzeits-

tage zu Ende waren, sagte der König, jetzt möge Hans seine Frau nehmen und mit ihr nach seinem eigenen Heim reisen. Er glaubte natürlich nicht, daß er einen Ort habe, wohin er sie führen könnte. Da ging Hans vor das Schloß hinaus und klopfte auf die Dose; sogleich kam der Riese und frug: „Was befehlt mein Herr?“ — „Ich befehle dir, zwei Meilen von hier ein Schloß zu errichten, so groß und so prächtig, daß der Palaß des Königs sich nicht damit vergleichen läßt. Und dann soll hier sogleich eine goldene Kutsche mit sechs Pferden, Kutscher und Lakai erscheinen, so herrlich, daß der König nicht dessen gleichen hat.“ Kaum hatte er das gesagt, so hielt schon die Kutsche vor der Thür, Hans ging hinein und sagte seiner Frau, daß der Wagen jetzt da sei. Alle wollten sie hinaus begleiten, denn sie waren neugierig, zu sehen, was für ein Fuhrwerk der Schafhirt auftreiben könnte. Der König verlor fast die Nase aus dem Gesicht, als er die Kutsche erblickte. Aber Hans that, als wäre das gar nichts; er sagte, ihr Schloß läge nur zwei Meilen entfernt, und er bat den König, sie bald zu besuchen. Die goldene Kutsche rollte dann zum Palaßthofe hinaus, und der Kutscher fuhr zu dem neuen Schlosse, als hätte er das seit vielen Jahren gethan; dort waren Diener und Mägde, welche

sie empfangen, und das Schloß war in jeglicher Weise noch viel schöner ausgestattet, als die Prinzessin es gewohnt war.

Sie war trotzdem in sehr übler Laune, denn sie mochte Hans nicht leiden, und sie war ja auch sehr gegen ihren Willen mit ihm verheiratet worden. Er that alles, was er vermochte, um sie aufzuheitern; aber sie hielt sich zurück und antwortete ihm kaum, wenn er mit ihr sprach. Er wollte ihr etwas vorspielen, aber sie bat ihn, sie damit zu verschonen. Es war kein vergnügtes Leben für Hans; es konnte ihm wenig nützen, daß er die allerschönste Frau bekommen hatte, wenn sie ihn nicht leiden mochte und nichts von ihm wissen wollte. Seine Fiedel mochte er gar nicht mehr ansehen. So nahm er denn eine Büchse und ging in seinem alten Schafspelz auf die Jagd; die Dose trug er stets bei sich in der Tasche. Wenn Hans von der Jagd nach Hause kam, sah er doch nichts von der Prinzessin: sie hatte sich in dem einen Flügel des Schlosses eingerichtet und ließ Hans in dem anderen wohnen.

Hans war betrübt, und die Prinzessin langweilte sich. Es war ein junger Kavalier da, welcher Gnade vor ihren Augen fand, und ihr früh und spät Gesellschaft leistete. Er wunderte sich sehr über alles, was

er sah: Reichthum und Herrlichkeit genug war auf dem Schlosse, und nichts wurde gespart, und doch hörte man nichts von Einkünften. Darüber sprach er mit der Prinzessin, und sie wußte auch nicht, wie das zusammen hängen könnte. Da gab ihr der junge Kavalier den Rath, sie solle aus Hans herauszulocken suchen, woher er all seinen Reichthum habe, und darauf ging sie ein.

Eines Abends, als Hans, wie gewöhnlich, von der Jagd nach Hause kam und sein eigenes Schlafzimmer aufsuchen wollte, ward ihm gemeldet, daß die Prinzessin ihn zu sprechen wünsche. Und als er in ihre Gemächer kam, war ein treffliches Abendessen für sie angetischt, und die Prinzessin war so freundlich gegen ihn, wie sie früher nie gewesen war. Sie sagte, es sei ja sündhaft von ihr, fortwährend ein saures Gesicht zu der Ehe zu machen, die ihr so unerwartet gekommen sei. Er habe sie ja in eine so gute Lage versetzt, wie sie sich's nur wünschen könne, und er habe sich so tren und liebevoll gegen sie erwiesen, daß sie ihn nothwendig liebhaben müsse. Das mundete Hans freilich wie süße Milch, er glaubte alles, was sie sagte, und ward so froh, wie er noch niemals gewesen war. Am nächsten Abend, als er von der Jagd nach Hause kam, stand die Prinzessin drunten

auf dem Schloßhofs und empfing ihn, und am dritten Abend kam sie ihm eine weite Strecke Weges entgegen; ihr sei so angst geworden, sagte sie, daß die wilden Thiere ihm etwas zu Leide gethan hätten. Sie war jetzt über alle Massen zärtlich und liebevoll gegen ihn. „Jetzt sind wir so glücklich wie möglich,“ sagte sie, „und ich kann dir niemals genug für all das Gute danken, das du mir erwiesen hast; aber eins kann ich nicht begreifen; willst du mir das nicht sagen?“ Hans war so froh, daß er alles versprach. „Wie geht es doch zu,“ sagte sie, „daß wir von allem die Fülle haben und uns nichts abgeht? wir haben große Ausgaben und keine Einkünfte; wie kann das doch zugehen?“ Da zeigte Hans ihr die Dose und erzählte ihr alles in Betreff derselben. „Aber, lieber Hans!“ sagte die Prinzessin; „mit der Dose mußt du nicht so allenthalben herum gehn: du könntest sie verlieren, oder sie könnte dir gestohlen werden, und dann hätte all unser Reichthum ein Ende. Laß sie bei mir daheim in meinem Schlafzimmer stehen! dann werde ich sie schon hüten.“ Am nächsten Morgen ließ also Hans die Dose daheim im Schlafzimmer stehen, und ging dann auf die Jagd, wie er zu thun pflegte. Die Prinzessin nahm zärtlich Abschied von ihm und frug, wann er nach Haus käme; denn sie wolle ihm wieder entgegen gehn.

Als Hans in den Wald gegangen war, ließ die Prinzessin sogleich ihren jungen Kavalier rufen, und sie zeigte ihm die Dose und erzählte ihm alles, was sie in Erfahrung gebracht hatte. Die beiden kamen bald überein, was sie thun wollten. Der Kavalier nahm die Dose und klopfte auf dieselbe. Sogleich erschien der Riese und sprach: „Was befehlt mein fremder Herr heute?“ — „Ich befehle dir, das Schloß, wie es dasteht, zu nehmen und es von hier fortzuschaffen und es an vier goldenen Ketten mitten über dem rothen Meere aufzuhängen.“ Und sobald das gesagt war, war es auch gethan. Von der ganzen Herrlichkeit war keine Spur mehr zu erblicken.

Gegen Abend machte Hans sich auf den Heimweg von der Jagd; er sehnte sich jetzt nach seiner zärtlichen Frau; er guckte sich schier die Augen nach ihr aus; sie sollte ihm ja entgegen kommen; aber niemand kam. Er ging immer weiter: jetzt mußte er doch zu Hause sein; er sah sich nach dem Schlosse um: aber kein Schloß war zu sehen. Da ging es ihm auf, daß er von der, welcher er am treuesten geglaubt hatte, schmählich betrogen worden sei. Und er ging ohne Zweck und Ziel durch den einen wilden Wald nach dem andern, so weit, so weit, daß kein Mensch weiß, wohin er kam. So kam er denn einstmals gegen

Abend zu einem Teich in einem dichten Walde; dort stand eine junge Frau und wusch Zeug. „Guten Abend!“ sagte Hans. „Guten Abend und willkommen, mein armer Bruder!“ antwortete die Frau. Hans erkannte sie nicht, aber sie erkannte ihn: es war eine seiner drei kleinen Schwestern, die geraubt worden, als sie drei Jahre alt waren. Als sie ihm das erklärt hatte, sagte er zu ihr: „Hast du etwas zu essen für mich? Ich sterbe fast vor Hunger.“ Sie sagte Ja und führte ihn in ihre Wohnung, das war eine Erdhöhle im wilden Walde, und sie gab ihm etwas zu essen; aber dann sagte sie: „Jetzt mußt du wieder fort, Hans, ehe mein Mann nach Hause kommt! Denn ich habe einen Bären zum Manne, und wenn er dich sieht, so zerreißt er dich. Es ist kein Bär wie andere Bären, sondern es ist ein Königssohn, der verwunschen ist. Aber wenn er in Bärengestalt einhergeht, so schont er kein lebendes Wesen außer mir.“ — „Nein,“ sagte Hans, „ich muß diese Nacht hier bleiben; ich bin zu müde, um weiter wandern zu können.“ Da mußte sie ihn schon dableiben lassen; sie versteckte ihn, so gut sie konnte, ganz hinten in der Höhle. Dann kam der Bär nach Hause. „Hu, hu!“ sagte er, „ich wittere Christenblut!“ — „Nein, nein,“ sagte die Frau, „wir sind ja hundert Meilen von allen Men-

schen entfernt;" und es gelang ihr, ihn zu beschwichtigen, bis die Zeit kam, wo er die Bärenhülle abwarf und Menschengestalt erhielt; das war nur sechs Stunden lang in jeder Nacht. Dann erzählte sie ihm von dem Bruder, der gekommen sei, und er wurde hervorgeholt; er berichtete all seine Schicksale, und der Bärenprinz schloß Freundschaft mit ihm und sagte: „Morgen will ich dich zu deiner andern Schwester bringen.“

Am nächsten Morgen sagte der Bär zu Hans: „Setze dich auf meinen Rücken!" und dann lief er mit ihm durch den Wald zu einem hohen Berge, welcher dort lag, und zeigte ihm einen Pfad, dem er folgen sollte. Und ehe sie von einander schieden, sagte der Bär: „Reiße mir ein Haar aus dem Schwanz und hebe es gut auf! es wird dich und mich retten.“ Dann erstieg Hans den Berg und fand seine zweite Schwester, die ihn auch sogleich erkannte. Sie war mit einem Adler verheiratet, der auch ein verwunschener Königssohn und ein Bruder des Bärenprinzen war. Und sie mußte auch Hans vor dem Adler verstecken, bis derselbe seinen Balg abgeworfen hatte; aber dann wurden sie gute Freunde, und am folgenden Tage nahm der Adler Hans auf den Rücken und flog mit ihm zu einer Insel hinaus, wo die dritte Schwester

wohnte. Sie war mit einem dritten Bruder verheiratet, einem Königssohne, der in ein Ungeheuer von einem Fisch verwunschen war. Und ehe der Adler von Hans schied, sagte er ihm: „Reiße mir eine Feder aus dem Schwanz! sie wird dich und mich retten.“ Nun kam Hans zu seiner dritten Schwester und blieb dort die Nacht über, und er erzählte all seine Schicksale. Da sagte der Schwager: „Morgen früh sollst du dich auf meinen Rücken setzen, dann werde ich dich übers Meer tragen, so nahe wie möglich bis zum rothen Meere heran. Dort mußt du eine Schuppe aus meinem Schwanz reißen, die wird dich und mich retten. Und dann mußt du meinen Bruder Bär rufen, der soll dich über Land ans Ufer des rothen Meers tragen. Und dann mußt du meinen Bruder Adler rufen, der soll dich durch die Luft zu deinem Schlosse bringen.“

Gesagt, gethan; der Adler flog mit Hans über das rothe Meer — es war in der Morgendämmerung, — und sie kamen zum Schlosse, das an vier goldenen Ketten in der Luft hing, und der Adler umkreiste das Schloß, so daß Hans überall hineinschauen konnte: das Schlafzimmerfenster der Prinzessin stand offen; auf einem Tische drinnen stand die Dose, welche Hans so gut kannte, und dort lagen die Prinzessin und ihr Kavaliere im süßesten Schlafe. Da ließ Hans sich vom Adler

ans Fenster tragen, und dann nahm er seine Dose und klopfte auf dieselbe. Sogleich stand der Riese da und frug: „Was befehlt mein rechter Herr heute?“ — „Ich befehle dir, sie und ihn, die dort liegen, beim Schopfe zu nehmen und sie so hoch in die Luft zu schleudern, daß sie erst in Setzen und Fasern herunter kommen. Sodann sollst du dies Schloß nehmen und es wieder hinstellen, wo es früher gestanden hat.“ Als das geschehen war, legte Hans sich nieder, und er schlief sieben ganze Tage und Nächte; aber die Dose hatte er bei sich, und die ließ er nicht aus seiner Hand.

Als Hans solchermaßen nach all dem Ungemache gut ausgeschlafen hatte, begann er wieder seine alte Lebensweise: er wohnte auf seinem Schlosse, aber er hielt sich doch nur nachts dort auf; denn jeden Tag trieb er sich mit seiner Büchse in den Wäldern umher. Und so verging Woche nach Woche und Jahr nach Jahr; es waren jetzt drei Jahre vergangen, seit Hans seine drei Schwestern und seine drei Schwäger gefunden, die ihm wieder zur Dose und zu dem Schlosse verholsten hatten; aber in all der Zeit hatte er nicht an sie gedacht; es war, als hätte er diese Erinnerungen ganz verschlafen. Da wollte er eines Tages draußen im Walde seine Büchse laden, und es fehlte ihm an einer Vor-

ladung. Er suchte in allen Taschen seines unverwüstlichen Schafspelzes, den er immer trug, und da griff er in eine kleine Tasche, die er sonst nie gebrauchte, und zog daraus ein Bärenhaar und eine Adlersfeder und eine Fischschuppe hervor. Da ging ihm ein Licht auf, und er erinnerte sich des Ganzen, und langte die Dose hervor und klopfte auf dieselbe. Der Riese erschien und frug: „Was befehlt mein Herr?“ Und Hans antwortete: „Bringe mich gleich zu dem lebendigen Wasser im tiefsten Thal unter dem höchsten Berg!“ In demselben Augenblick war er da; er war nie zuvor dort gewesen: es war wie unten in einem ungeheuer tiefen Brunnen. Dort war es fast ganz dunkel; man sah nur einen kleinen Punkt blauen Himmels hoch, hoch oben. Und da drunten rieselte ein kleiner Bach aus dem Berge und in den Berg hinein. Und draußen vor der Thür einer Höhle im Berge saß ein altes weißhaariges Weib, und eine kleine weiße Katze lag zusammengeduckt auf ihrem Schoße.

„Ist alle Zeit jetzt verronnen?“ sagte die alte Frau, „oder ist die Zeit jetzt gekommen, wo ich und meine Kinder von unsern harten Fesseln erlöst werden sollen?“ Da nahm Hans das Bärenhaar und die Adlersfeder und die Fischschuppe, die er so lange bei sich getragen, und legte sie auf ihren Schoß. Und

in demselben Augenblicke zerbarst der Berg von oben bis unten, und ein königliches Schloß stand da, umgeben von schönen Gärten voll der herrlichsten Blumen und reifer Früchte. Der kleine Bach mit dem lebendigen Wasser schlängelte sich rings durch die Gärten. Und die alte Frau stand auf; es war jetzt wohl zu sehen, daß sie eine echte Königin war. Aber statt der kleinen weißen Katze stand die schönste Jungfrau in weißen Gewändern neben ihr. „Komm jetzt mit!“ sagte die Königin, und sie ging voran zum Schlosse hinauf. Er und die junge Prinzessin folgten hinterdrein. Und als sie auf den freien Platz vor dem Schlosse hinauf kamen, da kamen drei goldene Kutschen herangerollt; in jeder derselben saß ein königliches Paar, und jedes Paar hatte drei kleine Kinder vor sich auf dem Vordersitze. Es waren die drei Königs söhne, die in einen Bären, einen Adler und einen Fisch verwunschen gewesen; und ihre Frauen waren Hansens drei Schwestern, die geraubt worden, als sie drei Jahre alt waren. Und sie hatten all ihre Kinder bei sich, und sie stiegen aus und umarmten die alte Königin und die junge weiße Prinzessin, welche eine Schwester der drei Königs söhne und ein kleines Mädchen gewesen war, als sie verwunschen wurden. Hans wußte jetzt alles, er hatte es ja erfahren, als er die

Wohnungen des Bären, des Adlers und des Fisches besucht hatte. Und er wußte auch, daß die drei Königs söhne und ihre Mutter und Schwester von demselben Zauberer verwunschen und gefesselt worden waren, der seinem Vater die Dose für seine drei kleinen Schwestern geschenkt, und der sie später geholt und für sich selbst hatte behalten wollen. Aber die drei Königs söhne hatten die drei Schwestern gefunden und sie liebgewonnen; sie hatten sie heimlich dem Zauberer entführt und sich mit ihnen vermählt. Da war der böse Zauberer ihnen nachgeeilt und hatte sie nebst ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester verhezt, so daß der Zauber nicht gehoben werden konnte, bevor die Mutter, die im tiefsten Thal unter dem höchsten Berg am lebendigen Wasser saß, von dem sie sich ernährte, ein Haar des Bären, eine Feder des Adlers und eine Schuppe des Fisches erhielt.

Jetzt war also der Zauber gelöst, und die ganze Sippschaft fröhlich beisammen. Und Hans wurde jetzt mit der weißen Prinzessin vermählt, welche die Schwester seiner Schwäger war, und niemand war glücklicher, als das junge Paar.

Als nun die Hochzeit vorüber und jedes der drei Paare, die verzaubert gewesen, nach seinem Schlosse abgereist war, die sämmtlich in der Nähe desjenigen

lagen, welches die Königin-Wittwe bewohnte, und als Hans sein Schloß dorthin in das Land hatte schaffen lassen, klopfte er noch einmal auf seine Dose. Der Riese erschien und frug: „Was befehlt mein Herr?“ „Ich befehle dir,“ sagte Hans, „mir zu sagen, was ich für dich thun kann; denn jetzt hast du genug für mich gethan.“ Da sagte der Riese: „Wie mein Herr befehlt. Du kannst mir Ruhe und Raht geben, nach denen ich mich schon tausend Jahre gesehnt habe. Wirf die Dose ins Feuer!“ Das that Hans, und da erscholl ein Knall wie vom lauteſten Donner, und aus der Dose stieg ein bläulicher Rauch, der sich höher und höher erhob, und er nahm die Gestalt eines Riesen an gleich dem, welcher Hans gedient hatte, aber viel, viel größer: die Gestalt reichte von der Erde bis zum Himmel. Und dann ringelte er sich zusammen und zog mit dem Winde von daunen, nicht anders anzusehen, als wie jede andere blaue Wolke.

Aber Hans und seine junge Frau, seine Schwestern und Schwäger, ihre alte Mutter und all ihre Enkel leben noch glücklich im Lande der Glückseligkeit mit dem lebendigen Wasser.

Hans Meernijensohn.

In Furreby bei Skagerak wohnte einmal ein Schmied, der Rasmus Magen hieß. Er hatte nur ein kärgliches Auskommen; er war noch ein junger Mann, und ein hübscher, starker Bursche war er auch; aber er hatte sich früh verheiratet und hatte viele kleine Kinder, und es war dort am Orte mit seinem Handwerk nicht viel zu verdienen. Er war ein fleißiger und strebsamer Mann; wenn er keine Arbeit in der Schmiede hatte, fuhr er aufs Meer hinaus, um zu fischen, oder er war draußen am Strande, um Wrackgut zu bergen.

Da ereignete es sich einstmals, als er bei gutem Wetter auf den Fischfang gefahren war, allein in einem kleinen Boot, um Dorsche zu angeln, daß er an dem Tage nicht heimkam, und auch am folgenden nicht; alle glaubten daher, daß er draußen auf der

See umgekommen sei. Aber am dritten Tage kam Rasmus ans Land und hatte das Boot voller Dorsche, so groß und so fett, daß man nie ihres Gleichen gesehen hatte. Ihm fehlte nichts, und er klagte weder über Hunger noch Durst. Er sei in einen Nebel hinein gerathen, sagte er, so daß er nicht eher wieder habe ans Land finden können. Was er aber nicht sagte, war, wo er die ganze Zeit über gewesen sei; das kam erst sechs Jahre nachher an den Tag; da sahen die Leute ein, daß er draußen auf der See von einer Meernire erhascht worden und während der drei Tage seiner Abwesenheit ihr Gast gewesen war. Seit der Zeit fuhr der Schmied nie mehr auf den Fischfang aus; aber das hatte er auch nicht nöthig: das Meer schenkte ihm ohnedies reichen Erwerb; denn so oft er an den Strand kam, traf es sich immer, daß Wrackgut herangespült wurde, allerlei gute Dinge, und in den Zeiten nahm jeder, was er fand, und durfte es behalten; so daß der Schmied Tag für Tag wohlhabender ward.

Als sieben Jahre verstrichen waren, seit der Schmied aufs Meer gefahren war, kam eines Morgens, da er in der Schmiede stand und einen Pflug ausbesserte, ein hübscher junger Bursche zu ihm herein und sagte: „Guten Tag, Vater! Meine Mutter, die Meernire, läßt dich grüßen; nun hätte sie mich sechs Jahre ge-

habt, und nun könntest du mich eben so lange füttern.“ Es war ein seltsamer Junge von sechs Jahren; er sah aus, als zähle er achtzehn, und war noch viel größer und stärker, als sonst Knaben in diesem Alter zu sein pflegen. „Willst du einen Bissen Brod haben?“ frug der Schmied. „O ja,“ sagte Hans, denn so hieß er. Da bat der Schmied seine Frau, ihm ein Stück Brod zu schneiden. Das that sie; der Knabe steckte es auf einmal in den Mund und kam dann wieder zu seinem Vater in die Schmiede hinaus. „Hast du satt zu essen bekommen?“ frug der Schmied. „Nein,“ sagte Hans, „es war ja nur ein Unbiß.“ Da ging der Schmied hinein und nahm ein ganzes Roggenbrod, spaltete es der Länge nach, so daß die obere und die untere Hälfte je ein Stück bildeten, strich Butter und Käse darauf, und gab es Hans. Kurz darauf kam der Junge wieder in die Schmiede hinaus. „Nun, hast du jetzt satt zu essen bekommen?“ frug der Schmied. „Nein,“ sagte Hans, „satt bin ich noch lange nicht; ich will mich lieber nach einer besseren Koststelle umsehen; denn ich merke schon, daß ich hier nicht satt werden kann.“ Er wollte gleich fort, so bald der Vater ihm nur einen Stock angefertigt hätte, wie er ihn haben wollte. „Er muß von Eisen sein,“ sagte Hans, „und so, daß er halten kann.“ Der Schmied

gab ihm daher eine Eisenstange, so dick wie ein gewöhnlicher Knotenstock; aber die nahm Hans und wickelte sie um seinen Finger: die taue nichts. Da schleppte der Schmied eine heran, so dick wie eine Wagenleiste; aber als Hans sie ans Knie drückte, zerbrach sie wie ein Strohhalbm. Da mußte der Schmied alles Eisen, das er hatte, zusammenschweißen, und Hans mußte es halten, während jener ihm einen Stock schmiedete, der schwerer als der Amboss war. Als Hans diesen erhalten hatte, sagte er: „Nun sollst du bedankt sein, Vater! nun habe ich mein Erbtheil bekommen;“ und damit schritt er landeinwärts von dannen. Und der Schmied war herzlich froh, diesen Sohn los zu werden, ehe derselbe ihn bettelarm äße.

Hans kam nun zu einem Edelhofe, und es traf sich, daß der Gutsherr selbst draußen vor dem Hofe stand. „Wohin willst du?“ fragte der Gutsherr. „Ich sehe mich nach einem Dienste um,“ sagte Hans, „wo man starke Knechte gebrauchen kann und genug zu essen für sie hat.“ — „Ja,“ sagte der Gutsherr, „ich pflege zu dieser Jahreszeit vierundzwanzig Knechte zu haben: aber jetzt habe ich nur zwölf, so daß ich dich wohl brauchen kann.“ — „Das kannst du vortrefflich,“ sagte Hans, „und ich werde reichlich die Arbeit der zwölf Knechte thun; aber ich will auch eben

so viel zu essen haben wie die zwölf.“ Darüber einigen sie sich also, und der Gutsherr führte Hans in die Leutestube und sagte den Mägden, der neue Knecht solle eben so viel zu essen haben wie alle die zwölf andern. Das ließ sich nicht gut anders machen, als daß er einen Hasen für sich allein bekam, er konnte dann ja mit dem Kochlöffel die Speise in sich hinein schöpfen.

Es war gegen Abend, als Hans dort ankam; er beschickte daher an diesem Tage nichts anders, als daß er sein Abendessen, einen tüchtigen Zwölf-Männer-Hasen Buchwaizengrütze, verspeiste; den leerte er bis zum Grunde, und nun sei er ziemlich satt, so daß er fest liegen könne, sagte er, und ging hin und legte sich aufs Ohr. Er schlief gut und lange, und alle Leute auf dem Hofe waren aufgestanden und bei ihrer Arbeit, während Hans noch dalag und wie ein Mehlsack schlief. Der Gutsherr war auch schon auf den Beinen; er war neugierig, zu sehen, wie der neue Knecht, der für zwölf essen und arbeiten sollte, sich anlassen würde. Aber kein Hans ließ sich blicken, und die Sonne stand doch schon hoch am Himmel. Da ging der Gutsherr selbst in die Kammer und rief: „Du mußt aufstehen, Hans! Du verschläfst dich.“ Hans erwachte und rieb sich die Augen. „Ja, das ist

wahr," sagte er, „ich muß aufstehen und frühstücken.“ Er zog sich also an und kam in die Leutestube und erhielt seinen Zwölf-Männer-Hafen Biersuppe und schlang sie hinab, und dann frug er nach seiner Arbeit.

Ja, heut solle er dreschen; die andern zwölf Knechte seien schon eifrig bei der Arbeit. Es waren zwölf Tennen da, und die zwölf Knechte draschen auf sechs derselben, zwei auf jeder Tenne. Aber Hans sollte ja allein ausdreschen, was auf den sechs Tennen liegen konnte. Hans ging also in die Dreschtenne und nahm einen flegel zur Hand; er sah, wie die andern es machten, und machte es eben so; aber mit dem ersten Schläge schlug er den flegel in Stücke. Es hingen mehrere Dreschflegel an der Wand, und Hans nahm den einen nach dem andern; aber es ging nicht besser: sie zersplitterten alle bei dem ersten Schläge. Da mußte er sich nach einem andern Werkzeug umsehen, und er fand ein paar große Balken, welche dort lagen, und gewährte ein Pferdefell, das an der Scheunenthür aufgespannt war. Daraus machte er sich einen flegel zurecht: aus dem fell drehte er sich eine fessel, den einen Balken verwandte er als Handhabe und den anderen als Schlägel; das ging ja recht gut an. Aber die Tenne war zu niedrig, es war kein Platz, den flegel zu schwingen, und der Raum war

zu enge, er schlug mit diesem Werkzeug rechts und links gegen die Wände. Er wußte jedoch für das eine wie für das andere Rath; zuerst hob er das ganze Dach von der Scheune und setzte es daneben aufs Feld. Und dann war ja eine Durchfahrt in der Scheune von einem Ende zum andern; dorthin wälzte er alle Garben, deren er habhaft werden konnte, und dann drasch er drauf los; und es läßt sich denken, daß die Körner bei diesen Schlägen aus den Aehren flogen. Er warf das eine ausgedroschene Bund nach dem andern hinaus, und es war ihm einerlei, was er in die Hände bekam, so daß er vor Mittag alles Korn des Gutsherrn durch einander gedroschen hatte, Roggen und Weizen und Buchweizen und Hafer, alles auf einen Haufen. Als er nun mit dem Dreschen fertig war, ging er hin und hob das Dach wieder auf die Scheune, wie man einen Deckel auf eine Schachtel setzt; und dann ging er hinein und meldete dem Gutsherrn, daß er jetzt damit fertig sei.

Der Gutsherr verlor bei dieser Meldung fast die Nase aus dem Gesichte; er kam mit hinaus, um zu sehen, ob es wahr sei. Ja, es verhielt sich wirklich so; er war freilich nur schlecht zufrieden mit dem Mischkorn, das er aus seiner ganzen Ernte erhalten hatte; als er aber den Flegel sah, dessen Hans sich bedient,



und erfuhr, wie er sich Platz geschafft hatte, um denselben zu schwingen, ward ihm so angst vor dem starken Knechte, daß er nichts anders zu sagen wagte, als: es sei gut, daß alles ausgedroschen sei; aber das Korn müsse doch auch geworfelt werden. Hans frug, was das heiße? Es wurde ihm also erklärt, daß das Korn für sich, und die Spreu für sich gesondert sein müsse. Das war freilich nicht der Fall, denn Korn und Spreu lagen ja in einem Haufen ganz bis zum Dache aufgethürmt. Hans begann ein wenig daran zu rütteln und es in den Händen zu sichten; aber er merkte bald, das habe keine rechte Art. Er war indes nicht verlegen; er machte beide Scheunenthore auf und dann legte er sich an dem einen Ende nieder und blies, so daß alle Spreu hinausflog und wie eine Sandbank am Ende der Scheune lag und alles Korn so rein war, wie dies Gemisch werden konnte. Dann meldete er dem Gutsherrn, daß er jetzt damit fertig sei. Der Gutsherr sagte, es sei gut, er habe heute nichts mehr für ihn zu thun. Hans ging in die Leutestube und erhielt so viel, wie er in seinen Schlund stopfen konnte, und dann hielt er ein Mittagsschläfchen, das bis zur Zeit des Abendessens währte.

Aber der Gutsherr war ganz unglücklich und klagte seiner Frau seine Noth: sie müsse ihm ein Mittel

ersinnen helfen, um den starken Knecht los zu werden; ihm den Dienst zu kündigen, getraue er sich nicht. Sie ließ den Verwalter rufen, und es wurde bestimmt, daß am nächsten Tag alle Knechte in den Wald sollten, um Holz zu fällen, und dann sollten sie unter einander ausmachen, daß der, welcher mit seinem Fuder zuletzt nach Haus käme, gehenkt werden solle; sie könnten es dann wohl so einrichten, daß Hans sein Leben verwirke, denn die andern würden früh zu Gange sein, während Hans sich gewiß verschlafen würde. Abends saßen also die Knechte beisammen und plauderten davon, daß sie morgen frühzeitig in den Wald müßten; sie hätten eine schwere Tagesarbeit und einen weiten Weg vor sich, und zur Aufmunterung kamen sie daher überein, daß der von ihnen, welcher mit seinem Fuder zuletzt nach Haus käme, sein Leben am Galgen verlieren sollte; und dagegen hatte Hans nichts einzuwenden.

Am nächsten Morgen waren daher alle zwölf Knechte lange vor Sonnenaufgang auf den Beinen; sie nahmen alle die besten Pferde und Wagen, welche da waren, und fuhren in den Wald. Aber Hans hatte noch lange nicht ausgeschlafen, und der Gutsherr dachte: „Laß ihn nur liegen!“ Endlich kam Hans doch auf den Gedanken, daß es an der Zeit für ihn

sei, sein Frühstück zu erhalten, und er stand auf und zog sich an. Er ließ sich gute Weile bei der Biersuppe, und dann ging er hinaus, um sein Fuhrwerk in Ordnung zu bringen. Die andern hatten alles genommen, was brauchbar war, so daß Hans Mühe hatte, vier ungleiche Räder zusammen zu bringen und an einem alten Wagengestell zu befestigen, und es waren keine anderen Pferde für ihn da, als ein Paar alte Schindmähren. Die spannte er vor, und fuhr dann nach dem Walde zu; er wußte nicht, wo derselbe lag, aber er folgte der Spur der anderen Wagen, und so gelangte er richtig an den Wald. Als er an das Waldheck kam, hatte er das Malheur, daselbe zu zerbrechen. Da nahm er einen großen Stein, der auf dem Felde lag, der war sieben Ellen lang und sieben Ellen breit, und den legte er mitten vor die Hecköffnung. Dann kam er zu den andern. Die lachten spöttisch über ihn; denn sie hatten sich seit dem lichten Morgen geplacßt, so viel sie vermochten, und hatten einander geholfen, Holz zu fällen und es aufzuladen, und all ihre Wagen, bis auf einen einzigen, waren schon vollgeladen. Hans ergriff eine Holzart und wollte einen Baum fällen; aber er hatte kein Glück damit, denn die Schneide verbog sich und der Stiel zerbrach bei dem ersten Schlage. Da ließ er die Art

liegen, schlang seine Arme um einen Baum, den er eben umspannen konnte, und riß ihn mit der Wurzel heraus. Den warf er auf den Wagen, und dann einen zweiten und dritten, und so weiter, während alle anderen Knechte ganz ihrer Arbeit vergaßen, um mit offenen Mäulern dies Holzfällen anzusehen. Aber auf einmal fuhr Eile in sie: der letzte Wagen wurde beladen, und dann peitschten sie auf die Pferde los; es war doch möglich, daß sie zuerst mit ihren Fuhrwerken nach Haus kommen konnten. Sie ließen es Hansens eigene Sorge sein, wie er sein Holz nach Hause schaffen wollte. Hans spannte seine Schindmähren vor, aber sie konnten die Last nicht von der Stelle ziehen. Da ward er dessen müde, spannte die Gänse wieder aus, schnürte einen Strick um den Wagen und sämtliche Bäume, nahm das Ganze auf den Nacken und machte sich auf den Heimweg. Die Pferde führte er am Zügel hinter sich her. Als er zum Waldheck kam, hielt dort die ganze Wagenreihe und konnte wegen des Steines, der vor der Oeffnung lag, nicht weiter kommen. „Wie?“ sagte Hans, „können zwölf Knechte nicht den Stein wegrücken?“ Da nahm er denselben und schleuderte ihn beiseite, und dann ging er weiter mit seiner Last auf dem Rücken und den Pferden hinterdrein, und kam lange vor irgend einem

der andern nach dem Hofe. Dort stand der Gutsherr und guckte und guckte; er war sehr neugierig, zu erfahren, wie es ablaufen, wer zuerst und wer zuletzt kommen würde. Da erblickte er Hans, der mit dem Fuder auf dem Nacken und den Thieren hinterdrein anmarschirt kam. Da ward er so erschrocken, daß er nicht wußte, was er anders thun solle, als daß er das Thor zuwarf und den Riegel vorschob. Als Hans an das Thor kam, legte er das Holz auf die Erde und pochte an; allein niemand kam und machte auf. Da nahm Hans erst die Baumflöße und schmiß sie über die Scheune in den Hof hinein, und dann warf er den Wagen hinterdrein, so daß jedes Rad nach einer anderen Richtung lief. Als der Gutsherr das sah, dachte er: „Jetzt kommen die Gänle wohl deselbigen Weges, wenn ich nicht aufmache,“ und er machte das Thor auf. „Guten Tag, Herr!“ sagte Hans, dann zog er die Pferde in den Stall und ging selbst in die Leutestube, um einen kleinen Imbiß zu thun. Endlich kamen auch die anderen Knechte mit ihren Fudern. Als sie hereinkamen, sagte Hans: „Erinnert ihr euch der Abrede, die wir gestern Abend trafen? Wer von euch ist es nun, der gehenkt werden soll?“ — Ach, sagten sie, das sei ja nur Spasß gewesen; das Geschwätz habe nichts zu bedeuten. „Nun,

mir kann's gleich sein," sagte Hans, und das war alles, was dabei herauskam.

Aber der Gutsherr und seine Frau und der Verwalter hatten viel mit einander zu zischeln über den schrecklichen Knecht: sie müßten doch sehen, ihn auf die eine oder andere Art loszuwerden. Das werde sich schon machen lassen, sagte der Verwalter; morgen solle der Brunnen gereinigt werden; da könnten sie sich seiner wohl entledigen: sie wollten ihn in den Brunnen hinablocken und dann einen großen Mühlstein auf ihn wälzen; der würde ihm schon den Rest geben. Sie könnten dann zugleich den Brunnen zuschütten; dann ersparten sie die Kosten für sein Begräbniß. Der Gutsherr und seine Frau meinten, das sei ein vortrefflicher Rath, und sie freuten sich im voraus, daß sie Hans nun los werden würden.

Aber Hans hatte ein zähes Leben, wie wir gleich erfahren werden. Er schlief bis spät am Morgen, wie er es zu thun pflegte, und da er nicht erwachen wollte, mußte der Gutsherr selbst hinübergehen und ihm zurufen: „Du mußt aufstehen, Hans! du verschläfst dich.“ Hans erwachte und rieb sich die Augen. „Ja, das ist wahr," sagte er, „ich muß aufstehen und frühstücken.“ Er stand also auf und zog sich an, und das Frühstück stand und wartete auf ihn. Als er alles hinabge-

schlungen hatte, frug er, was er heute zu thun habe. Er solle den anderen Knechten behilflich sein, den Brunnen zu reinigen. Nun ja, das sei schon recht; er ging also hinaus, und die anderen Knechte standen und warteten auf ihn. Da sagte Hans ihnen, sie möchten wählen, was sie am liebsten wollten: entweder in den Brunnen hinabsteigen und die Eimer füllen, damit er sie hinaufziehe, oder ob sie dieselben hinaufziehen wollten, während er allein in den Brunnen stiege. Sie antworteten, sie blieben wohl besser oben, da nicht für so viele Platz im Brunnen sei. Hans stieg also hinab und begann dort reinzumachen; aber nun hatten die Knechte ja verabredet, was sie thun wollten, und plötzlich nahm jeder von ihnen einen Stein von einem Haufen Feldsteine, die im Hofe lagen, so groß wie sie sie schleppen konnten, und warfen sie auf ihn hinab, denn sie dachten wohl, daß sie ihn damit todtschlagen könnten; aber Hans kehrte sich nicht weiter daran, als daß er zu ihnen hinaufschrie, sie möchten die Hühner vom Brunnen wegzagen, denn sie scharren Sand auf ihn herab. Da merkten sie wohl, daß sie Hans mit kleinen Steinen nicht todtschlagen könnten; aber dafür sei Rath, meinten sie: sie hätten ja noch den großen. Und nun packten alle zwölf mit Rollen und Stangen an und schoben den großen Mühlstein an den Rand

des Brunnens. Mit knapper Noth wälzten sie denselben hinab, und zweifelten nicht, daß er nun genug bekommen habe. Aber der Stein fiel so glücklich, daß Hans gerade seinen Kopf durch das Loch bekam, das sich in der Mitte des Mühlsteins befand, und derselbe saß wie eine Priesterkrause um seinen Hals. Da wollte Hans nicht länger drunten sein; er stieg mit dem Mühlstein um den Hals aus dem Brunnen herauf und geradesweges zum Gutsherrn hinein und beschwerte sich, daß die anderen Knechte Poffen mit ihm trieben; er wolle nicht ihr Pastor sein, dafür habe er zu wenig gelernt. Und damit bückte er das Haupt und schüttelte den Stein ab, so daß er dem Gutsherrn die eine Zehe zermalmte.

Der humpelte zu seiner Frau hinein, und ließ den Verwalter holen: er müsse durchaus Rath schaffen, daß sie den fürchterlichen Menschen los würden, der alles verwüste; was er bis jetzt ausgeheckt, habe nichts genützt, und jetzt sei guter Rath theuer. „Nein, es giebt noch ein Mittel,“ sagte der Verwalter. „Der Herr kann ihn ja heute Abend hinschicken, um im Teufelsmoor-See zu fischen. Von dort kommt er nimmer lebendig zurück, dorthin läßt ja der alte Erich nachts nie jemand kommen.“ Ja, das sei ein guter Rath, meinten der Gutsherr und seine Frau; und

dann humpelte der Gutsherr wieder zu Hans hinaus und sagte ihm, er werde seine Knechte schon bestrafen, weil sie Poffen hätten mit ihm treiben wollen. Jetzt könne Hans mittlerweile eine kleine Arbeit verrichten, bei welcher er vor den Lämmeln sicher sei. Er möge heute Nacht auf den See hinausfahren und fischen; dann solle ihm für morgen jede Arbeit erlassen sein. „Gut,“ sagte Hans, „damit bin ich wohl zufrieden; aber ich muß einen Imbiß mithaben: einen Backofen voll Brod, ein Viertel Butter, eine Tonne Bier und ein Anker Branntwein; weniger kann es doch nicht sein.“ Das könne er gern bekommen, sagte der Gutsherr, und Hans ließ sich also das Ganze zusammen binden, hängte es an seinem guten Stock über den Nacken und stapfte hinunter zum Teufelsmoor-See.

Dort stieg er ins Boot und ruderte auf den See hinaus und machte alles zum Fischfang bereit. Als er nun mitten draußen auf dem See lag und es schon spät am Abend war, wollte er erst eine kleine Mahlzeit halten, ehe er an die Arbeit ginge. Aber als er am besten Schmausen ist, taucht der alte Erich aus dem See empor, packt ihn im Nacken, reißt ihn aus dem Boote und zieht ihn zum Grunde hinab. Es war nur ein Glück, daß Hans an diesem Tage seinen Spazierstock mitgenommen hatte, und gerade noch Zeit

fand, ihn in dem Augenblick zu ergreifen, als er die Krallen des alten Erich in seinem Nacken fühlte; und als sie nun unten anlangen, sagt er: „Halt! warte erst ein wenig! Hier ist fester Grund;“ und dann packt er den alten Erich mit der einen Hand im Nacken, und hämmert mit der andern auf sein Rückentheil los, daß er ihn so platt wie einen Eierkuchen klopft. Da beginnt der alte Erich zu jammern und zu wehklagen: er möge ihn doch endlich loslassen, dann wolle er nie mehr in den See kommen. „Nein, lieber Freund!“ sagte Hans, „du kommst nicht frei, ehe du mir versprichst, alle Fische aus dem See vor morgen früh auf den Hof des Gutsherrn zu schaffen.“ Das versprach der alte Erich mit Freuden, wenn Hans ihn nur loslassen wolle. Da ruderte Hans ans Land, verzehrte den Rest seines Nachtmahls und ging dann nach Hause und legte sich aufs Ohr.

Morgens, als der Gutsherr aufsteht und die Hausthüre öffnet, rollen die Fische auf die Vordiele zu ihm herein, und der ganze Hof ist bis ans Dach von ihnen voll. Da läuft er wieder zu seiner Frau hinein — denn ihm selber fiel nie etwas ein — und sagt: „Was sollen wir nun mit ihm anfangen? Der alte Erich hat ihn nicht geholt. Ich bin überzeugt, alle Fische sind aus dem See herausgefischt, denn der

ganze Hof ist bis ans Dach von ihnen voll.“ — „Das ist doch toll,“ sagt sie, „du mußt sehen, ob du ihn bewegen kannst, nach der Hölle zu reisen und Zinsen einzufordern.“ Der Gutsherr mußte also nach den Schlafkammern hinüber, um mit Hans zu reden; er konnte sich kaum die Mauern entlang unter dem Dachfirste hinschieben vor all dem Fischsegel, den Hans auf den Hof geschafft hatte. Dann sagte er zu Hans, er solle wegen des guten Fischfanges bedankt sein, und jetzt habe er einen Auftrag für ihn, mit dem er nur einen zuverlässigen Diener betrauen könne; er solle nämlich nach der Hölle reisen und Zinsen für drei Jahre einfordern. Es sei Geld, welches er dort zu gute habe, sagte der Gutsherr. „Das will ich gerne thun,“ sagte Hans; „aber welchen Weg muß ich nach der Hölle einschlagen?“ Da stand der Gutsherr und wußte nicht, was er sagen sollte; er mußte zu seiner Frau hinein, um es zu erfahren. „Ach, du bist ein Pinsel,“ sagte sie; „heiße ihn doch geradeaus gehen, südwärts durch den Wald! Ob er dorthin kommt oder nicht, jedenfalls sind wir ihn los.“ Der Gutsherr ging wieder zu Hans hinaus: „Der Weg führt geradeaus, immer südwärts durch den Wald,“ sagte er. Nun verlangte Hans Reisezehrung: zwei Backofen voll Brod, zwei Viertel Butter, zwei Tonnen Bier und zwei

Aufer Branntwein. Das erhielt er mit Freuden, es ward in ein Bündel geschnürt, und er nahm es, an seinen guten Spazierstock gehängt, auf den Nacken, und stapfte von dannen nach Sünden zu.

Als Hans durch den Wald kam, waren mehrere Wege da, und er war in Zweifel, welcher der rechte sei. Da setzte er sich nieder und schnürte sein Eßbündel auf. Er hatte sein Messer zu Hause vergessen, aber glücklicherweise stand ein Pflug dort, von dem nahm Hans das Eisen ab und schnitt sein Brod damit. Als er dort sitzt und einen kleinen Imbiß nimmt, kommt ein Mann vorüber geritten. „Woher bist du?“ fragt Hans. „Aus der Hölle,“ antwortet der Mann. „Dann halt an und warte ein bischen!“ sagte Hans; aber der Mann hat Eile, er will nicht warten. Da läuft Hans ihm nach und packt das Pferd am Schwanz, so daß es auf den Hinterbeinen stand, und der Mann über den Hals desselben in einen Graben flog. „Warte doch ein bischen!“ sagte Hans, „ich gehe denselben Weg.“ Dann schnürte er seinen Brodbeutel zu und legte ihn auf das Pferd; dann nahm er daselbe am Zügel und sagte zu dem Manne: „Nun können wir beide zu Fuße marschiren.“ Während sie des Weges dahin gingen, erzählte Hans, welchen Auftrag er habe und welchen Spaß er mit dem alten Erich gehabt habe.

Der andere sprach nicht viel, aber er kannte gut den Weg, so daß es nicht lange dauerte, bis sie ans Höllenthor kamen. Allein dort verschwanden Roß und Reiter, und Hans stand allein draußen vor dem Thore. „Sie werden schon kommen und dir aufmachen,“ dachte er; aber niemand kam. Da pochte er an das Thor; aber es kam noch niemand. Da wurde Hans des Wartens müde und hämmerte mit seinem Stock ans Thor, bis er dasselbe zertrümmert hatte und hinein kam. Da schoß ihm ein ganzer Schwarm kleiner Teufel entgegen und frug, was er wolle. Ja, er solle von seinem Herrn grüßen und die Zinsen für drei Jahre einfordern. Da brüllten sie ihn an und wollten ihn packen und wegschleppen; aber als er ihnen einige Hiebe mit seinem Spazierstock gab, ließen sie ihn wieder los, brüllten noch lauter als zuvor und rannten zum alten Erich hinein, der nach dem Traktament, das ihm im See zu Theil geworden war, noch im Bette lag. Sie sagten, es sei ein Bote von dem Gutsherrn auf dem Teufelsmoorhofe gekommen, um die Zinsen für drei Jahre einzufordern; er habe mit seinem vermaledeiten eisernen Stocke das Thor zertrümmert und ihnen Arme und Beine jämmerlich zerschlagen.

„Gebt ihm die Zinsen für drei, meinethalb für zehn Jahre!“ sagte der alte Erich, „laßt ihn nur nicht

zu mir herein kommen!“ Da kamen alle kleinen Teufel mit so viel Silber und Gold angeschleppt, daß es schrecklich war. Hans füllte seinen Brodbeutel mit Gold- und Silbergeld; er hängte ihn auf den Rücken und dann stapfte er nach dem Edelhofe zurück. Dort erschraf man über die Massen, als man ihn wieder erblickte. Aber jetzt war Hans auch seines Dienstes satt. Von all dem Gold und Silber, das er aus der Hölle geholt, ließ er den Gutsherrn die Hälfte behalten, und der war herzensfroh, sowohl über das viele Geld, das er bekam, wie darüber, daß er Hans los wurde; und die Hälfte brachte er seinem Vater, dem Schmiede in Furreby, nach Haus. Aber zugleich sagte Hans auch diesem Lebewohl; er sei jetzt des Lebens auf dem Lande und der Menschen überdrüssig und satt, sagte er, und wolle am liebsten wieder heim zu seiner Mutter. Und seitdem hat keiner je Hans Meernizensohn wiedergesehn.

Der fülzige Lars.

Es war einmal ein alter Junggesell, welcher Lars Larsen hieß; er hatte einen guten Bauerhof, aber er hatte stets gemeint, daß er nicht die Mittel habe, sich zu verheiraten; denn er war so geizig, daß er sich kaum das Nöthigste gönnte, dessen er zum Leben bedurfte. Er gönnte daher auch anderen nichts; aber er mußte doch Leute für den Betrieb des Hofes halten, und die wollten und mußten ja etwas zu essen haben. Lars war niemals froh, obschon er reicher und reicher ward, denn er meinte immer, es gehe zu viel in der Wirthschaft drauf. Endlich kam er auf den Gedanken, es möchte sich doch wohl bezahlen, eine Frau zu haben, welche den Haushalt besorge, wenn er nur eine bekommen könnte, die selbst nichts verzehrte.

Eines Tages sprach Lars mit seinem Käthner darüber, und der Käthner schrieb sich das hinters Ohr. Als er nach Hause kam, sagte er zu seiner Tochter,

die Grete hieß: „Wenn du morgen den Hofbauer hier vorüber kommen siehst, so mußt du die Gänse hinaus treiben und sie hüten, und dann mußt du sagen: Geh, kleine Gans, für den, der nichts ißt! Dann wird er dich gewiß fragen, wer das sei, der nichts ißt. Dann mußt du sagen: das bin ich; mein Vater ist ein armer Mann und hat viele Kinder, so daß er mir nichts zu essen geben kann; aber drinnen in der Stube steht ein Pfofen, in den hat Vater einige Löcher gebohrt, zu denen gehe ich ab und an einmal hin und gähne über ihnen und schnappe mir einen Mundvoll Luft; davon lebe ich.“

Es ging, wie der Käthner gedacht hatte: am nächsten Morgen mußte Lars Larsen aufs Feld und an ihrem Hause vorüber gehn. Da trieb Grete die Gänse hinaus und ging und hütete sie. „Geh, kleine Gans, für den, der nichts ißt!“ sagte sie. Das hörte Lars, und da frug er: „Wer ist das, der nichts ißt?“ — „Ach, das bin ich,“ sagte Grete, „denn mein Vater ist ein armer Mann und hat viele Kinder, so daß er mir nichts zu essen geben kann.“ — „Wovon lebst du denn?“ frug Lars. „Es steht ein Pfofen drinnen in unsrer Stube,“ sagte das Mädchen, „in den hat Vater einige Löcher gebohrt, zu denen gehe ich ab und an einmal hin und gähne über ihnen und schnappe

mir einen Mundvoll Luft; davon lebe ich.“ — „Höre, mein liebes Kind!“ sagte der Hofbauer, „hättest du nicht Lust, mich zu heiraten und Hofbäuerin zu werden?“ — „O ja!“ sagte Grete, und so hielten sie Hochzeit, und sie zog auf den Hof. Lars stellte einen Pfosten in der Stube auf und bohrte einige Löcher in denselben, zu denen sie hingehen und gähnen konnte, wenn sie hungrig wäre.

Als einige Zeit vergangen war, sagte der Hofbauer zu seinem Knechte, welcher Niels hieß: „Höre, Niels,“ sagte er, „ich weiß doch nicht recht, ob unsere Bäuerin nichts ißt, denn mich dünkt, sie wird so fett. Kannst du mir nicht sagen, wie ich dahinter kommen soll?“ — „Ich weiß nicht,“ sagte Niels; „es müßte denn sein, daß ich euch in den Schornstein hinunterließe; dann könntet ihr ja sehen, ob sie dort etwas ißt.“ Das däuchte dem Manne gut, und der Knecht ließ ihn in den Schornstein hinab; dort hing er wie die anderen Schafskeulen. Aber dann ging Niels zu der Frau hinein und sagte: „Nehmt euch in acht, daß ihr draußen in der Küche nichts eßt; denn unser Bauer hängt droben im Schornstein.“ — „Es ist gut,“ sagte die Frau, und dann ließ sie die Mägde recht feuchtes Holz holen und auf den Herd legen. Als nun der Mann so lange dort gehangen hatte, wie es Niels gefiel,

nahm er ihn herunter, und da war er so verräuchert, daß er weder gähnen noch bellen konnte. „Nun, hat sie etwas gegessen?“ frug Niels. „Nein, dort hat sie nichts gegessen,“ sagte der Mann, und ihm war so schlimm, daß er hingehn und sich zu Bette legen mußte.

Als wieder einige Zeit vergangen war, sagte der Mann: „Höre, Niels! ich fürchte doch, daß unsere Bäuerin etwas ißt; mich dünkt, sie wird so fett. Kannst du mir nicht sagen, wie ich dahinter kommen soll?“ — „Nein, das kann ich nicht,“ sagte Niels, „es müßte denn sein, daß ihr in das Schlafzimmer hinaufginget, dort liegt eine große Federdecke, in die könnt ihr ja hineinkriechen, ich werde ein kleines Loch machen, zu dem ihr hinausschauen könnt; dann erfahrt ihr ja, ob sie vielleicht da droben etwas ißt.“ Ja, das wäre sehr gut, dünkte dem Manne, und er kroch in die Decke; aber Niels ging hinunter und sagte zu der Frau: „Nehmt euch in acht, daß ihr droben im Schlafzimmer nichts eßt! denn unser Bauer liegt droben in einer Decke.“ — „Es ist gut,“ sagte die Frau, und dann rief sie die Mägde. „Hört,“ sagte sie ihnen, „mich dünkt, die Betten droben im Schlafzimmer müssen einmal an die Sonne, sonst werden sie ganz muffig. Tragt sie jetzt hinaus und klopft sie tüchtig aus.“ Die Mägde

wußten Bescheid: sie trugen die Betten in die Sonne und klopfen sie tüchtig aus, und legten sie dann wieder hin, wie sie gelegen hatten. Dann kam Niels hinauf und zog den Mann aus der Decke heraus, da war derselbe so mürbe geklopft, daß er weder kriechen noch gehen konnte. „Nun hat sie etwas gegessen?“ frug Niels. „Nein, dort hat sie nichts gegessen“, sagte der Mann, und er schlich hinunter und legte sich in sein Bett und war noch acht Tage nachher in der elendesten Verfassung. Die Frau kam und pflegte ihn, und dabei sagte sie ihm: „Höre, Lars! du solltest nicht mehr essen, als ich esse, dann wärest du immer gesund und munter.“

Wiederum verging einige Zeit, und der Mann hatte sich von den Prügeeln erholt, die er bekommen, da sagte er zu Niels: „Ich fürchte wirklich, daß unsere Bäuerin doch etwas ißt, denn mich dünkt, sie wird so fett. Kannst du mir nicht behilflich sein, dahinter zu kommen?“ — „Nein,“ sagte Niels, „jetzt habt ihr ja gesehen, daß sie weder in der Küche noch im Schlafzimmer etwas ißt, daher weiß ich nicht, wo sie es thun sollte, es wäre denn im Keller. Dort steht eine alte Viertonne, in die könntet ihr hineinkriechen und durch das Spundloch hinausgucken; dann erführet ihr doch, ob sie dort etwas ißt.“ Das dünkte dem Manne

gut, und er kroch in die Tonne hinab. Aber Niels ging zur Frau hinein und sagte: „Nehmt euch in acht, drunten im Keller etwas zu essen, denn der Bauer sitzt in der alten Biertonne.“ — „Es ist gut,“ sagte die Frau, und dann rief sie die Mägde herbei. „Hört,“ sagte sie, „drunten im Keller steht die alte Biertonne und stinkt mir in die Nase, so oft ich hinunterkomme. Füllt Wasser in den Braukessel und heizt tüchtig unter demselben, und gießt dann das Wasser in die Biertonne, daß sie ordentlich rein wird!“ Die Mägde waren eben so gesonnen wie sie, und sie beeilten sich, zu thun, was sie geheißten hatte, und der Mann ward also fast ganz verbrüht. Als Niels ihm aus der Tonne half, mußte er gleich zu Bette und blieb einen ganzen Monat liegen. Die Frau kam zu ihm und pflegte ihn und sagte: „Es ist aber doch arg, daß du so verreisest und mir krank wirst;“ denn er hatte ihr jedes Mal, wenn er ihr so aufschauern wollte, weißgemacht, daß er verreisen müßte.

Sie hatten zwei fette Ochsen im Stalle, und während der Mann krank lag, sagte die Frau zu Niels: „Du kannst die beiden Ochsen nehmen und mit ihnen nach Kopenhagen gehn und sie verkaufen, und das Geld magst du selbst behalten, weil du mir treu gedient hast.“ Das that Niels auch; aber als der Mann

nun wieder aufstand, vermifste er fogleich seine Ochfen. Da fagte er zu feiner Frau: „Aber wo find die Ochfen, Bäuerin?“ — „Die habe ich gegessen,“ fagte die Frau. „Aber wo find denn die Häute?“ — „Die habe ich mitgegessen,“ fagte die Frau. „Aber wo find denn die Hörner?“ — „Die habe ich auch gegessen,“ fagte die Frau. Da vergingen dem Manne die Sinne, und er fanf ohnmächtig nieder. Man brachte ihn zu Bette und ließ den Doctor holen; aber gegen die Krankheit gab es kein Mittel. Er farb und wurde begraben, Grete erbte den Hof und alles Geld. Die Wittwe ließ ihm einen fchönen Grabstein fezen, und dann verheiratete fie fich mit Niels, und fie leben heute noch froh und vergnügt.

Die Rehprinzessin.

Es waren einmal ein Prinz und eine Prinzessin, die einander von klein auf lieb gehabt hatten, und es war auch bestimmt worden, daß sie einander haben sollten, wenn die Prinzessin erwachsen wäre. Sie war erst zwölf Jahre alt, und sie hatte eine Stiefmutter, die eine böse Hexe war und ihr kein Glück gönnte. Sie drohte der Königstochter, daß sie sie verhexen würde, wenn sie ins Brautbett stiege, so daß sie als ein wildes Reh in Wald und Moor umherlaufen müßte. Darüber war die Königstochter sehr traurig, denn sie wollte gern ihren Prinzen haben und seine Frau sein, wenn die Zeit käme. Er wußte nicht, was ihnen bevorstand; sie getraute sich nicht, es ihm zu sagen.

Eines Tages ging die Prinzessin in den Wald hinaus, wo ein Paar arme Leute wohnten, die sie kannte, und die eine Tochter von demselben Alter wie sie hatten. Sie frug dieselben, ob sie ihre Tochter mit nach

Haus nehmen dürfe, um sich von ihr hilfreiche Hand leisten zu lassen; sie wolle sie kurze Zeit lang auf Probe haben, und wenn sie mit ihr zufrieden sei, wolle die Prinzessin sie ganz bei sich behalten. Darüber waren die Eltern sehr erfreut, und das Mädchen auch, und sie ging mit nach dem Schlosse. Die Prinzessin behielt sie drei Tage bei sich, und erzählte ihr vielerlei; aber sie sagte dem Mädchen, sie dürfe mit keinem andern davon reden. Am dritten Abend sagte die Königstochter zu ihr, jetzt könne sie nach Hause gehn und ihre Eltern besuchen und die Nacht über dort bleiben. Am nächsten Morgen solle sie zurückkommen, dann werde ihr die Prinzessin sagen, ob sie sie länger behalten wolle. Das Mädchen ging also nach Hause; aber die Prinzessin ging ihr nach und blieb draußen vorm Fenster stehen, um zu hören, ob sie schweigen könne, oder aus der Schule plaudere. Als das Mädchen zu den Eltern hinein kam, gab es ein Fragen nach allem, was sie gesehen und gehört und erlebt und auch was die Königstochter ihr gesagt habe. Und sie polterte mit allem heraus. Da ging die Königstochter nach Hause; die konnte sie nicht brauchen.

Am folgenden Tage ging die Prinzessin hinaus und holte sich ein anderes kleines Mädchen ihres Alters; aber die konnte eben so wenig schweigen; daher mußte

sie gleichfalls ihrer Wege ziehn. Und so ging es mit mehreren. Endlich kam sie irgendwo zu sehr armen Leuten und nahm deren Tochter mit heim. Die Eltern ermahnten sie, sich gut zu betragen und sich nicht auf Klatschereien einzulassen; das versprach das Mädchen und ging mit. Nach drei Tagen ließ die Prinzessin sie abends nach Hause gehn, um ihre Eltern bis zum nächsten Tage zu besuchen; und sie ging ihr selber nach und blieb draußen stehn, um zu hören, was sie sprächen. Als das kleine Mädchen in die Hütte kam, frugen ihre Eltern zuerst, ob sie sich gut betragen habe. Ja, das glaube sie wohl. Darauf sagten sie ihr, sie müsse recht anständig und treu sein, dann werde die Prinzessin sie auch ferner gut behandeln. Dann beteten sie den Abendsegen mit ihr und legten sich alle drei schlafen. Die Königstochter ging nach Hause, und als das Mädchen am andern Morgen wieder kam, sagte sie ihr, sie wolle sie gern behalten. Das arme Mädchen ward jetzt im Königsschlosse erzogen und gemeinsam mit der guten Prinzessin unterrichtet; und sie wurden so recht Herzensfreundinnen. Das Kind der armen Leute wuchs zu einer schönen Jungfrau heran, welche der Königstochter auf ein Haar gleich, so daß alle sie verwechselten; und sie gingen auch immer gleich gekleidet.

Als es nun so weit war, daß der Prinz und die Königstochter Hochzeit halten sollten, erzählte sie dem Mädchen, was jetzt geschehen würde, und sie traf mit ihr die Abrede, daß sie in der Nähe sein und zu ihm ins Brautbett springen solle, wenn sie selbst verwandelt würde, damit sie ihn so vor diesem großen Kummer bewahre. Das Mädchen liebte sie innig und frug, ob es gar nicht möglich wäre, sie vor diesem Unglück zu retten; könnte sie nicht statt der Königstochter ein Reh werden? „Nein,“ sagte die Prinzessin, „das läßt sich nicht machen; aber die drei ersten Weihnachtsabende um Mitternacht kannst du mich in einer Laubhütte draußen im Walde treffen; denn dann werde ich jedesmal auf eine Stunde ein Mensch. Dann können wir doch so lange mit einander reden.“

Der Hochzeitstag erschien, und die Hochzeit wurde gefeiert, und es ging, wie die böse Stiefmutter gedroht hatte: in demselben Augenblick, als die Königstochter ihren Fuß in das Brautbett setzte, ward sie in ein wildes Reh verwandelt und lief in Wald und Moor hinaus. Aber die Freundin war zur Stelle und nahm ihren Platz an der Seite des Königssohnes ein, und er merkte nichts von dem Tausche. Da bat ihn das Mädchen, welches er für die Prinzessin hielt, er möge sie noch ihr Spieljahr, ihr Mädchenjahr und ihr Spinn-

jahr Jungfrau bleiben lassen, und das konnte er ihr nicht abschlagen; daher legte er sein Schwert zwischen sie. Kurze Zeit darauf starb der Vater des Prinzen, und er wurde sein Thronfolger, und das Kind der armen Leute war also Königin.

In der ersten Weihnachtsnacht stand die Königin von seiner Seite auf, ohne daß er es merkte, und ging in den Wald zur Laubhütte hinaus, um die rechte Königin zu treffen und mit ihr zu reden. Dasselbe that sie im folgenden Jahre. Aber es gab Leute, welche davon zu sprechen begannen, daß bei der Königin etwas nicht in Richtigkeit sein müsse, da sie sich in jeder Weihnachtsnacht aus dem Schlosse fortstelle. Das kam dem König zu Ohren, und in der dritten Weihnachtsnacht lag er wach und stellte sich nur, als ob er schlief; und als seine Königin von ihm weggegangen war, folgte er ihr heimlich und kam in den Wald hinaus, und stand draußen vor der Laubhütte, wo sie die rechte Königin traf und mit ihr sprach. Da hörte er seine rechte Königin fragen: „Wie lebt ihr mit einander?“ Und die, welche er für seine Königin hielt, antwortete: „Gut, wie Schwester und Bruder. Aber giebt es denn gar kein Mittel, dich zu retten?“ — „Nein,“ lautete die Antwort, „diese Nacht ist es das letzte Mal, daß ich Menschengestalt erhalte. Es giebt nur ein Mittel

zu meiner Rettung, und das ist, wenn ein reiner und unschuldiger Königssohn mich mit seinem Schwerte blutig verwundete; aber er dürfte nicht darum gebeten werden.“ In demselben Augenblick ward sie in ein Reh verwandelt und sprang aus der Laubhütte hinaus. Aber der König hatte sein Schwert gezogen, und indem sie an ihm vorüberschoß, stach er nach ihr mit dem Schwerte, so daß ihr Blut floß. Da wurde sie in demselben Augenblick eine so schöne Prinzessin, wie sie jemals gewesen war; und sie gingen nach Hause und lebten viele Jahre glücklich beisammen als König und Königin. Und sie bekamen kleine Prinzen und Prinzessinnen, die ihre Kinder waren. Aber das treue Mädchen blieb alle Zeit bei ihnen, und beide liebten sie wie ihre eigene Seele.

Prinz Irregang und Jungfer Miseri.

Es ist jetzt lange her, daß ein König lebte, der mit all seinen Rittern und Knappen auf die Jagd hinausgeritten war.

Sie pirschten Hirsche, sie pirschten Hasen
Und die Thiere all, die im Walde grasen.

Der König hatte das schnellste Pferd, und er war all seinen Leuten weit vorausgekommen. Da wurde es Abend, und es fiel ein dicker Nebel über Wälder und Wiesen, und der König verirrte sich gänzlich. Er konnte nicht Weg noch Steg finden, und ehe er es merkte, befand er sich mitten in einem großen Moorgrunde. Das Pferd sank bald mit den Hinterbeinen, bald mit den Vorderbeinen ein, und zuletzt gerieth es so in den Sumpf, daß es gar nicht wieder herauskommen konnte, sondern mit Kopf und Schwanz im Moraste versank. Der König schwang sich noch glücklich vom Rücken desselben hinab, und er war froh,

sein Leben gerettet zu haben. Er hüpfte von einer Erhöhung zur andern, sank oftmals ein und arbeitete sich wieder herauf: es war, als nähme das Moor gar kein Ende. „Ich werde doch hier in dem verwünschten Sumpfe noch umkommen,“ dachte der König; er war jetzt ganz erschöpft und sah keine Rettung. Da sah er plötzlich einen kleinen alten Mann mit einem langen Barte und einem Stock in der Hand über das Moor geschritten kommen; es war, als ob er auf trockenem Boden wandele, aber er ging doch gerades Wegs über alle Löcher und Pfützen. „Holla!“ rief der König, „hilf mir aus diesem Moraste heraus!“ — „Ja, du bist auf schlimme Wege gerathen, König!“ sagte der Mann, „und du kommst sicherlich nicht lebend von hinnen, wenn ich dir nicht helfe. Aber das werde ich schon thun, wenn du mir versprechen willst, daß das Erstgeborene männlichen Geschlechtes, welches nach deiner glücklichen Heimkehr in deiner Burg das Leben erblickt, mir gehören soll. Versprichst du das?“ Der König hätte alles Mögliche versprochen, um der Noth, in der er sich befand, zu entinnen; er sagte daher: „Gewiß verspreche ich dir's; hilf mir nun auf trockenen Grund kommen!“ Denn er war ja bei jedem Schritt und jedem Sprung in Lebensgefahr. „Da hast du meinen Stock,“ sagte der Alte, „geh dem

nur nach! er wird dir schon den Weg weisen.“ Und damit warf er dem Könige seinen Stock zu; derselbe konnte ihn nicht ergreifen, aber das blieb sich gleich, denn der Stock hüpfte von Erhöhung zu Erhöhung, und der König hinterdrein: jetzt sank er nicht mehr ein, und bald hatte er festen Grund unter den Füßen. Der Stock ging ihm immer voran, bis der König sein Schloß vor sich liegen sah; da schlug er ein Rad in der Luft, und trabte dann allein des Weges zurück, daher er gekommen war.

Als er das Moor hinter sich hatte und dem Stocke auf trockenem Boden folgte, bedachte der König, was er versprochen hatte. Es waren so viele lebendige Kreaturen in seiner Burg, daß man schwer sagen konnte, was das Erstgeborene nach seiner Heimkehr sein würde. Es konnte ein Füllen oder ein Hündchen, ein Ferkel oder ein Lamm, eine Ziege oder ein Kalb oder vielleicht ein Käzchen sein. Aber es konnte ja auch ein Menschenkind, und es konnte sogar des Königs eigenes Kind sein, denn seine Königin sah tagtäglich ihrer Stunde entgegen. Aber wenn es nun die Königin selber war, die zuerst ein Kleines bekam, so konnte es doch eben so gut ein Mädchen wie ein Knabe sein, und dann hatte es ja nichts zu sagen. Allein gerade als der König die Treppen hinaufstieg,

schenkte seine Königin einem Prinzen das Leben. Es war ihr Erstgeborener, und es war das erste Wesen männlichen Geschlechts, welches in der Burg des Königs nach seiner Heimkehr zur Welt kam. Das stand außer Zweifel, und der König sah jetzt wohl ein, daß er diesen Sohn dem Kobolde für sein Leben versprochen hatte. Sobald die Königin das Bett verließ, erzählte der König ihr alles, und sie waren sich einig darüber, daß sie suchen mußten, ein Abkommen mit dem Kobold zu treffen, was es auch kosten möchte. Ihren einzigen Sohn konnten sie ihm doch nicht geben.

Der Knabe wurde getauft und Irregang genannt, und als er vierzehn Tage alt war und die Königin abends allein an seiner Wiege saß, stand der alte Mann aus dem Walde plötzlich vor ihr und sagte, sie wisse wohl, daß der Kleine ihm gehöre. Was sie ihm auch zum Tausch anbieten möchte, es half alles nichts. Aber sie erlangte doch, daß sie den Sohn noch fünf Jahre behalten dürfte, wenn der Kobold sogleich hundert Ochsen empfinde. Dann sahen sie nichts von demselben, bis die fünf Jahre um waren: da kam er wieder. Aber er erlaubte der Königin, den Knaben noch fünf Jahre zu behalten, und dafür empfing er zweihundert Ochsen. Und als der Knabe zehn Jahre

alt war, kam der Alte wieder, und für dreihundert Ochsen erlaubte er den Eltern, den Knaben noch fünf Jahre zu behalten.

Prinz Irregang wuchs also in der Burg seines Vaters heran, bis er sein fünfzehntes Jahr vollendet hatte. Er war der vielversprechendste Jüngling, groß und schön und wohlunterrichtet und gestittet in jeglicher Weise. Da stand der alte Mann aus dem Walde wieder eines Abends vor der Königin mit seinem Stock in der Hand und sagte: „Jetzt komme ich, um meinen Jungen zu holen.“ Sie bat und flehte und bot ihm alles, was es auch sein möchte, um den Sohn, wäre es auch nur noch fünf Jahre lang, behalten zu dürfen. Aber da half kein Reden und Weinen. Der Kobold sagte, jetzt wolle er endlich haben, was ihm gehöre. „Morgen soll er zu mir kommen,“ sagte der Kobold; „jetzt stelle ich meinen Stock hier an die Thür, der wird ihm schon den Weg weisen. Und kommt er nicht, so werde ich das Schloß mit ihm und euch allen in die Erde versenken, daß sieben Klafter Moorwasser darüber stehen. Es sind jetzt fünfzehn Jahre her, seit ich dem König das Leben rettete, und ein Königswort darf man nicht brechen.“

Dann ging der Kobold fort, aber seinen Stock ließ er an der Thür stehen. Und der König und die Königin

Konnten jetzt nichts anderes thun, als am nächsten Morgen Irregang unter strömenden Thränen Lebewohl sagen und ihn den Stock in die Hand nehmen und die Reise antreten lassen. Sobald er draußen vor dem Schlosse war, fuhr ihm der Stock zwischen die Beine: er wußte nicht, ob er ritt oder flog; aber er wurde in sausender Fahrt über Berg und Thal, über Land und Wasser dahin getragen, bis er gegen Abend wieder festen Grund unter seinen Füßen und den Stock in seiner Hand fühlte und vor einem Schlosse stand, das wie in einen Berg gehöhlt zu sein schien. Der kleine alte Mann mit dem langen Barte stand draußen vor dem Thore. Irregang wußte gleich, wer es war. „Guten Abend, Kobold!“ sagte er. „Guten Abend, Königssohn,“ sagte der Kobold; „hier nennt man mich übrigens König und Herrn, und nicht wie du sagst. Und ich hätte nicht übel Lust, dir gleich den Hals umzudrehen, ein so loses Maul wie du führst. Und das thue ich auch, wenn du mir nicht stehenden Fußes drei Wahrheiten sagen kannst, an denen keine Lüge zu erfinden ist.“ — „Gut,“ sagte Irregang, „die sind bald gesagt: nie lag ich weicher, als in meiner Mutter Schooß; nie kostete ich Süßeres, als aus meiner Mutter Brust; und nie hab' ich meiner Mutter größeren Kummer bereitet, als heute.“ Daran war keine Lüge zu

erfinden; daher ward der Kobold ganz freundlich gegen ihn, und sagte, er könne hören, daß er guten Unterricht genossen habe. „Aber du kannst doch noch viel bei mir lernen,“ sagte der Kobold, „und du wirst dich tüchtig anstrengen und arbeiten müssen. Heute ist Feierabend, da magst du frei umhergehen und dich allenthalben umsehen; aber morgen ist ein Arbeitstag.“ Es war allerdings viel in dem Schlosse des Koboldkönigs zu sehen, dessen Gleichen Irregang nie zuvor gesehn hatte. Ueberall strahlte es von Gold und Silber; aber daran war Irregang ja gewöhnt. Er sah jedoch viele seltsame Gegenstände, deren Zweck er durchaus nicht kannte. Und viele seltsame Vögel und Thiere sah er drinnen und draußen, und Blumen und Bäume, die mit nichts Aehnlichkeit hatten, was ihm bekannt war. Es waren noch mehr Leute in dem Schlosse, außer dem Kobold und ihm; da waren die zwölf Diener des Kobolds, die sahen garstig und grimmig aus und waren alle von echtem Koboldgeschlechte. Und da war die alte Mutter des Kobolds, die wohnte im obersten Gemache, und eine schlimmere Hege hatte es niemals gegeben. Sie hatte nur noch zwei schwarze Zähne, und die hingen ihr weit aus dem Munde. Und eine Nase hatte sie, so krumm und so lang, daß sie ihr über das Kinn hinab fiel. Sie war greulich

anzusehn. Aber sie hatte zu ihrer Bedienung ein hübsches kleines Mädchen, das ihr gar nicht glich. Sie wurde Jungfer Miseri genannt, und sie war kein geborenes Koboldskind, sondern ein rechtes Menschenkind, eine Königstochter, welche der Kobold geraubt hatte, als sie noch ganz klein war. Sie hatte jetzt so lange mit dem alten Hegenweibe verkehrt, daß sie ihr all' ihre Künste abgeguckt hatte. Sie war über alle Maßen geschickt, aber sie war trotzdem sehr lieb und gut. Sie richtete ein forschendes Auge auf Prinz Irregang, und er gefiel ihr weit besser als all' das Koboldsgeschmeiß, unter dem sie leben mußte; aber sie ließ sich nichts davon merken. Irregang erhielt sein gutes Abendessen und ein gutes Bett, und dann schlief er süß bis zum nächsten Morgen.

Da erschien der Kobold und rief ihn und nahm ihn mit in einen Wald, der ihm gehörte. Den solle er fällen, sagte der Kobold, das solle für heut seine Arbeit sein: „Und bist du bis zum Abend nicht damit fertig, so drehe ich dir den Hals um.“ Dann ging er fort, und der Knabe stand alleine draußen im Walde mit einer Art, die er kaum tragen konnte. Er begann unten an der Wurzel in einen Baum zu schlagen, so hoch er die Art des Kobolds zu heben vermochte, und es flogen auch einige Späne ab; aber was konnte das helfen! So viel er

sich plagte und plackte, konnte er nicht den einen Baum bis zum Abend fällen, das sah er wohl ein; daher setzte er sich nieder und wischte sich den Schweiß ab und dachte, jetzt sei es aus mit seinem Leben. Da kam Jungfer Miseri herangetrippelt, mit einem Körbchen am Arme; darin brachte sie ihm sein Mittagessen. Dann frug sie ihn, warum er so verzagt aussehe. „Weil es jetzt aus mit mir ist,“ sagte er; „ich soll den ganzen Wald bis zum Abend fällen, und ich kann nicht mit einem einzigen Baum fertig werden. Und habe ich nicht den ganzen Wald rechtzeitig gefällt, so wird mir der Hals umgedreht.“ Da sagte Jungfer Miseri, das sei doch kein Grund zum Jammern: das Bischen Wald könne man ja leicht fällen. „Ach, so hilf mir,“ sagte Prinz Irregang. „Helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich sein,“ sagte Jungfer Miseri. Nein, gelobte er ihr zuversichtlich, er werde ihr alle Zeit hold und treu sein, wenn sie ihm jetzt helfen wolle. Da sagte das Hegenmädchen, er möge sich nur hinsetzen und das gute Essen verzehren, das sie ihm gebracht habe: mit dem Walde würden sie bald fertig sein. Dann setzte sie sich zu ihm, und blieb dort sitzen und plauderte mit ihm, und die beiden fanden immer mehr Gefallen an einander. Als es nun gegen Abend war, sagte das Hegenmädchen, jetzt müsse sie nach Hause

gehen, ehe die alte Heze aufwache: sie halte immer einen solchen langen Mittagschlaf. Und dann verlange sie, daß Jungfer Miseri die ganze Zeit über, während sie schlafe, neben ihr sitze und ihr den Kopf kraue. „Aber das lasse ich nun heut unsere schwarze Katze besorgen,“ sagte sie; „dafür bekommt sie diesen Abend Sahne, und dann schwatzt sie es nicht aus. — Aber wir sollten ja den Wald fällen.“ Dann wehte sie mit ihrer Schürze und sagte: „Bisch, bisch, bisch!“ Und im selben Augenblick stürzte der Wald nieder, der eine große Baum auf den andern. Das war schnell gethan. Dann ergriff Jungfer Miseri ihr Körbchen und lief zu der alten Heze heim, und die war noch nicht aufgewacht.

Gerade als die Sonne untergegangen war, kam der Kobold zu Irregang hinaus und wollte sehen, was er beschafft habe. Da lag der ganze Wald gefällt, Baum neben Baum. „Du kannst mehr, als ich dachte,“ sagte der Kobold, „aber das hast du gewiß nicht aus deinem eigenen Hirn gesponnen.“ Dann kehrte Irregang nach dem Koboldschlosse zurück, erhielt sein Abendessen und begab sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen führte der Kobold ihn zu einem Schafstalle. „Der soll reingemacht werden,“ sagte er, „und das mußt du heute bis zum Abend

vollbracht haben; sonst drehe ich dir den Hals um.“ Dann ging er fort, und der Königssohn stand allein in dem leeren Schaffstalle, der so groß wie eine Edelhofscheune war. Und der Mist lag klafertief über der ganzen Diele und ganz bis ans Dach hinauf. Dort stand eine Schaufel, die war so schwer, daß Irregang sie kaum heben konnte. Er begann in all dem Miste zu stochern, aber es war nicht zu sehen, was er bis zum Mittag beschafft hatte. Da kam Jungfer Miseri mit seinem Essen, und er klagte ihr seine Noth. „Ja, helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich sein,“ sagte sie. Aber er versicherte, er werde ihr so treu und so hold wie das lautere Gold sein. „Ja, ja,“ sagte sie, „dann will ich dir helfen. Der Stall ist übrigens seit hundert Jahren nicht reingemacht, so daß es ein gut Stück Arbeit ist, was er dir aufgetragen hat.“ Dann stach sie die Schaufel fest in den Mist hinein und sagte:

„Schaufel, schaufle den Mist geschwind!
Das ist kein Werk für ein Königskind.“

Da begann die Schaufel den Mist hinauszwerfen, daß er ihnen um die Ohren flog. „Hier wollen wir lieber nicht bleiben,“ sagte Jungfer Miseri, und nahm Irregang bei der Hand und führte ihn in den Garten des Kobolds hinaus, und gab ihm von dem schönsten

reifen Obste, und sie blieben im Garten beisammen und hatten viel mit einander zu plaudern, bis sie ihm gegen Abend Lebewohl sagte: jetzt müsse sie hinein, ehe die alte Heye aufwache; die schwarze Katze sei wieder statt ihrer an der Arbeit; und er müsse in den Schafstall zurück, ehe die Sonne untergehe und der Kobold sich einstelle. Als Irregang in den Stall kam, war derselbe so rein wie ein frischgewaschener Milchzuber. Dann kam der Kobold. „Nun,“ sagte er, „du bist nicht so dumm, wie die Jungen auf der Erde zu sein pflegen. Aber das hast du gewiß nicht aus deinem eigenen Hirn gesponnen.“ Dann ging Irregang hinein und erhielt sein Abendessen und legte sich in sein Bett.

Am nächsten Morgen sagte der Kobold zu ihm: „Nun hast du zwei Tage lang schwere Arbeit gehabt; aber heute sollst du nichts anderes thun, als meinen Hengst in die Schwemme reiten; das ist etwas, woran du gewöhnt bist.“ Irregang ging also in den Stall; der Kobold hatte viele Pferde im Stalle, aber keins, das sich mit seinem Hengste vergleichen ließ; das war ein großer Grauschimmel, der allein in dem obersten Stallbaume stand. Er stand an einer goldenen Krippe, aber die Krippe war leer. Er war mit einem Halfterbande von Eisen angebunden, mit sieben Hängegeschloßern davor; und er stand und stampfte auf die Stein-

diele, daß die Funken um ihn her sprühten. Und als Irregang in den Stallbaum zu ihm hineintreten wollte, legte der Hengst die Ohren zurück und wicherte und schnob, daß ihm Feuer aus den Nüstern fuhr. Der Königssohn wußte sonst gut mit unbändigen Pferden umzugehen, aber ein solches hatte er nie zuvor gesehen. Er pfiß und redete ihm zu; aber das Thier blieb eben so wild: es wollte beißen und schlagen, und es war nicht gut mit ihm anzubinden. Irregang stand noch da und war nicht weiter gekommen, als Jungfer Miseri mit seinem Mittagessen erschien. „Ja, das ist noch das Schlimmste, was er dir aufgetragen hat,“ sagte sie; „dennoch könnte Rath dafür geschafft werden.“ Er bat sie inständig, ihm zu helfen; daß sie es könne, wußte er schon. „Helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich sein,“ sagte sie. Nein, antwortete er, sie dürfe sich überzeugt halten, daß er ihr allezeit hold und treu sein werde; er habe nie jemand so lieb gehabt wie sie. Da nahm das Hegenmädchen einen Strohhalm und legte ihn dem Hengst auf den Rücken, und dann sagte sie:

„Steh, Schimmel, für Jungfer Miseri still,
Die Hafer und Heu dir geben will!“

Da stand er still wie ein Lamm; das Hegenmädchen ging zu ihm hin und warf ihm das beste Futter vor;

dann hauchte sie sieben Mal auf die sieben Hängeschlösser, da war er los von der Krippe; und dann sagte sie:

„Geh nun, Schimmel, für Gotteslohn,
Und trage Irregang Königssohn!“

Da ließ er Irregang sich hinaufschwingen, und derselbe ritt ihn mit dem eisernen Halfterbande zur Schwemme und wieder zurück und stellte ihn in den Stallbaum, wo er vorhin gestanden hatte. Das Hegenmädchen hauchte wieder sieben Mal auf die sieben Hängeschlösser, da war alles wieder, wie es gewesen war. Sobald das geschehen und Jungfer Miseri wieder zu der alten Heze hineingeschlüpft war, kam der Kobold zu dem Königssohne in den Stall und sagte: „Ja, ich sehe wohl, du hast gethan, was ich dir auftrag, und das ist gut. Jetzt magst du hineingehen und dir dein Abendbrod geben lassen.“

Dann ging der Kobold zu seiner alten Mutter hinauf, um ein Gespräch unter vier Augen mit ihr zu führen. Aber Jungfer Miseri passte auf, und sie horchte an der Thür und hörte die ganze Unterhaltung. Sie hörte den Kobold sagen: „Jungfer Miseri ist uns zu Klug geworden, und sie muß jetzt auch mit dem Königssohn im Bunde gewesen sein; sonst hätte er niemals vollbringen können, was er vollbracht hat.“

Jetzt müssen wir uns ihrer beider entledigen. Es ist am besten, daß wir sie verspeisen; so ein paar Königsfinder schmecken prächtig. Jetzt lasse ich sie selbst den Ofen heizen, und wenn das geschehen ist, sollen sie hineingeschoben und gebraten werden.“ Das gefiel der alten Here wohl, und die beiden schwarzen Zähne, die sie noch hatte, begannen sich von selbst zu bewegen, als sie daran dachte, wie gut das schmecken würde. „Laß sie nur recht mürbe werden!“ sagte sie. Das versprach der Kobold, und dann ging er hinaus, und sagte zu Irregang, sie müßten diese Nacht backen, und er solle Holz für den Ofen holen; und zu Jungfer Miseri sagte er, sie möge gut einheizen: er gehe jetzt hinein und lege sich ein wenig schlafen; sie solle ihn wissen lassen, wenn der Ofen heiß genug sei.

Dann trug Prinz Irregang Holz herbei, und Jungfer Miseri heizte den Ofen, bis sie den Kobold schnarchen hörte. Dann nahm sie zwei Holzscheite, und stellte sie aufrecht, jedes an einer Seite des Ofens, und dann flüsterte sie ihnen etwas zu, und dann spie sie auf jedes derselben, und dann nahm sie Irregang bei der Hand und zog ihn hinaus, und dort sagte sie zu ihm: „Jetzt sollst du gebraten werden, Königssohn! Dazu heizen wir den Ofen.“ — „O, hilf mir!“ sagte er. „Helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich

sein," sagte sie. Allein er bethenerte und schwor, daß er ihr allezeit hold und treu sein werde; sie sei ja seine Herzliebste, und sie solle auch seine Frau werden. Da lief sie mit ihm in den Stall und zu dem Hengste des Kobolds; sie redete demselben zu und löste ihn von der Krippe, und dann schwangen sie und Irregang sich beide auf seinen Rücken und ritten von dannen, so schnell der Hengst ausgreifen konnte.

Inzwischen erwachte der Kobold und rief hinaus: „Ist der Ofen heiß, Jungfer Miseri?“ — „Nein, noch nicht," lautete die Antwort; die kam von einem der beiden Holzscheite, aber es klang, als wäre sie es, die antwortete. „So heize besser ein!" schrie der Kobold, und dann legte er sich wieder hin, um zu schlafen. Eine Weile darauf erwachte der Kobold wieder und rief hinaus: „Ist der Ofen noch nicht heiß?“ — „Nein, noch nicht," antwortete jemand; es klang wie Irregang's Stimme, aber es war das andere Holzscheit. „Jetzt muß er doch bald heiß sein," schrie der Kobold, und dann schlief er wieder ein. Nach einiger Zeit erwachte er abermals und rief hinaus: „Ist der Ofen noch nicht heiß?“ Aber niemand antwortete. Da machte sich der Kobold auf die Beine und schoß zum Ofen hinaus: der war fast kalt. Da rannte er umher und suchte allenthalben; aber keine Jungfer Miseri und kein

Prinz Irregang war zu finden, und als er in den Stall kam, war auch sein Hengst verschwunden. Da stieß er ein Gebrüll aus, daß das ganze Schloß erbebte, und alle kamen auf die Beine, seine alte Mutter sowohl wie seine zwölf Diener. Es war kein Zweifel: die beiden Königsfinder waren auf dem Hengst entflohen, und die zwölf Koboldsdienere wurden ausgesandt, um sie zurück zu holen. „Bringt alles Auffällige mit heim, was ihr seht!“ sagte die alte Here; sie war ja die Klügste von allen.

Der Königssohn und Jungfer Miseri waren mittlerweile ein gut Stück Weges vom Koboldschlosse hinweg gekommen. Da sprach das Pferd und sagte: „Ich schwinde am Schenkel.“ — „Dann setzen sie uns nach,“ sagte das Hengstmädchen; „schau dich um, Königssohn! Was siehst du?“ — „Ich sehe einen Schwarm Krähen heranfliegen,“ sagte er. „Das sind die zwölf Diener des Kobolds,“ sagte sie; „die sollen uns holen.“ — „Sinne doch auf ein Rettungsmittel!“ sagte er. „Helfe ich dir, so wirst du mir treulos sein,“ antwortete sie. „Nein, meine Herzliebste! Ich werde dir allezeit hold und treu sein,“ sagte er. „Nun, die können wir leicht genug foppen,“ sagte Jungfer Miseri.

„Sei du ein Dorn, der Schimmel ein Stein,
Ich will am Zweig eine Rose sein!“

Da war der Königssohn ein Rosendornstrauch geworden, und sie eine Rose auf demselben, und der Hengst war in einen Stein am Wegesrande verwandelt. Die Krähen kamen herangeflogen, sie sahen wohl den Dornstrauch und alles andere, aber sie flogen weiter. Endlich kehrten sie um und kamen zum Koboldschlosse zurück. „Habt ihr nichts gesehen?“ frug der Kobold. „Nein, wir sahen nichts anderes, als einen Rosendornstrauch mit einer Rose darauf und einem Stein daneben,“ sagten sie. „O ihr Dummköpfe!“ sagte der Kobold, „das waren sie ja gerade. Ihr hättet nur die Rose nehmen sollen, dann wäre das Uebrige schon mitgekommen. Jetzt muß ich selber fort!“ Und er nahm seinen Stock zwischen die Beine und saufte wie der Wind durch die Luft.

Die Flüchtlinge waren mittlerweile ein gut Stück weiter hinweg gekommen. Da sprach das Pferd wieder und sagte: „Ich schwitze am Schenkel.“ — „Dann setzen sie uns nach,“ sagte das Hegenmädchen; „schau dich um, Königssohn! Was siehst du?“ — „Ich sehe ein feuriges Rad in der Luft,“ sagte er. „Das ist der Koboldkönig selbst,“ sagte Jungfer Miseri; „jetzt gilt's!“ — „O, hilf doch!“ sagte der Königssohn. „Helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich sein,“ sagte das Mädchen; „aber ich will's versuchen.“ Dann sagte sie:

„Sei du eine Kirche, und ich ein Pastor,
Und der brave Schimmel ein Kirchhof davor!“

Da war der Hengst in einen Kirchhof, der Königsjohn in eine Kirche neben demselben, und Jungfer Miseri in einen Priester verwandelt, der am Altare stand und die Messe las. Der Kobold erblickte die Kirche; es kam ihm vor, als hätte er dieselbe früher nicht gesehen, er schoß daher hinab und streckte die Nase zur Kirchenthüre hinein; als er aber den Priester sah und ihn die Messe lesen hörte, zog er die Nase zurück und flog zu seiner alten Mutter zurück. „Nun?“ fragte sie, „hast du auch nichts von ihnen gesehen?“ — „Nein,“ sagte der Kobold, „ich war ganz draußen auf christlichem Boden; dort stand eine Kirche mit einem Pfaffen darin; aber von ihnen sah ich nichts.“ „Ach, du bist eine rechte Kaulquappe,“ sagte die alte Hege; „das waren sie ja. Du hättest den Pfaffen beim Wickel nehmen sollen, dann wären Kirche und Kirchhof schon mitgekommen. Jetzt muß ich ihnen selber nach!“ Und sie ergriff eine Ofengabel und ritt auf derselben spornstreichs durch die Luft, daß es hinter ihr sprühte und knisterte.

Mittlerweile waren die Flüchtlinge ein gut Stück weiter gekommen. Aber da sprach das Pferd wieder und sagte: „Ich schwitze am Schenkel.“ — „Schau dich

um, Königssohn! Was siehst du?“ sagte das Mädchen. „Ich sehe einen glühenden Drachen in der Luft,“ sagte er. „Das ist die alte Koboldsmutter,“ sagte sie; „das ist das Schlimmste.“ Und in demselben Augenblick sagte sie:

„Ein Entrich sollst du, ich 'ne Ente sein,
Und der Schimmel ein klares Wässerlein!“

Und in demselben Augenblick schwammen sie beide draußen auf dem Wasser herum. Gleich darauf kam die alte Hexe dort an, und schoß zum Wasserrande hinab. „Pütchen, Pütchen! Rap, rap rap!“ sagte sie, und sie lockte die Enten so freundlich, wie sie konnte, und sie warf ihnen Gerstenkörner hin. Aber die Ente schwamm fort, und der Entrich folgte ihr. Da nahm die Alte ihren Hegenapfel und warf denselben nach ihnen hinaus; es war ein langer Faden daran, und hätte sie eins von ihnen getroffen, so hätte sie sie alle ans Land ziehen können. Aber die Ente ergriff den Entrich am Flügel und tauchte mit ihm unters Wasser hinab, der Apfel flog über ihnen hin, und in demselben Augenblick zerbiß die Ente den Faden, so daß der Apfel auf den Grund sank, und mit ihm versank alle Hexenkunst der Alten. Jetzt hatte sie keine Gewalt mehr. Da wurde sie so zornig und giftig, daß sie aus der Haut fuhr und in lauter Kieselsplitter zersprang, und ein

ganzes Feld mit Kieselsteinen bedeckt ward. Aber Jungfer Miseri und Prinz Irregang und der Hengst des Kobolds nahmen wieder ihre frühere Gestalt an, und sie ritten nun ruhig weiter, bis sie in das Land und an das Schloß kamen, wo der Königssohn zu Hause war.

Da verwandelte Jungfer Miseri den Hengst in einen grauen Feldstein am Wege; auf den setzten sie sich alle beide, und dann sagte sie: „Du darfst jetzt nicht glauben, Prinz Irregang, daß es erst wenige Tage her ist, seit du von Hause fortgingst; denn es sind sieben volle Jahre seitdem vergangen. Es ist noch weit länger her, seit ich von Hause kam, und mittlerweile ist mein Geschlecht ausgestorben, oder so gut wie ausgestorben,“ sagte sie, und dann streichelte sie den Feldstein. „Und auch bei dir zu Hause hat sich manches verändert: deine Mutter ist todt, aber dein Vater lebt noch; er hat sich wieder mit einer Königs Wittwe verheiratet; die hat eine große Tochter, und außerdem haben sie und dein Vater einen kleinen Sohn mit einander. Geh' jetzt zu deinem Vater hinein und erzähle ihm alles. Wenn du das gethan hast, magst du wieder herauskommen und mich hinein holen. Aber nun mußt du acht geben, daß du dich von niemand küssen läßt, ehe du mich hinein geholt hast; denn ge-

schieht das, so wirst du mich ganz und gar vergessen.“ Der Königssohn glaubte, das leicht versprechen zu können; war er doch so froh und dankbar und hatte sie so herzlich lieb! Er küßte daher Jungfer Miseri, und dann ging er in seines Vaters Schloß, aber sie blieb auf dem Feldstein am Wege sitzen.

Prinz Irregang kam also zu seinem Vater, der ihn sofort wieder erkannte und hoch erfreut über seinen Anblick war; und in demselben Augenblick trat auch die neue Königin, Irregang's Stiefmutter, ein, und sie trug seinen kleinen Bruder auf dem Arme. Und als sie hörte, wer er sei, wollte sie ihm sogleich einen Bewillkommungskuß geben. Aber Irregang entzog sich demselben. Da hielt sie ihm seinen kleinen Bruder entgegen, damit er diesen küsse; aber Irregang that das nicht, er streichelte ihm nur die Wange. Da kam ein weißes Windspiel herein; Irregang dachte, es müsse sein eigenes sein, das er besessen hatte, als er daheim war, so bekannt kam es ihm vor, und er streichelte es und rief es beim Namen. Da sprang der Hund an ihm empor und leckte ihm das Gesicht, aber im selben Augenblick hatte er Jungfer Miseri und all seine Liebe zu ihr gänzlich vergessen; er konnte sich weder auf ihren Namen noch auf irgend etwas von allem besinnen, was sie für ihn gethan hatte. Er

sollte jetzt erzählen, was ihm in den sieben Jahren begegnet sei, die ihm kaum als eben so viele Tage erschienen; aber er vermochte keine Rechenschaft darüber zu geben. Da bat sein Vater ihn, sich nicht weiter damit zu quälen, sondern sich das Ganze lieber aus dem Sinne zu schlagen: er sei ja verhezt gewesen, aber jetzt sei er wieder er selbst und daheim bei den Seinigen. Dessen wollten sie sich freuen, und sie gaben Gesellschaft und vergnügten sich auf dem Schlosse an jenem Abend. Dort war die Tochter der Königin, eine schöne junge Prinzessin, von der Prinz Irregang sofort ganz eingenommen war. Und Sang und Tanz und Lustigkeit herrschte auf dem Schlosse, wo Irregang mit der schönen Prinzessin tanzte, während seine rechte Liebste Jungfer Miseri alleine draußen auf dem Feldstein an der Landstraße saß.

Als sie dort so lange gefessen hatte, daß sie wohl wissen konnte, wie es gegangen sei, stand sie auf, und dann verwandelte sie den Feldstein in ein kleines graues Kalb, und ging mit dem zum Vorwerk des Schlosses hin, das eine Strecke vom Schlosse entfernt lag, und dort erzählte sie, daß sie ein armes Mädchen sei, das weder Vater noch Mutter habe und nichts besitze als das kleine graue Kalb, und frug, ob sie nicht dort einen Dienst erhalten könne. Ja, sie könne

Hühnermagd werden, sie habe dann alles Federvieh des Königs zu warten, und man wies ihr ein kleines Haus an, in welchem sie allein wohnen sollte, und wo sie auch ihr kleines graues Kalb bei sich haben konnte. Dort saß sie also und besorgte ihr Geschäft; sie sah nichts von Prinz Irregang, und er dachte niemals an sie, denn er hatte sie ja gänzlich vergessen; aber er hatte sich noch an demselben Abend mit der Prinzessin verlobt, welche die Tochter seiner Stiefmutter war, und sie sollten allerehestens Hochzeit geben.

Es ward übrigens auf dem Schlosse viel von der neuen Hühnermagd gesprochen; denn sie war so über die Maßen hübsch, und dann war sie so fingerfertig, daß man nie dessen Gleichen gesehen hatte. Einen Saum, wie sie ihn nähen konnte, hatte man nie zuvor auf dem Schlosse gesehen. Jetzt sollten sich ja alle für die Hochzeit des Königssohnes aufs beste herauspuzen. Daher kam der Leibkutscher des Königs auf den Einfall, die hübsche Hühnermagd zu bitten, ihm für die Festlichkeit ein Staatshemd zu nähen. Es war wohl zumeist ein Vorwand, um sich ein Gewerbe bei ihr zu machen; er kam also eines Abends zu ihr hinunter und bat sie, ob sie ihm nicht den Gefallen erweisen wolle, ihm ein solches Hemd zu nähen; er wolle es ihr auch gut bezahlen. Ja, darin wolle sie

ihm gern zu Diensten sein, das sei bald gethan, sagte sie, und er könne das Hemd fertig mit nach Hause nehmen. Dann sagte sie:

„Scheere, schneide, und Nadel, näh' fein!
Zur Schlafenszeit muß es fertig sein.“

Da ging die Arbeit von selber, und er saß mittlerweile und erzählte ihr mit endlosem Geplauder von der großen Pracht, die auf dem Schlosse entfaltet werden würde. Als aber das Hemd fertig war, wollte er noch immer nicht gehen, sondern begann naseweis zu werden und davon zu schwätzen, daß sie seine Liebste sein sollte. Da sagte sie: „Ach, erweise mir erst einen Dienst! Ich habe vergessen, mein Feuer zu verwahren; geh du hinaus und decke Asche darauf! Es steht eine Schaufel auf dem Herd, die du dazu gebrauchen kannst; aber sage mir, wenn du sie in der Hand hast!“ Dazu war der Gesell gleich bereit, und er ging zum Herde hinaus, und als er die Schaufel gefunden hatte, rief er ihr es zu. Da sagte sie:

„Schaufel, halte den Burschen fest,
Bis der Hahn sein Krähen erschallen läßt!“

Dann ging sie hinauf und legte sich schlafen. Aber er konnte die Schaufel nicht loslassen und sich nicht von der Stelle rühren, sondern stand und stöberte die ganze Nacht hindurch mit der Schaufel in der Asche,

so daß ihn dieselbe wie eine Wolke umhüllte. Erst am Morgen, als der Hahn krächte, war der Bann gelöst, und er beeilte sich zum Schlosse zurück zu schleichen.

Im Laufe des Tages prahlte er gegen die andern Lakaien und zeigte ihnen das schöne Hemd, das die hübsche Hühnermagd für ihn genäht hatte. Aber von seinem nächtlichen Abenteuer erzählte er ihnen nichts. Da bekam der Kammerdiener des Prinzen Lust, sich auch ein so feines Hemd zu verschaffen; und an demselben Abend machte er sich dies Gewerbe bei der hübschen Hühnermagd. Und sie sagte gleichfalls: Ja, das sei bald gethan, er könne das Hemd mitnehmen, wenn er zur Schlafenszeit heimgehe.

„Scheere, schneide, und Nadel, näh' fein!
Zur Schlafenszeit muß es fertig sein.“

Er hatte sehr viel zu erzählen von all den königlichen Herrschaften; aber als das Hemd fertig war, ließ er sich noch gute Weile, und er begann auch, eine Liebschaft mit ihr anknüpfen zu wollen. Da sagte sie: „Ach, jetzt hab' ich vergessen, einen Pflock vor mein Torfgeläß zu schieben; das thue ich sonst jeden Abend; könntest du das nicht für mich thun? Der Pflock hängt am Thürpfosten an einem kleinen Bande; sag mir, wenn

du ihn in der Hand hast!“ Er war gleich bereit dazu, und rief ein Ja hinein, als er den Pflöck erfaßt hatte.

„Pflöck, nun halte den Burschen fest,
Bis der Hahn sein Krähen erschallen läßt!“

sagte sie, und dann begab sie sich zur Ruhe. Aber der vorwitzige Bursch mußte die ganze Nacht draußen stehn und mit dem Pflöck herumstochern, und zwar so hart, daß die ganze Thür Loch an Loch hatte, als am Morgen der Bann gelöst wurde und er mit seinem Hemde nach Hause schlich.

Der Kammerdiener konnte es aber doch nicht unterlassen, mit seinem feinen Hemde zu prahlen und von der wunderhübschen Hühnermagd zu erzählen, die ihm dasselbe genäht habe. Da meinte der Stallmeister des Königs, er müsse auch ein derartiges Hemd haben. Und abends ging er zu dem kleinen Hänschen der Hühnermagd hinunter und bat sie schön, ob sie nicht auch ihm solch ein prächtiges Hemd nähen wollte, das er bei der Hochzeit tragen könnte. Ja, das wolle sie gern, das sei bald gethan:

„Scheere, schneide, und Nadel, näh' fein!
Zur Schlafenszeit muß es fertig sein.“

Das ging flink wie der Wind, und der Stallmeister saß inzwischen und machte sich so angenehm, wie er vermochte. Als es aber Schlafenszeit und das Hemd

fertig war, war er noch immer nicht fertig, sondern wollte sich gern noch angenehmer machen. Da sagte das Mädchen: „Das ist doch ärgerlich, ich muß hinaus und etwas besorgen, was ich vergessen habe.“ Der Stallmeister frug, was es sei, und ob er es nicht thun könne? Nein, sagte sie, sie müsse sich ja schämen, einem so feinen Herrn dergleichen zuzumuthen; es handle sich um ihr Kalb, welches draußen stehe und jeden Abend in den Stall gesperrt werden müsse. Das wolle er thun, sagte der Stallmeister, er gestatte durchaus nicht, daß sie sich damit bemühe. „Das Thier ist aber etwas schwer zu behandeln,“ sagte sie; „es ist nicht anders in den Stall zu bringen, als wenn man es beim Schwanz packt und es hinein zieht.“ Uebrigens solle er bedankt sein, wenn er es für sie einsperren wolle; er solle ihr nur zurufen, wenn er den Schwanz in der Hand habe. Der Stallmeister ging also zu dem kleinen grauen Kalbe hinaus und packte es am Schwanz und rief dann dem Mädchen zu, jetzt habe er es. Da sagte sie:

„Kalb, nun halte den Burschen fest,
Bis der Hahn sein Krähen erschallen läßt.“

Da konnte er es nicht loslassen, und das Kalb ließ sich an diesem Abend nicht in den Stall sperren: es rannte davon über Gräben und Hecken, über Pfügen

und Sümpfe die ganze Nacht hindurch, und der Stallmeister mußte mit, so daß ihm all' seine Glieder zerschlagen waren, als das Kalb morgens vor dem Hause der Hühnermagd stehen blieb und er daselbe loslassen konnte. Da humpelte er zum Schlosse hinauf und legte sich in sein Bett, und er vergaß ganz, sein neues Hemd mitzunehmen.

Der Stallmeister mußte jedoch am selbigen Tage seine Glieder nach Möglichkeit zusammenlesen, denn es war der Hochzeitstag des Königsjohnes und der Prinzessin. So zerschlagen und zerschunden er war, mußte er sich doch ankleiden und nach den Pferden und Wagen sehen, welche die königlichen Herrschaften gebrauchen sollten. Und er mußte sogar zu Pferde steigen, um mitzureiten, als sie zur Kirche fuhren.

Aber sie wären fast niemals dorthin gekommen, so viel Unglück hatten sie unterwegs. Gleich als der Wagen des Brautpaars aus dem Schloßhofe herausgefahren war, zerbrach das eine Zugscheit. Es wurde ein neues geholt und aufgesetzt, aber auch dieses zerbrach auf der Stelle. Da sagte der Kutscher, in dem kleinen Hause dort drüben wohne eine Hühnermagd, die eine Ofenschaufel besitze, welche man wohl als Zugscheit benutzen könne: die sei stark genug, daran zweifle er nicht. Man schickte also einen Boten zu der Hühner-

magd, um ihr sagen zu lassen, daß die königlichen Herrschaften ihre Ofenschaufel gebraucht. Allein sie antwortete: „Meine Mutter ließ sich niemals von Lakaien etwas befehlen, und das thut ihre Tochter auch nicht.“ Da mußte der Bräutigam selber aussteigen und hingehen und sie höflichst bitten, ihm ihre Ofenschaufel zu leihen. Nun erhielt er dieselbe; sie ward als Zugseil befestigt und die Stränge darum gewunden, und die hielt gut. Aber sie waren nur eine kurze Strecke weiter gefahren, da zerbrach der Bolzen, welcher die Wagendeichsel festhielt; und jeder neue Bolzen, den man hineinsteckte, zerbrach ebenfalls auf der Stelle. Da fiel dem Kammerdiener ein, daß die Hühnermagd einen Pflock vor ihrem Torfgefaß habe, der stark genug sei, das wisse er: der werde schon als Deichselbolz halten. Er ward daher hineingeschickt, um ihn zu holen; aber sie antwortete wie vorhin, daß sie sich von Lakaien nichts befehlen ließe, und der Bräutigam mußte wieder selbst hinein gehen und sie um den Pflock bitten. Der paßte gut und konnte die Deichsel genügend halten. So fuhrn sie denn weiter; allein plötzlich, gerade vor dem Häuschen der Hühnermagd, fuhr sich der Wagen auf dem Wege solchermaßen fest, daß die sechs Pferde, welche man vorgespannt hatte, ihn nicht von der Stelle zu ziehen vermochten. Sie

spannten noch sechs andere Pferde vor, aber das half nichts: der Wagen stand wie festgemauert. Da entsann sich der Stallmeister, er habe sagen hören, die Hühnermagd besitze ein kleines graues Kalb, das über die Maßen stark sei: vielleicht könne das die Last ziehen. Der Bräutigam ging also selber hinein und bat das Mädchen, ihnen das Kalb zu leihen. „Wie sollte das eine Last ziehen können, die zwölf Pferde nicht von der Stelle zu rücken vermögen?“ sagte sie; aber man könnte es immerhin versuchen. Da strängten sie die Pferde ab und spannten das Kalb vor den Wagen; und nun war ihnen geholfen: sobald dasselbe anzog, flog der Wagen auf dem Wege dahin, daß man keine Speiche in den Rädern mehr sehen konnte, sie liefen für die Augen alle in einen Ring zusammen, und so ging es weiter bis zur Kirche. Diese lag oben auf einem steilen Hügel, und sie hätten drunten anhalten und zur Kirche hinaufgehen sollen, und die schönsten Teppiche waren auf dem ganzen Wege über den Kirchhof ausgebreitet. Aber das Kalb zog den Wagen in saufender Eile durch die Kirchhofsthür und den Hügel hinan über all' die schönen Teppiche und hielt gerade vor der Kirchenthüre still.

Das Brautpaar stieg jetzt aus dem Wagen und war ganz verstört; aber sie gingen hinein, und das

Gefolge war versammelt, und Prediger und Küster waren da, und sie wurden getraut, und dann fuhren sie zum Schlosse zurück, wo der Hochzeitschmaus stattfinden sollte; aber auf der Heimfahrt hatten sie wieder sechs Pferde vor dem Wagen; und es ging lange nicht so schnell wie auf der Herfahrt. Da sagte der Bräutigam, es sei nicht mehr als ihre Pflicht und Schuldigkeit, die Hühnermagd zum Festschmause mit einzuladen; sie hätten ihrer freundlichen Hilfe ja so viel zu danken. Und so wurde ihr denn eine Einladung gesandt. Sie erschien, als man gerade zu Tische gehen sollte, und keiner der Gäste kannte sie; aber keiner von ihnen kam auch auf den Gedanken, daß das eine Hühnermagd sein könnte: sie war wie eine Prinzessin gekleidet und benahm sich wie eine Königin, und sie war ohne Vergleich die Schönste in der ganzen Gesellschaft, die Braut nicht ausgenommen. Sie setzte sich mitten an den Tisch, gerade dem Brautpaar gegenüber, und ein Vogel saß ihr auf jeder Schulter: auf der einen eine Taube und auf der andern ein Täuber.

Als die ganze Gesellschaft Platz genommen hatte, langte die Hühnermagd drei Gerstenkörner hervor und warf sie auf den Tisch. Sofort flogen die Tauben zu ihnen hin: der Täuber pickte zwei Körner weg und ließ der Taube nur eins. Da sagte das Mädchen:

„Jetzt zahlst du der Helferin treulosen Lohn,
Wie der Jungfer Miseri der Königssohn.“

Alle Gäste schauten sie verwundert an, der Bräutigam zumeist: ihm war, als müßte er sie kennen, und als hätte er den Namen schon früher gehört. — Dann streute sie sechs Gerstenkörner auf das Tischtuch; die Tauben flogen zu ihnen hin, der Täuber pickte vier davon weg und ließ der Taube nur zwei. Da sagte sie wieder, wie vorhin:

„Jetzt zahlst du der Helferin treulosen Lohn,
Wie der Jungfer Miseri der Königssohn.“

Der Bräutigam riß die Augen weit auf und starrte sie an; er begann zu ahnen, daß von ihm die Rede sei. — Dann warf sie neun Gerstenkörner auf den Tisch zwischen ihnen; die Tauben flogen hin, der Täuber pickte sechs davon weg und ließ der Taube nur drei. Da sagte das Mädchen:

„Jetzt zahlst du der Helferin treulosen Lohn,
Wie der Jungfer Miseri der Königssohn.“

Er setzte sie auf den breiten Stein;
für all ihre Hilfe ward ihr nur Pein.“

Dann flogen die Tauben wieder empor und setzten sich auf ihre Schultern. Aber Prinz Irregang fuhr von seinem Sitz in die Höhe: jetzt besann er sich auf alles und erkannte sie wieder. Dann sagte er zu den

Gästen: „Einstmals ließ ich mir einen schönen Schrein anfertigen, um meine kostbarsten Sachen darin zu verwahren, und ich ließ mir einen herrlichen goldnen Schlüssel dazu machen. Da verlor ich den goldnen Schlüssel und erhielt statt dessen einen silbernen. Jetzt habe ich den goldnen Schlüssel gefunden, und jetzt frage ich alle, die hier versammelt sind, welchen Schlüssel sie mir zu gebrauchen rathen: den goldnen oder den silbernen?“ Alle antworteten einstimmig, er solle den goldnen gebrauchen. Da sagte Prinz Irregang: „Alldieweil ihr mir alle diesen Rath gebet, darf es auch keinem von euch zum Vergerniß sein, daß ich die Prinzessin verstoße, mit der ich mich heute vermählt habe, und die Prinzessin heirate, die mit den Tauben auf den Schultern mir gegenüber sitzt. Sie allein ist meine rechte Herzliebste, der ich alles verdanke, und die mir ganz aus dem Gedächtniß entschwunden war seit dem Tage, da ich wieder dies Hans betrat.“ Jetzt erinnerte er sich an alles, was er erlebt hatte, und erzählte es vom Anfang bis zum Ende. Als er aber zu dem Umstande kam, daß er so plötzlich und so unerklärlich das Gedächtniß verloren habe, als er ins Schloß hinauf gekommen sei, da ergriff Jungfer Miseri das Wort und sagte: „Du Erinnerst dich jetzt wohl auch, daß ich sagte, du dürftest dich von niemand küssen

lassen, ehe du mich zu deinem Vater hinein geführt hättest. Du küßtest auch nicht deine Stiefmutter, als sie dich küssen wollte, und du küßtest auch nicht ihren kleinen Sohn, der dein Halbbruder ist; aber du liebest dich von dem weißen Windspiele küssen, — und das war niemand anders, als die Prinzessin, welche hier heute die Braut gespielt hat.“

Da begriffen alle, daß die Königin eine Hexe sei, und daß sie und ihre Tochter dem Königssohne Schlingen gelegt hätten, und der König ließ sofort die Königin sammt ihrer Tochter und ihrem kleinen Sohne in einen Wagen setzen und nach dem Lande heimfahren, von wo sie gekommen waren. Und dann ward die rechte Hochzeit des Prinzen Irregang mit Jungfer Miseri gefeiert.

Um Abend vor Schlafenszeit sagte dann Jungfer Miseri zu ihrem Bräutigam: „Willst du mir jetzt den Gefallen thun, das graue Kalb holen zu lassen, welches daheim in meinem kleinen Hause steht? Es ist niemand anders als der Schimmel des Kobolds, der uns den ganzen Weg hieher getragen hat. Laß es in einem Gastzimmer hier auf dem Schlosse einschließen, und laß einen neuen Anzug hinlegen, der für dich selbst angefertigt ist.“ Und als dies geschehen war, wie sie

es gewünscht hatte, da sagte die Brant noch zu ihrem Bräutigam: „Jetzt wirst du mein sein, und ich werde fortan dein sein, und ich will nichts für mich selber behalten. Allein ich habe noch all meine Zauberkünste, all die Hererei, die ich im Schlosse des Kobolds gelernt habe, und deren will ich jetzt entledigt werden.“ Dann sagte sie ihm, wie das geschehen könne: neben das Brautbett solle er eine große Badewanne voll kalten Wassers hinstellen lassen, und wenn sie nun ins Bett steigen wolle, dann solle er sie ergreifen und sie rücklings in das Wasser werfen, so daß sie ganz darin untertauche. Wenn er sie dann wieder heraushöhe, so würden all ihre Zauberkünste vergessen sein, sie würde sich an nichts mehr von ihnen erinnern.

Er that, wie sie gebeten hatte, und am nächsten Morgen gingen Braut und Bräutigam mit einander nach dem Gastzimmer, in dem das Kalb eingeschlossen war. Da stand dort ein Prinz, welcher der Jungfer Miseri gleich, wie ein Bruder nur einer Schwester gleichen kann. Und es war auch ihr Bruder, den der Kobold verwunschen hatte, so daß er erst wieder Mensch werden konnte, wenn es keine Jungfer Miseri mehr gab, und jetzt war sie ja die Frau des Prinzen. Als die Hochzeitsfestlichkeiten noch acht Tage lang gewährt hatten, reiste der Bruder der Braut nach Hause, und über-

nahm das Reich, das ihr Vater besessen hatte. Und Irregang's Vater trat ihm das Reich ab, so daß er dort im Lande König ward. Und das ist die Geschichte des Königs Irregang und der Königin Miseri.

Drei rothe Ferkelchen.

Es war einmal eine alte Frau, die in einem Hüttchen wohnte und eine einzige Kuh besaß. Sie hatte auch einen Jungen bei sich, der war ihr Enkel. Das war ein wunderlicher Kauz, er hatte so viele drollige Einfälle.

Einmal befand sich die alte Frau in großer Noth und Bedürftigkeit. Und da sagte sie dem Jungen, er müsse die Kuh zu Markte treiben und sie verkaufen. Er zog ab mit der Kuh; allein ehe er nach der Stadt kam, wo der Markt abgehalten wurde, traf er mit einer alten Frau zusammen, die neben ihm herging und ihn nach allem ausfrag, und zuletzt sagte sie: „Ich mag dich gern leiden, mein Junge, und ich will dir einen guten Rath geben: überlaß du mir die Kuh! Geld habe ich freilich nicht, aber du sollst statt dessen etwas erhalten, was viel besser ist.“ Dann zeigte sie

dem Jungen, was sie in ihrer Schürze trug: es waren drei klitzekleine Ferkelchen, die waren so klein und so niedlich, ganz hellroth waren sie und mit kleinen Lösschen am Schwanze. Sie waren allerliebft anzusehen. Und dann nahm sie sie und setzte sie auf die Erde, und zog eine kleine Flöte hervor, auf der begann sie zu spielen, da tanzten die drei rothen Ferkelchen und wedelten mit den Schwänzen, daß es eine wahre Freude war zuzuschauen.

„Siehst du, mein lieber Junge!“ sagte die Frau, „die will ich dir alle drei für deine alte langweilige Kuh geben, und die Flöte noch obendrein. Das ist doch gewiß ein guter Tausch, mit dem du zufrieden sein kannst.“ Das schien dem Jungen auch, und so tauschte er. Er zog seine Jacke aus und legte die drei Ferkelchen hinein; es wäre ja Sünde, sie den ganzen Weg nach Hause gehen zu lassen. Die Flöte steckte er in seine Mütze, und dann lief er nach Hause, so schnell er konnte, und wies seiner Großmutter seelenvergnügt, was er für die Kuh bekommen hatte.

Sie begann zu weinen und zu jammern, und es half nichts, daß er die Ferkel vor ihr tanzen ließ. Sie sagte, der Junge sei toll, und er richte sie, die arme alte Frau, zu Grunde. Aber er sagte, sie solle sich nicht darüber betrüben, es sei ein sehr guter

Handel, den er gemacht habe; darauf könne sie sich verlassen.

Droben auf dem großen Edelhofe wohnte ein reicher Gutsherr mit seiner Frau, und sie hatten ein einziges Kind, eine über die Maßen schöne Tochter. Sie stand in demselben Alter mit dem Jungen, sie zählte erst fünfzehn Jahre; aber sie war schon eine feine Dame. Da der Junge wußte, daß der Gutsherr und seine Frau auf mehrere Tage zum Besuch verreist waren, und die Tochter allein zu Hause war, nahm er am anderen Tag seine Ferkel und ging vor ihr Fenster, und dann blies er auf seiner Flöte und ließ die Ferkel tanzen. Das Fräulein kam ans Fenster und sah zu, und die Ferkelchen gefielen ihr sehr wohl, und da kam sie zu ihm heraus und sagte, sie möchte so gern eins davon haben: wie viel es kosten sollte? Ja, für Geld sei es nicht zu haben; aber er wolle ihr wohl eins davon überlassen, wenn er ihr die Wange streicheln dürfe, und sie ihm einige Eßwaaren für seine alte Großmutter mit nach Haus geben wolle.

Der Junge war zersumpt, und seine Hände waren nicht sonderlich rein, so daß es dem Fräulein nicht sehr angenehm war, sich ihre schönen Wangen von ihm streicheln zu lassen. Aber sie war so darauf veressen, das Ferkel zu erhalten, daß sie ihm ihre Wange

hinhielt und ihn dieselbe streicheln ließ, und dann gab sie ihm ein ansehnliches Bündel Eßwaaren mit heim. Er kam ganz stolz nach Hause und sagte, das alles habe er für das eine Ferkel bekommen. Ja, das sei recht gut, sagte die Großmutter; aber wovon sollten sie leben, wenn dies verzehrt sei? „Kümmere dich darum nicht!“ sagte der Junge; „ich werde schon für das Weitere sorgen.“

Am nächsten Morgen ging er mit den beiden anderen Ferkeln wieder vor das Fenster des Fräuleins; er blies die Flöte, und sie tanzten noch viel kunstfertiger, als zuvor. Das Fräulein kam herunter, um sich den Tanz anzusehen, sie hatte ihr Ferkel gar nicht zum Tanzen bringen können; daher meinte sie, es würde schon gehen, wenn daselbe Gesellschaft bekäme, und sie noch ein Ferkel erhalten könnte. Sie frug, ob er ihr nicht eins der beiden verkaufen wolle. Er sagte: ja, er wolle ihr wohl noch eins überlassen, und er verlange nichts weiter dafür, als daß er ihr einen Kuß geben dürfe.

Er war sonst ein hübscher Junge, wenn er nur etwas sauberer gewesen wäre, aber er war schmutzig und hatte eben Schmalzbrod gegessen, so daß das kleine Fräulein ungern darauf eingehen wollte; aber das Ferkel stach ihr doch sehr in die Augen. „Sei es

drum!" sagte sie, und der Junge gab ihr einen derben Schmatz mitten auf den kleinen rothen Mund. Er erhielt auch einige Lebensmittel für seine Großmutter mit nach Hause. „Da siehst du,“ sagte er, „das habe ich jetzt für das zweite Ferkel bekommen.“ Sie sagte, das sei alles recht gut; aber wenn dies verzehrt sei, hätten sie ja wieder nichts. „Darum kümmere dich nicht,“ sagte der Junge, „ich werde schon für das Weitere sorgen.“

Am Morgen des dritten Tages ging er wieder vor das Fenster des Fräuleins mit seinem letzten Ferkel. Er blies die Flöte, und das Ferkel hüpfte und sprang um ihn her, als wäre es ganz aus dem Häuschen. Das kleine Edelhofsfräulein kam heraus und schaute zu; sie hatte ihre beiden Ferkel nicht zum Tanzen bringen können. Sie dachte daher, sie müsse auch das dritte und die Flöte dazu haben; denn sie merkte wohl, daß in der die Kraft stecke, die kleinen Ferkelbeine in Schwung zu setzen. Sie frug also den Jungen, ob er ihr nicht das dritte Ferkel und die Flöte dazu verkaufen wolle. O ja, sagte der Junge, sie möge gern beides bekommen, wenn sie nur ihren Kopf in seinen Schooß legen wolle.

Die Kleider des Jungen waren beschmutzt und zerlumpt, und das Fräulein wollte ihr schönes schwarzes

Haar ungern verfißt haben; aber wenn sie ihren Willen haben wollte, so mußte sie auch dem Jungen den seinen thun, und so legte sie denn ihren Kopf in seinen Schooß. Er strich mit den Fingern durch ihr Haar und merkte sich wohl, was er sah: ein goldenes Haar und ein silbernes Haar, und ein Haar, das ganz weiß war. Dann erhielt er auch einige Lebensmittel für seine Großmutter, und so kam er ohne Ferkel und ohne Flöte nach Hause. Er zeigte der Großmutter, was er für sein drittes Ferkel bekommen habe. Sie sagte, wie gewöhnlich: wenn dies verzehrt sei, hätten sie gar nichts mehr zu essen. Aber der Junge sagte, dafür werde er schon sorgen.

Der Gutsherr und seine Frau kamen indes nach Hause zurück, ehe der Junge und seine Großmutter alle Lebensmittel verzehrt hatten. Und jetzt kam der Gutsherr auf den Einfall, seine Tochter mit demjenigen verheiraten zu wollen, welcher drei heimliche Merkmale angeben könnte, die sie an sich trüge. Als bald strömten viele junge Herren von allen Enden herbei. Der Eine rieth dies, und der Andere das; allein niemand wußte das Rechte zu treffen.

Der Junge hatte auch davon reden gehört, und er kam also gleichfalls zum Edelhofe. Er lief draußen vor den Fenstern umher und sang: „Ich weiß wohl,

was ich sagen will. Ich weiß wohl, was ich sagen will.“ Das Fräulein hörte dies, und sie ward sehr ärgerlich darüber. Dann warf sie ihm etwas Geld aus dem Fenster zu und sagte: „Geh deiner Wege, du unartiger Junge!“ Er that das Geld in seine Mütze; aber dann begann er sofort wieder sein altes Lied: „Ich weiß wohl, was ich sagen will. Ich weiß wohl, was ich sagen will.“ Das Fräulein war sehr bange, daß sie solch einen armen zerlumpten Jungen zum Mann bekommen möchte, und sie warf mehr Geld zu ihm hinaus und sagte: „Ach, geh deiner Wege, du böser Junge! Ich kann dein Geschrei nicht länger anhören.“ Er that das Geld in seine Mütze und begann von neuem: „Ich weiß wohl, was ich sagen will. Ich weiß wohl, was ich sagen will.“ Sie warf ihm wiederum noch mehr Geld zu und bat ihn, doch seiner Wege zu gehen. Aber er fuhr fort zu singen, wie er es vorhin gethan hatte.

Mehrmals hatte er versucht, in den Edelhof hinein zu schlüpfen; aber jedes Mal war er von den Dienern zurückgewiesen worden, sie wollten einen so zerlumpten Burschen nicht hereinlassen. Da kam ein junger Edelmann, der auch sein Glück versuchen wollte. Er bemerkte den Jungen und hörte, was er vor sich hin trällerte. Da sagte er zu ihm: „Was weißt du denn?“

— „Die heimlichen Merkmale der Tochter des Gutsherrn,“ sagte der Junge. „Theile mir sie mit,“ sagte der junge Edelmann, „ich werde dich gut dafür belohnen.“ — Ja, du sollst sie erfahren,“ sagte der Junge, „wenn du mich mit hinein nehmen willst. Ich kann auf deinen Stiefelstulpen stehen, und du schlägst deinen Mantel über mich. So kann ich mit hinein schlüpfen und mir den Spaß ansehen.“

Das ließ sich gut machen: der Junge stellte sich auf die Stiefelstulpen des Junkers und duckte sich unter seinen weiten Mantel. Der Junker sah freilich ziemlich wohlbeleibt ans, aber niemand merkte doch Unrath, und der Junge schlüpfte mit in das Zimmer hinein, wo die Herren noch standen und herumriethen; aber keiner hatte das Rechte getroffen. Da rief der Junge unter dem Mantel: „Das Fräulein hat ein goldenes Haar und ein silbernes Haar und ein weißes Haar auf dem Kopfe.“ — „Das ist richtig!“ sagte der Gutsherr. Da sprang der Junge aus seinem Versteck hervor und sagte, dann müsse er auch das Fräulein haben. Und dann schwenkte er seine rothe Mütze, daß alles Geld über die Diele hinrollte.

Dem Gutsherrn ward ganz wunderlich zu Muth. Er konnte doch nicht gut sein Wort brechen; aber einen solchen Schwiegersohn hatte er sich ganz und

gar nicht gedacht. Da sagte er, um nur etwas zu sagen: „Aber was für Geld ist das?“ — „Es ist das Geld, welches das Fräulein mir gegeben hat, damit ich schweige,“ sagte der Junge. „Wie?“ sagte der Gutsherr; „dann heraus mit der ganzen Geschichte!“ Der Junge begann also mit dem Anfang: mit der Kuh und den drei rothen Ferkelchen, und von dem ersten Ferkel, daß er der Tochter des Gutsherrn verkauft, und was er dafür erhalten, und dann von dem zweiten Ferkel, und was er dafür erhalten. Und als der Gutsherr hörte, daß er einen Kuß dafür erhalten hätte, wollte er nichts weiter von der Geschichte hören, sondern er wandte sich zu seiner Tochter und sagte: „Ja, wenn du ihn geküßt hast, sollst du ihn auch haben!“ Und so geschah es: die beiden wurden verheiratet und sie blieben all ihre Lebenszeit gut freund mit einander.

Die stumme Königin.



Es war einmal ein Ehepaar, das hatte ein eigenes Gewese und vollauf aller guten Dinge. Aber Eins fehlte ihnen: sie hatten keine Kinder, und sie bekamen keine Kinder, und darüber waren sie beide so innig betrübt. Da kam einmal eine alte Frau dort vorüber gewandert; sie ging hinein und bat, ob sie sich ein wenig ausruhen dürfe. Das erlaubten sie auch, sie bewirtheten sie mit dem Besten, was sie hatten, und sie bedankte sich schön dafür. Als sie sich nun drinnen bei ihnen umgeschaut hatte, da sagte sie: „Was seid ihr doch für glückliche Leute! Ihr habt ja alles, was das Herz begehren kann.“ — Nein, sagten sie, sie hätten keine Kinder, und das sei ihnen ein großer Kummer. Nun, dafür sei Rath, sagte die alte Frau, sie könne es schon so einrichten, daß die Frau ein Kind an die Brust bekäme, und zwar ehe sie viele Tage älter würde. Sie versprachen ihr nun gleich hundert

Thaler in baarem Gelde, wenn sie ihnen dies Glück verschaffen könnte. „Ja, schickt nur morgen jemand zu mir!“ sagte die alte Frau — sie war übrigens eine arge Heze, — „dann will ich der guten kleinen Frau etwas senden, das sie essen muß; und dann wird sie schon ein kleines Kind bekommen.“ Die Leute schickten also am folgenden Tage einen halb erwachsenen Jungen, der ihnen an die Hand ging, zu der alten Heze; und als er zu ihr kam, hatte sie eine Schachtel bereit, die er seiner Hausherrin bringen sollte. „Aber du darfst unterwegs nicht den Deckel aufheben und irgend jemand sehen lassen, was du in der Schachtel hast,“ sagte sie.

Der Junge machte sich also mit der Schachtel auf den Heimweg. Er ging und ging; aber es war eine lange Reise, es waren ganze sieben Meilen, da ward er sowohl müde wie hungrig und setzte sich an der Landstraße hin, um sich auszuruhen. Als er nun dort saß, dachte er: „Du kannst doch gern einmal in die Schachtel gucken und nachsehen, was es ist, wegen dessen du so weit laufen mußt.“ Und dann hob er den Deckel von der Schachtel und sah, daß nichts anders als ein gesalzener Hering darin lag. „Das lohnte sich auch, sieben Meilen hin und sieben Meilen zurück danach zu laufen!“ dachte der Junge; „so

einen kann ich ja leicht wieder herbeischaffen, ehe ich nach Haus komme; aber der hier kommt mir jetzt gerade zupaf." Und damit nahm er den Hering und verspeiste ihn auf der Stelle und machte sich dann wieder auf den Weg. Aber er war erst eine kurze Strecke gegangen, da ward ihm so übel und jämmerlich, daß er ohnmächtig auf der Landstraße umfiel und ganz das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, war es Nacht geworden, und er war sehr erschrocken über diesen sonderbaren Zufall, und er ward nicht weniger erschrocken, als er ein kleines neugeborenes Kind neben sich auf der Landstraße liegen sah. Der letzte Spuk schien ihm noch schlimmer als der erste, und er sprang auf und lief von dannen, so schnell er vermochte, und dachte weder an Schachtel noch gesalzenen Hering, sondern nur daran, zu lebenden Menschen zu kommen.

Das kleine neugeborene Kind lag nun die ganze Nacht auf der Landstraße, niemand kam des Weges und fand es, bis in der frühen Morgenstunde ein Rabe geflogen kam, der sein Nest in einer großen alten Linde dort in der Nähe hatte. Er war zeitig ausgeflogen, um Ahnung für seine Jungen zu suchen; er nahm das Kind — es war ein kleines Mädchen — und flog mit demselben hoch in sein Nest hinauf. Dort

erwärmte er die Kleine unter seinen Flügeln und fütterte sie wie seine eigenen Jungen.

Dicht neben dem Walde, wo die alte Linde stand, in welcher der Rabe sein Nest hatte, lag ein großes Schloß. Und auf dem Schlosse wohnte eine Königs Wittwe, die einen einzigen Sohn hatte, welcher damals zwölf Jahre alt war. Wenn er fünfzehn Jahre alt würde, sollte er König über das ganze Reich werden; aber noch war er unmündig, und seine Mutter regierte für ihn das Reich. Es traf sich nun in diesen Tagen, daß der junge Königssohn mit einem großen Gefolge in den Wald hinaus ritt. Er jagte Rehe und Hirsche und alle Thiere groß und klein, und da kam er mit dem ganzen Gefolge hinter ihm her gerade auf die alte Linde zugeritten, wo das kleine Mädchen oben im Rabenneste lag. Als sie aber in die Nähe der alten Linde kamen, wurde zuerst das Pferd des Prinzen scheu — es war eine hübsche kleine gelbe Reitstute, die sonst niemals Tücken zu haben pflegte, — und darauf alle anderen Pferde, und es war nicht möglich, sie an der Linde vorbeizubringen. Da sagte der Prinz: „Laßt uns ein wenig zurückreiten und dann in Galopp heransprengen, dann wird es schon gehen!“ Sie ritten also zurück und suchten dann in gestrecktem Galopp an der Linde vorüber zu reiten; aber das half ebenso

wenig; sobald die Pferde bis zur Linde kamen, hielten sie an. Einige sprangen zur Seite, einige bäumten sich und einige stemmten die Vorderbeine auf die Erde und schlugen hinten aus, so daß sie ihre Reiter abwarfen; aber keins von ihnen wollte vorüber. Da schaute der Prinz an der Linde empor, und er glaubte auch ein paar kleine Menschenarme zu erblicken, die sich aus dem Rabenneste heraussreckten. Er hieß einen der Diener in den Baum klettern, um nachzusehen; und allgemeine Verwunderung entstand, als derselbe mit einem kleinen zarten lebendigen Mädchen wieder herunter kam, das er droben im Rabenneste gefunden hatte. Der Prinz ließ das Kind nach dem Schlosse bringen, und dort erhielt es eine Amme und ward auf's beste genährt und erzogen. Das Kind gedieh und wuchs und ward das schönste Mädchen, das man jemals gesehen hatte. Es konnte lachen und spielen, hören und sehen, aber es war und blieb stumm wie ein Fisch. Als das Kind drei Jahre alt geworden, war der Prinz mündig, und er wurde jetzt König des Landes. Über die Königin-Wittwe wohnte auch ferner auf dem Schlosse. Die Tage und Jahre verflossen, und, um es kurz zu erzählen, als das kleine Mädchen fünfzehn Jahre alt geworden war, sagte der junge König, sie und keine andere solle seine Königin sein;

und was auch seine Mutter dagegen einwenden mochte: es sei doch gar zu unpassend, daß ein König sich mit einem Findelkinde verheirate, von dem man nicht einmal wisse, ob es ein Herenbalg oder ein richtiger Mensch sei, da sie nicht sprechen könne, — alles war in den Wind geredet; das stumme Findelkind sollte durchaus seine Königin sein, und das wurde sie auch.

Der junge König und die junge Königin hielten sehr viel von einander und waren glücklich und froh; wer aber nicht froh war, das war die alte Königin-Wittwe. Sie haßte die junge Königin, die sie niemals anders als das Rabenjunge nannte; und sie sann darauf, wie sie sie ins Unglück bringen könne. Einige Zeit nach ihrer Verheiratung brach ein Krieg aus, und der König zog mit seinem Heere dem Feind entgegen. Und während er fern war, kam die junge Königin in die Wochen und gebar einen schönen kleinen Prinzen. Aber die alte Mutter des Königs war gleich zur Stelle, und sie nahm den Prinzen aus der Wiege und legte einen jungen Hund statt seiner hin, und dann schrieb sie dem Könige, daß die Hege, mit der er sich verheiratet, jetzt niedergekommen sei; aber es sei kein Menschenkind, sondern ein junger Hund, den sie zur Welt gebracht habe. Den kleinen Prinzen nahm die Mutter des Königs und legte ihn in eine Schachtel

und setzte dieselbe am Meeresufer aus. Aber das Kind kam doch nicht um: die Schachtel ward von einer alten Frau gefunden, die im Uferwalde wohnte, und sie nahm das Kind mit nach Hause und erzog es. Der König kehrte jetzt aus dem Kriege zurück. Er war freilich betrübt über das, was nach seiner Meinung geschehen war; aber er sagte: was Gott verhängt, darein müsse man sich fügen, und er fuhr fort, eben so zärtlich gegen seine junge Königin zu sein. Einige Zeit darauf mußte er wieder in einen Krieg ziehen, und es ging eben so: die Königin gebar einen schönen Prinzen, aber die Mutter des Königs nahm ihn und setzte ihn in einer Schachtel am Meeresufer aus und legte ein Lamm in die Wiege und meldete dann dem Könige, jetzt habe seine Frau ein kleines Lamm bekommen. Der kleine Prinz ward von derselben alten Frau im Uferwalde gefunden und erzogen. Der König kehrte zurück und war jetzt sehr traurig über das, was geschehen war. Aber obschon seine Mutter fortfuhr, Böses gegen die junge Königin zu spinnen und zu sagen, jetzt könne man doch sehen, was für ein Geschöpf sie sei: sie sei ein Rabenbalg und ein Hexenbalg, — wollte der König sich doch nicht von ihr trennen; dazu liebte er sie gar zu sehr.

Einige Zeit darauf mußte der König zum dritten

Mal in den Krieg ziehen, und während er fern war, kam die junge Königin mit einem dritten schönen Prinzen nieder; aber die Mutter des Königs machte es mit ihm so wie mit den beiden anderen: er wurde in einer Schachtel aufs Meer ausgesetzt, und diese trieb ans Ufer und wurde von derselben alten Frau im Uferwalde gefunden, und der Knabe ward mit seinen beiden Brüderchen erzogen. Die Mutter des Königs legte diesmal ein junges Käzchen in die Wiege, und dann sandte sie dem Könige einen Boten mit einem Briefe; und jetzt verfügten sich all seine Rätthe gleichfalls zu ihm und sagten, es gehe nicht an, daß er eine Königin länger behalte, die solche Kinder zur Welt bringe; er müsse sich endlich von ihr scheiden. Da ließ der junge König sich überreden, und er sandte einen Boten und einen Brief an seine Mutter: sobald seine Königin so weit hergestellt sei, daß sie abreisen könne, solle sie auf das kleine gelbe Pferd gesetzt werden, das sie zuerst draußen im Rabenneste gefunden, und von dem sie seitdem so viel gehalten und das sie als ihr eigenes Reitpferd bekommen habe; und einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber solle man ihr mitgeben, und sechs berittene Diener; und dann solle sie aus seinem Lande und durch drei Königreiche geführt werden, so daß er nie mehr etwas von ihr sehe oder höre.

Als die böse Königin-Wittwe diese Botschaft empfing, war sie hoch erfreut. Sie hätte freilich gern ihre Schwiegertochter eben so nackt und bloß fortgejagt, wie dieselbe hergekommen war; aber das wagte sie doch nicht. Sie wollte also das Geheiß des Königs genau befolgen; und sie beeilte sich, alles bereit zu machen, und dann ging sie zu der Königin hinein und sagte ihr alles, was ihr Herr und König befohlen hatte, und sie fügte hinzu, das heiße freilich allzu viel Aufhebens von einer solchen Heze machen, wie sie eine sei. Morgen früh müsse sie fort, und dann könne sie ja zu dem Hexengeschmeiß hinreisen, bei dem sie zu Hause sei. Die junge Königin durchschaute zwar alles, wie es zugegangen. Sie wußte wohl, daß sie drei kleine Prinzen, und nicht drei kleine Thiere zur Welt gebracht habe; allein ob sie jetzt lebten oder todt wären, das wußte sie nicht, und sie konnte ja niemand danach befragen oder ihm die Wahrheit mittheilen; denn sie war ja stumm wie ein Fisch. Aber als sie den Richterspruch ihres lieben Herrn und Königs vernahm, da wäre ihr Herz fast gebrochen, und sie weinte drei salzige Thränen und trocknete sie mit ihrem Taschentuche ab; das gab drei Blutflecke, und da wußte sie bei sich selber, daß ihre drei Kinder noch lebten, daß aber die Thränen dem einen Augensterne

eines jeden das Gesicht benommen hätten, so daß jetzt jedes nur noch mit einem Auge sehen konnte. Dann legte sie sich still nieder und war tief traurig und doch hoch erfreut über das, was sie wußte. Als sie nun so dalag und that, als ob sie schlief, hörte sie die böse Königin-Wittwe mit ihrer Kammerfrau flüstern, die in das Geheimniß eingeweiht war und ihr geholfen hatte, die drei kleinen Knaben zu vertauschen. Da hörte sie die Mutter des Königs sagen: „Aber es giebt doch wohl keinen, der ihr die Sprache zu geben vermag, so daß sie alles verrathen könnte?“ — „Nein,“ sagte die Kammerfrau, „das hat keine Gefahr, obschon ich freilich wohl weiß, wie sie die Sprache erlangen könnte.“ — „Wie denn?“ flüsterte die alte Königin. „Ja,“ erwiderte die andere, „wenn sie in einer St. Johannisnacht — das wäre gerade heute, denn morgen haben wir St. Johannistag — um Mitternacht dreimal den Thau vom Grase auf dem Kirchhofe leckte, dann könnte sie reden; aber davon weiß sie ja nichts.“ Die junge Königin hörte das alles an, aber sie that, als schlief sie, und blieb richtig bis gegen Mitternacht liegen, da sprang sie aus dem Bette, lief auf den Kirchhof hinaus, und leckte dreimal den Thau vom Grase, und lief dann wieder nach Hause und legte sich ins Bett, ohne daß jemand etwas davon merkte.

Am nächsten Morgen wurde sie also auf ihr kleines gelbes Pferd gesetzt, und sechs berittene Diener folgten ihr aus dem Schlosse, drei vor ihr und drei hinter ihr, und sie hatten einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber mit, die sie haben und behalten sollte, wenn sie durch die drei Königreiche gekommen wären. Sie ritten jetzt Tage und Nächte, bis sie in das erste Königreich kamen; da sagte eines Abends die junge Königin: „Ich sehe einen Stern fern im Osten.“ — „Nein,“ sagten die Diener, „das ist kein Stern, es ist ein Königsschloß, das sollen wir heute Abend erreichen.“ Sie ritt dann mit ihren sechs berittenen Dienern auf das Schloß, und dort wurden sie gut aufgenommen, und die verstößene Königin ward am eigenen Tische des fremden Königs bewirthet. Nach Tische, als die königlichen Herrschaften beisammen saßen, wurde gefragt, woher die vornehme fremde Dame sei. „Ja,“ sagte sie, „wenn ihr das wissen wollt, müßt ihr mein Räthsel errathen. Und könnt ihr es errathen, so mögt ihr meine sechs berittenen Diener und einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber behalten; aber wenn ihr es nicht errathen könnt, so behalte ich mein Geheimniß und erhalte noch sechs berittene Diener und einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber, wenn ich morgen aus dem Schloß reite.“

Darauf ging der fremde König ein, und jetzt trug sie ihr Räthsel vor:

„Ein Fisch war mein Vater,
 Ein Knabe war meine Mutter,
 Ein Rabe aßte mich,
 Eine Eide deckte mich,
 Ein Pferd gab mir einen Mann.“

Dies Räthsel konnte niemand errathen, und der König mußte also sein Wort halten, so daß die verstoßene Königin am nächsten Morgen auf ihrem kleinen gelben Pferde mit zwölf berittenen Dienern, sechs vor ihr und sechs hinter ihr, und zwei Scheffeln Gold und zwei Scheffeln Silber aus dem Schlosse ritt. Und sie ritten jetzt wieder Nächte und Tage, bis sie in das zweite, und dann in das dritte Königreich kamen; und jedes Mal, wenn sie in den Königsschlössern bewirthe ward, trug sie ihr Räthsel vor und setzte all ihre Diener und all ihr Gold und Silber aufs Spiel. Allein keiner vermochte ihr Räthsel zu errathen, so daß sie, als sie aus dem dritten Königsschlosse ritt, achtundvierzig berittene Diener, vierundzwanzig vor ihr und vierundzwanzig hinter ihr, zum Gefolge und eine ganze Tonne Gold und eine ganze Tonne Silber hatte. Da sagte die verstoßene Königin: „Weit bin ich jetzt gereist, und viel habe ich erlitten. Jetzt will ich un-

kehren und auf dem geradesten Wege in mein eigenes Land reiten und sehen, ob mein Herr zu Hause ist."

Da ritten sie wieder viele dunkle Nächte und helle Tage, bis sie in das eigene Land der verstoßenen Königin kamen. Als sie dort anlangten, ritt sie zuerst in den Uferwald hinaus, wo die alte Frau wohnte, die ihre drei Kinder gefunden und erzogen hatte. Die Frau traf sie am Hause, aber die drei Knäblein sah sie fern drunten am Ufer umherlaufen und spielen. Da sagte sie zu der Frau: „Die drei Knäblein sind mein, und die mußt du mir jetzt geben.“ Davon wollte die Frau nichts hören, und sie sagte: „Nein, gewiß nicht, die Kinder sind meine eigenen; und es ist auch nicht viel Schönes an ihnen, denn jedes hat nur ein Auge, mit dem es sehen kann.“ — „Ja, sind sie einäugig,“ sagte die Königin, „so magst du sie behalten; aber haben sie ihr volles Gesicht, wenn sie hieher kommen, so will ich sie haben, und du sollst eine Tonne Gold und eine Tonne Silber erhalten und meinen Dank und Segen dazu.“ Da rief die Frau die Knaben herbei, und sie kamen gleich heran gesprungen, und die Königin küßte sie und nahm ihr Taschentuch mit den drei Blutflecken und wischte ihnen die Augen damit ab, und jetzt hatte jeder von ihnen zwei Augen, so hell wie die Sterne. Dann erhielt die alte Frau

das Gold und das Silber; aber die drei Knäblein mußten mitreiten, und dann ritt die Königin auf ihr eigenes Schloß mit achtundvierzig Pferden und Dienern, die Hälfte vor, die Hälfte hinter ihr, und mit ihren drei kleinen Söhnen und ihrem kleinen gelben Pferde, das sie so weit in die ferne und wieder heim getragen hatte.

Der König kam selbst heraus, als er diesen ganzen Aufzug in sein Schloß reiten sah, und er erkannte sofort seine Königin, und sie fiel ihm um den Hals und begrüßte ihn mit Worten und wies ihm die drei Söhne, welche sie ihm geboren hatte. Und jetzt erzählte sie ihm alles, wie es zugegangen sei. Da ließ der König ein großes Fest anrichten und hielt von neuem Hochzeit mit seiner verstoßenen Königin, und die drei kleinen Prinzen und die achtundvierzig Diener waren mit dabei. Aber die Königin-Wittwe war nicht bei dem Feste; denn sie ward in einen glühenden Ofen geworfen und zu Kohle und Asche verbrannt für all ihre Bosheit.

Die fluge Königin.

Es war einmal ein junger Königssohn, der so über die Maßen schön war, daß nie jemand seines Gleichen gesehen hatte. Das wußte er, und darüber war er froh.

Und alle Leute sagten, daß er eben so flug wie schön sei, so daß keiner sich an Klugheit mit ihm messen könne. Das glaubte er, und darauf war er stolz.

Da that er das Gelübde und schwor einen theuren Eid darauf, daß er niemals ein weibliches Wesen zur Frau nehmen wolle, das nicht mindestens eben so schön und nahezu eben so flug wie er selbst wäre. Aber wenn er eine solche Maid fände, solle sie auch seine Frau werden.

Es waren viele schöne Mädchen im Lande; aber sie gehörten eben nicht zu den flügsten. Es waren auch manche ganz gescheite junge Mädchen da; aber

sie gehörten nicht zu den schönsten. So viel ist gewiß, daß der Königssohn keine fand, die ihm annähernd schön oder klug genug war. Er stand übrigens in dem Alter, daß sowohl er selbst wie sein Vater, der König, und ihr getreues Volk der Ansicht waren, er müsse sich verheiraten; aber nach dem Gelübde, das er abgelegt hatte, fand sich kein Mädchen im Lande, um das er füglich anhalten konnte.

Da wollte er auf Reisen, in andere Königreiche hinaus, gehen; aber er wollte unbekannt und ohne Gefolge reisen; er wollte sich schon selbst vorsehen, und keiner sollte bei ihm sein, der aus der Schule schwätzen oder ihm in die Karten gucken könnte.

Er reiste also weit und breit umher, von einem Land in das andere; aber es erging ihm draußen wie daheim: kein Mädchen war ihm schön oder klug genug, und noch viel weniger beides zugleich, und so konnte er ja um keine von ihnen anhalten.

Da ritt er eines Tages alleine durch einen Wald. Er ritt und ritt, aber der Wald nahm kein Ende. Es ward Mittag, und es ward Abend, aber noch war er nicht aus dem Walde heraus, und es war kein Ende desselben zu sehen. Er hatte sich völlig verirrt und wußte nicht mehr, wo er sei, oder wohin der Weg führe, oder wo er ein Obdach für die Nacht finden

solle, um sich und sein Pferd auszuruhen und zu erfrischen. Beide waren gleich ermüdet.

Endlich sah er einen dünnen, blauen Rauch über die grünen Wipfel emporsteigen; er ritt demselben nach und kam an ein kleines, ärmliches Haus. Hier müssen doch Menschen sein, sagte er sich erstreut. Er stieg vom Pferde und klopfte an. Ein alter, einfacher Mann machte ihm auf, und eine alte, einfache Frau kam mit heraus. Sie schienen sehr verwundert zu sein, den schönen, vornehmen, jungen Reiter zu erblicken. Der Königssohn bot ihnen guten Abend und sagte ihnen wahrheitsgetreu, daß er sich verirrt habe und den ganzen Tag im Walde umher geritten sei, ohne ein Haus oder eine Hütte zu gewahren, und er bat sie daher, ihm ein Nachtquartier zu vergönnen. Zuerst sagten sie freilich, daß sie nicht die Leute seien, solch einen vornehmen Herrn, wie er sei, aufzunehmen, und man merkte wohl, daß sie ihn sehr gerne los sein wollten. Da er aber sagte, daß weder er noch sein Pferd es länger aushalten könnten, sie müßten Ruhe und Obdach haben, so blieb ihnen nichts anders übrig, als Ja zu sagen, er müsse dann eben vorlieb nehmen.

Zuerst sorgte er für sein gutes Ross. Ein Stall war nicht da, aber ein kleiner Schuppen für ihre einzige Kuh. Die ging jetzt auf der Weide, denn es

war Sommerszeit, und so stellte er sein Pferd dort hinein und gab ihm einen Trunk Wasser und ein Bund Hen; da war es sehr froh. Er selbst ging in die Stube hinein, sie hatten nur die eine, und sie war niedrig und klein. Er setzte sich auf die Holzbank und begann mit den Leuten zu plaudern: ob sie hier ganz allein in dem wilden Walde wohnten? Ja, das thäten sie allerdings, sagten sie, es seien keine anderen Menschen im Hause, und keine anderen Häuser im Umkreise vieler Meilen. Sie lebten hier, wie es eben ginge, und schlügen sich durch mit einer Ziege und einer Kuh. Er erhielt also sein Abendessen, so gut das Haus es vermochte, nämlich ein Stück trockenes Brod und eine Schale Milch. Und dann holten die alten Leute ein Bund Stroh und breiteten es auf der Stubendiele aus; darauf wollten sie selbst schlafen, denn der fremde Herr sollte in ihrem Bett liegen, sie hatten nur das eine. Das wollte der Prinz doch nicht annehmen: sie sollten ihr Bett behalten, und er wollte auf der Diele auf dem Stroh liegen.

Es geschah also nach seinem Willen, und sie gingen alle drei zur Ruhe. Das war freilich ein anderes Lager, als er es gewohnt war; allein da er tüchtig müde war, fiel er doch bald in Schlaf und träumte von all den schönen Mädchen, die nicht flug

genug, und all den klugen Mädchen, die nicht schön genug waren, und er schlief süß, bis der Tag zu dämmern begann. Dann aber erwachte er, und war steif in den Gliedern von dem harten Lager, und wie er sich auch drehte und wendete, er vermochte nicht wieder einzuschlafen.

Da hörte er es über seinem Kopfe, oben auf dem Boden, sich bewegen. Es konnten ja Ratten oder Mäuse oder auch eine Katze sein. Ja, es war gewiß eine Katze, welche dort oben herumsprang. Aber bald darauf hörte er von droben einen schnurrenden Ton, offenbar wie von einem Spinnrad: so konnte doch die Katze nicht spinnen. Und gleich darauf hörte er Gesang; das war weder die Katze, noch die Vögel da draußen, sondern es war eine liebliche Frauenstimme, die im Takt mit dem schnurrenden Rade sang. Einen so lieblichen Gesang hatte er noch niemals gehört. Er sprang eilends von der Diele empor und rieb sich die Augen und spitzte die Ohren. Und in demselben Augenblick erwachten die beiden Alten und kamen gleichfalls aus den Federn.

Der Königssohn frug sie gleich, wer es sei, den sie da droben auf dem Boden versteckt hätten, und der schon in der frühen Morgenstunde spinne und sänge. Jetzt war es droben wieder still geworden,

und sie versicherten heute, wie sie gestern erzählt hatten, daß kein anderer Mensch, als sie selber, im Hause sei.

„Nein,“ sagte der Prinz, „es hilft nichts, daß ihr mir das länger weißzumachen sucht. Ich glaube zuversichtlich, was ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe. Und jetzt könnt ihr mir eben so gut die volle Wahrheit sagen; denn ich werde doch schon dahinter kommen.“

Da mußte der Mann denn gestehen: es sei allerdings noch ein Mensch im Hause, und das sei ihre Tochter, die ihre Kammer droben habe. Aber sie fürchteten so sehr, daß jemand sie zu sehen bekäme und dann vielleicht Gefallen an ihr fände und sie ihnen nehmen wollte; und sie könnten sie ja durchaus nicht entbehren, so alt und gebrechlich wie sie schon wären; sie verdiente ihnen auch ein paar Schillinge mit Spinnen und Weben; und wer sollte sie sonst pflegen, wenn sie nun bald nicht mehr selbst für sich sorgen könnten?

Ja, habe er sie nun einmal gehört, so wolle er sie auch sehen, sagte der Königssohn; er sei doch kein Menschenfresser, denke er, so daß sie ihn wohl das Mädchen sehen lassen könnten. Da mußten die Alten sie denn herunter rufen; und sie kam herab gesprungen,

das junge Blut, in ihren ärmlichen Kleidern. Sie wußte ja nichts davon, daß sie Besuch hatten, denn sie hatte fest geschlafen, als der Königssohn am späten Abend angekommen war.

Als sie den schönen jungen Mann erblickte, ward sie purpurroth; und der Prinz verlor auch ganz die Sprache, als er sie erblickte; denn nie zuvor hatte er etwas halb so Schönes gesehen, wie sie war. Ihm ward ganz seltsam zu Muth dabei. So weit er gewandert war, hatte er keine gesehen, die sich an Schönheit mit ihr messen konnte; die Tochter dieses armen Mannes war viel schöner, als irgend eine all der Prinzessinnen und Fräulein, die er in der Fremde oder daheim gesehen hatte; er vermochte sich gar nichts Schöneres zu denken. Aber er konnte doch nimmer daran denken, ein solches Bettelkind zur Frau zu nehmen.

Er wandte daher seine Augen wieder von ihr ab und beeilte sich, sein Pferd zu satteln und fortzukommen, und er wollte sie gar nicht mehr ansehen. Aber als er sich in den Sattel geschwungen hatte und den Alten, denen er ein großes Goldstück für das Nachtlager gegeben, und die jetzt einen Kratzfuß nach dem andern vor ihm machten, Lebewohl zunichte, konnte er doch nicht umhin, nach der Seite zu schielen, wo sie

stand und ihn mit ihren großen Augen anblickte. Und dann konnte er es nicht unterlassen, seinen Hut zu lüpfen und sie zum Abschiede zu grüßen, und eben so wenig konnte er sich eines Gefühls erwehren, als säße ihm das Herz in der Kehle, da sie mit niedergeschlagenen Augen erröthend das Haupt zum Gruße neigte. Die großen Augen schlug sie doch wieder auf, und sie folgten ihm, als er von dannen sprengte, bis er außer Sicht war. Sie sahen ihm nicht allein nach, sondern sie fuhren auch fort, ihm vorzuschweben, lange nachdem das Haus und der Wald hinter ihm lagen. Aber unterwegs, während er fürbaß ritt, sagte er bei sich selber: „Ja, gewiß ist sie lieblich und mehr als schön genug für mich; aber ich gelobte ja auch, daß die, welche ich zur Frau haben wollte, klug, beinahe eben so klug wie ich sein müßte, und das ist sie natürlich nicht.“

Er merkte sich jedoch gut, wo die Waldhütte lag, und bald war er auch auf bekannten Wegen, denn der große Wald lag an der Grenze seines eigenen Heimatlandes. Dann ritt er geradesweges zum Königsschlosse seines Vaters heim und sagte, er habe noch keine gefunden, die ihm ebenbürtig sei. Das war dem alten Könige zwar sehr ärgerlich, denn er war so überzeugt von der großen Klugheit seines Sohnes, daß er glaubte,

es müsse sich verhalten, wie er sagte; aber er wollte ihn doch gern noch bei seinen Lebzeiten versorgt sehen. Wollte sich der Sohn nur eine Braut wählen, so war er im voraus überzeugt, daß es die rechte sein müsse.

Jetzt war der Königssohn daheim und hatte es im übrigen in jeder Hinsicht gut; aber er hatte keine Ruhe im Herzen. Das gute Essen schmeckte ihm nicht, und der süße Schlaf wollte sich gar nicht auf sein weiches Lager herabsenken. Seine Gedanken schweiften beständig in den großen Wald zu dem lieblichen jungen Mädchen. An sie dachte er früh und spät, mochte er es wollen oder nicht.

Da sagte er zuletzt zu sich selber: „Das muß ein Ende haben.“ Er gedachte seines Gelübdes, daß die Schönste und die Klügste seine Braut werden solle, und um den Gedanken an sie loszuwerden, wollte er sich überzeugen, daß das Kind des armen Mannes, wenn auch schön genug, doch lange nicht klug genug für ihn sei. Er schrieb also einen Brief an sie und legte zwei Doeken Seide in den Brief und schrieb, daraus möge sie ihm einen Bettumhang weben.

Er sandte einen königlichen Reitknecht mit dem Briefe von dannen, und hieß ihn gleich Antwort mit zurückbringen. Der Reitknecht kam abends wieder und brachte einen Brief von dem Mädchen in der

Waldhütte mit. Darin lagen zwei kleine Holzstifte, und in dem Briefe stand geschrieben: wenn er ihr aus den Stiften einen Webstuhl anfertigen wolle, so würde sie auch wohl auf demselben den von ihm bestellten Bettumhang weben.

Jetzt konnte der Königssohn sich nicht mehr verhehlen, daß das Mädchen eben so klug wie er selber sei; so mußte er denn halten, was er gelobt und geschworen hatte; und das that er wohl auch eigentlich am liebsten. Er ritt also mit seinem ganzen königlichen Gefolge zu der Hütte im Walde hinaus und sagte den Alten und dem Mädchen, daß er sie zu seiner Braut erwählen wolle, wenn es ihr recht sei. Und es war ihr ganz recht.

Aber jetzt fürchtete er sich doch davor, daß sie die Klügste von ihnen beiden sein könnte, und das ging ja nicht an, falls jemand es merkte. Deshalb stellte er die Bedingung, daß, wenn er einmal König und sie also seine Königin würde, sie sich niemals irgendwie in Staatsangelegenheiten einmischen dürfe, die ihn und nicht sie angingen. Thäte sie das, so hätte er die Befugniß, sie zu verstoßen und sie wieder zu ihren Eltern heim zu senden.

Auf diese Bedingung ging sie ein; aber sie hatte auch ihre Bedingung zu stellen, und die war, daß,

wenn er ihrer überdrüssig würde und sie nicht länger behalten wollte und sie deshalb wieder nach Hause schickte, sie befugt sein sollte, das mitzunehmen, was ihr das Liebste wäre. Das fand er nicht mehr als billig, und ging sogleich darauf ein.

Die alten Leute waren zwar sehr betrübt, daß sie jetzt ihre Tochter verlieren sollten; aber sie konnten doch ihrem Glück nicht im Wege stehn, und so gaben auch sie ihre Einwilligung. Die Braut ward also mit Seide und Scharlach, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, und sie erhielt Karossen und Hofdamen und allen sonstigen Staat, und dann wurde die Hochzeit mit Glanz und Freude gefeiert.

Es verging jetzt eine lange Zeit, während welcher die jungen Leute in inniger Liebe und äußerer Herrlichkeit mit einander lebten, und es konnte gar nicht besser sein. Allen schien, daß die Gemahlin des Königssohnes sowohl schön wie klug und gut genug sei, — und das Letzte war das Beste. Bald nach der Hochzeit starb der alte König, und der Sohn ward an seiner Statt König. Er regierte das Land und saß zu Gerichte, und alles ging gut und erfreulich. Die Königin mischte sich niemals in seine und in Staatsangelegenheiten ein, sondern verwaltete ihr eigenes großes Haus und war geehrt und geliebt von allen.

Da traf es sich eines Tages, daß Markttag in der Hauptstadt des Königs war, und viele Bauern mit Korn und anderen Dingen zu Markte kamen. Als sie abends nach Hause fuhren, waren einige unter ihnen, die in der Stadt schon weidlich gezecht hatten; aber an der ersten Schenke, zu der sie kamen, mochten sie doch nicht vorüberfahren: sie mußten einkehren und eine neue Herzstärkung zu sich nehmen. Sie ließen sich gute Weile drinnen in der Schenkstube; ihre Pferde und Wagen standen mittlerweile draußen im Stalle. Einer dieser Bauern fuhr mit einer trächtigen Stute, und während sie drinnen pokulirten, warf dieselbe ein Füllen im Stalle. Als nun die Bauern herangekommen und jeder sein Fuhrwerk zu finden sucht, ist das kleine neugeborene Füllen zwar auf die Beine gekommen, aber es ist ganz verstört in dieser neuen, unruhigen Welt und ist in eine Ecke des Stalles hingelaufen, wo der Schenkwirth seine Pferde, ein paar Grauschimmel, stehen hat. Der Eigenthümer der trächtigen Stute sieht natürlich sogleich, daß dieselbe geföhlt hat, und er gewahrt auch das Füllen, und da er nicht betrunken war, als daß er wohl begreifen konnte, daß es ihm gehöre, wollte er es auf seinen Wagen legen und es mit nach Hause nehmen. Aber der Schenkwirth sagte: Nein, das Füllen sei das seine;

man sehe ja, es halte sich zu seinen Pferden. Es entstand ein wüstes Gezänk über die Sache; die meisten der betrunkenen Bauern standen auf Seiten des Schenkwirths, und das Ende davon war, daß der Bauer mit der Stute ohne Füllen heimfahren mußte, und der Schenkwirth dasselbe behielt.

Damit konnte sich der Bauer nicht zufrieden geben, und es kam zum Prozesse; allein sowohl das erste wie das zweite Gericht sprachen dem Schenkwirthe das Füllen zu, und der Bauer, welcher der rechte Eigenthümer des Füllens war, mußte die Zeche bezahlen, so daß er dadurch allmählich alles auf's Spiel setzte, was er besaß. Aber er wollte trotzdem seine Sache nicht verloren geben; er wandte sich an das oberste Gericht, und dort hatte der König selbst das Urtheil zu sprechen. Er war freilich sehr klug, aber er war doch nicht klüger, als daß er wie die anderen entschied: das Füllen müsse dem gehören, bei dessen Pferden es gefunden worden sei, und das sei ja der Schenkwirth.

Jetzt sollte der Bauer also des Füllens halber, das doch von rechtswegen sein eigen war, Haus und Hof verlieren. Darein konnte er sich nicht finden, und in seiner großen Noth verfiel er auf das letzte Mittel: sich an die Königin zu wenden, die so klug und so gut war. Er erklärte ihr den ganzen Zusammenhang

der Füllen-Geschichte, und sie sah ein, daß er recht habe.

Da sagte sie zu ihm: „Ja, mein lieber Mann, ich kann den Spruch des Königs zwar nicht ändern, aber ich will dir doch einen Rath geben, welcher dir vielleicht nützen kann. Nimm morgen um die Mittagszeit ein Fischernetz und geh mit demselben draußen vor die Stadt, wo die hohen Dünen von Flugsand sind, dort spanne dein Netz aus, wie man sonst Netze zum Fischfang ausspannt. Und dann nimm eine Störstange und schlage mit derselben in den Sand vor dem Netze, wie man die Fische draußen auf der See ins Netz treibt. Wenn dann der König dort vorüber kommt — denn er fährt alle Tage dieses Weges — so wird er dich sicherlich fragen, ob du närrisch bist, oder ob du glaubst, du könntest Fische droben im Fluglande fangen. Und dann mußt du antworten, das sei nicht unvernünftiger, als daß der graue Schimmel des Schenkwirths, der nicht trüchtig gewesen und nicht einmal eine Stute sei, ein Füllen bekommen könnte. Aber das mußt du mir versprechen,“ sagte die Königin, „daß du niemand erfahren läßt, wer dir den Rath gegeben hat; denn sonst werde ich unglücklich.“ Der Bauer bedankte sich vielmals und versprach, er wolle schon schweigen.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit machte es

der Bauer, wie ihm geheissen war, und bald darauf kam der König wirklich des Weges an jenen Dünen vorüber gefahren. Als er den Bauer umhergehen und mit seiner Störstange in den Sand vor dem Fischerneze schlagen sah, ließ er anhalten und sagte zu ihm: „Was treibst du da?“ — „Ich fische,“ sagte der Bauer. — „Bist du närrisch?“ frug der König; „glaubst du, daß fische im flugsande sind?“ — „Ja,“ antwortete der Bauer, „das ist doch nicht unvernünftiger, als daß der graue Schimmel des Schenkwrth's, der nicht trüchtig gewesen und nicht einmal eine Stute ist, ein fülllen bekommen konnte.“

Jetzt verstand der König sofort, worauf er anspiele; er sah ein, daß er wohl in der Sache falsch entschieden habe; aber er wollte doch wissen, wer den Bauer die List gelehrt habe; und da er ihm den Tod androhte, wenn er nicht gestünde, wer ihm den Rath gegeben, so ward dem Bauer angst und er offenbarte alles: daß er der Königin den Einfall verdanke.

Da ließ der König sogleich den Wagen umkehren und zum Schlosse zurückfahren, und er sprühte vor Zorn. Er ging geradeswegs zur Königin hinein und sagte, jetzt habe sie sich gegen die Abrede vergangen, die vor der Hochzeit getroffen worden sei, und habe sich unterstanden, sich in seine Staatsangelegenheiten

einzumischen. Jetzt müsse sie auch die Strafe erleiden, welche damals verabredet worden sei: sie solle auf der Stelle zu ihren Eltern zurückgeschickt werden. Sie möge sich bereit machen, noch in dieser Stunde abzureisen; aber sie möge sich auch des ihr zugestandenen Rechtes bedienen: sie könne von den schönen Dingen, die sie um sich habe, mitnehmen, was ihr das Liebste sei.

Die Königin antwortete sehr sanft und demüthig, er habe recht, und sie habe unrecht, er müsse befehlen, und sie müsse gehorchen. Sie werde in einem Augenblick damit fertig sein, dasjenige einzupacken, was sie mit der gnädigen Erlaubniß des Königs mitzunehmen gedenke. Gleich darauf kam sie wieder herein, und da brachte sie eine Flasche Wein und ein paar Gläser mit, und dann sagte sie: der König werde ihr doch wohl die Güte erweisen, ein Glas zum Abschiede mit ihr zu trinken. Es sei nie zuvor ein böses Wort zwischen ihnen gefallen, und das solle auch jetzt nicht geschehen.

Die Bitte konnte der König ihr nicht abschlagen; sie schenkte ein, und sie tranken mit einander. Allein er bemerkte nicht, daß die Königin einige Tropfen aus einer anderen kleinen Flasche, die sie bei sich trug, in sein Glas schüttete; und sobald er daselbe geleert hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf.

Da holte die Königin einen großen Deckelkorb, in den sie ihre besten Sachen, die sie mitnehmen wollte, hätte packen sollen; in diesen legte sie den König, deckte ihn gut zu, schloß den Deckel und rief dann den Dienern zu: sie möchten ihren Korb hinaustragen und ihn in den Wagen stellen, welcher angespannt sei und auf sie warte. Sie setzte sich in den Wagen, und dann fuhren sie in den Wald zu der alten Hütte hinaus. Dort mußten die Diener den Korb aus dem Wagen heben und ihn in ihre Kammer hinauf tragen. Und dann sandte sie den Wagen wieder zum Schlosse zurück. Dann hob sie ihren schlafenden König und Gemahl aus dem Korbe heraus und legte ihn auf ihr Bett. Darauf zog sie ihre alten, ärmlichen Kleider an, dieselben, in denen er sie zum ersten Mal erblickt hatte, und dann setzte sie sich an das kleine Fenster dem Bette gegenüber und ließ ihr Spinnrad schnurren, ganz wie in alten Tagen.

Es war gegen Abend, als der König nach dem Schlaftrunke, den er erhalten, ausgeschlafen hatte. Er erwachte und sah sich um, fuhr empor und frug, wo er sich befinde, und wie es zugegangen, daß er hier sei. „Ja,“ sagte sie, „du bist jetzt bei mir; und das ist so zugegangen, daß ich dich mit nach Hause genommen habe, wie es ja nach unserer Abrede mein Recht

war; denn du bist das, was ich auf der Welt am liebsten habe, und das durfte ich ja mitnehmen."

"Jetzt merke ich, daß du doch viel klüger bist, als ich," sagte der König. "Und wenn du mich jetzt nach dem Schlosse zurück begleiten und bei mir bleiben willst, so will ich niemals in einer Sache entscheiden, ehe ich dich um Rath gefragt habe."

So ward denn nach Wagen und Pferden zum Schlosse gesandt, und der König und die Königin hielten aufs neue ihren Einzug im Schlosse; und ihre alten Eltern nahmen sie mit, wie es die Königin verlangte, und sie blieben, so lange sie lebten, bei ihnen wohnen. Und der König und die Königin lebten nach wie vor mit einander in inniger Liebe und äußerer Herrlichkeit. Und dem Bauern, dem das Unrecht mit dem füllten und dem Richterspruche widerfahren war, schenkte der König einen Edelhof mit vollem Beschlage. Und der König fällte seitdem niemals ein Urtheil, ohne erst den Rath der Königin zu hören. Und alle ehrten und liebten sie beide wegen ihrer Gerechtigkeit und Güte und waren stolz darauf, einen solchen König und eine solche Königin zu haben.

Für drei Schillinge.

Es war einmal ein Soldat, welcher dem Könige acht Jahre gedient hatte. Dann erlaubte man ihm, nach Hause zu reisen. Das war recht schön; aber es war doch nicht so überschwänglich schön, denn als er seine Abrechnung verlangte, waren nur drei Schillinge für ihn da; das war alles, was er zu gute hatte, und die erhielt er, und damit reiste er ab. Er war trotzdem gutes Muthes, er schwenkte seinen Stock, und er trällerte und sang, daß es von den Hügeln widerklang.

Als er nun fürbaß ging, begegnete ihm eine alte Frau, die ihn um einen Schilling bat. „Ich habe freilich nur drei Schillinge,“ sagte er, „aber ob ich drei habe oder zwei, das kommt ungefähr auf dasselbe hinaus.“ Und so gab er ihr einen von seinen Schillingen. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm wieder eine alte Frau begegnete; — es war dieselbe, aber

das merkte er nicht. — „Guten Tag und Gottes Friede!“ sagte sie. „Dank!“ sagte er. „Ach, gieb einer armen Frau einen Schilling, um Gottes willen!“ sagte sie. „Ich habe freilich nur zwei Schillinge,“ sagte er, „aber ob ich zwei oder einen habe, das bleibt sich ziemlich gleich.“ Und so gab er ihr den zweiten Schilling, und sie dankte, und er ging weiter. Er war erst eine kurze Strecke weiter gewandert, da begegnete ihm wieder eine alte Frau; aber daß es dieselbe sein könnte, welche seine zwei Schillinge bekommen hatte, fiel ihm gar nicht ein. „Guten Tag und Gottes Friede, Väterchen!“ sagte sie. „Dank, Mütterchen!“ sagte er. „Du kannst wohl nicht einen Schilling entbehren für eine arme alte Frau?“ sagte sie. „Doch, einen Schilling habe ich just,“ sagte der Soldat, „und ob ich einen oder keinen habe, darum bin ich eben so reich.“ So erhielt das alte Weib den Schilling, und sie dankte und humpelte fort.

Der Soldat ging jetzt weiter; seine Tasche war leicht, aber sein Sinn war eben so leicht; er besaß jetzt nur die alten Kleider, die er auf dem Leibe trug, und seinen alten Tornister, den er auf dem Rücken trug. Der war auch leicht genug, denn es waren nur ein geflicktes Hemd und ein paar gestopfte Strümpfe darin. Er strich seinen Bart und nahm ein Priemchen Kau-

tabak, dann schwenkte er seinen Stock, und er trällerte und sang, daß es von den Hügeln widerklang.

Dann kam er in einen Wald; und wer anders begegnete ihm da, als dieselbe alte Frau, der er all seine Schillinge gegeben hatte! Sie saß dort am Rande des Weges und grüßte ihn: „Guten Tag, Väterchen! Hast du Zeit, ein Wörtchen mit einer alten Frau zu plandern?“ — „Ja, wenn es dir Vergnügen macht,“ sagte er, „so habe ich nichts dabei zu versäumen. Aber worüber kannst du mit mir zu sprechen haben?“ — „Hättest du nicht Lust, drei Wünsche zu thun, welche dir erfüllt würden?“ frug sie. „Ja, das könnte mir schon passen,“ sagte der Soldat. „So wünsche denn!“ sagte die Alte. Der Soldat besann sich nicht lange auf seine Wünsche, sondern war gleich bereit, und so wünschte er sich denn zuerst Gottes Gnade und Freundschaft; sodann wünschte er, daß sein Tornister niemals verschleiffen möchte; und der dritte Wunsch endlich war, daß alles, was er sich in seinen Tornister wünschte, dort hinein kommen müßte, und daß alles, was einmal darin wäre, auch darin bleiben müßte, bis er es wieder hinaus wünsche. „Es soll geschehen, wie du es wünschest,“ sagte die Alte; „und nun Ade und Glück auf die Reise!“ „Danke!“ sagte der Soldat, und er ging weiter; aber an die Wünsche dachte er nicht in

der ersten Stunde; er meinte, das sei nur Spaß und Altweibergeschwätz.

Aber als er fürbaß schritt, kam ihm doch in den Sinn, wie angenehm es hätte sein können, wenn es Ernst mit den Wünschen gewesen wäre. Er war jetzt auf eine Haide hinaus gekommen, wo nur Sand und Haidekraut und Stein an Stein war. Und als er nun so hingeht und an jene Wünsche denkt, rennt er wider einen großen Stein. „Ach, lägest du in meinem Tornister!“ rief er aus. Aber kaum hatte er das gesagt, als der Stein schon im Tornister lag, und in demselben Augenblick flog er hintenüber und kam auf den Kopf zu stehen, denn der Stein war schwerer, als daß er ihn tragen konnte, obschon er sonst ein starker Kümmer war. Der Soldat ward ganz verwirrt im Kopfe durch den Purzelbaum, und es dauerte ein Weilchen, bis er seine Gedanken zu sammeln und zu begreifen vermochte, wie er in diese Lage gekommen war; aber so bald er sich darauf besann und den Stein wieder aus dem Tornister hinaus wünschte, lag derselbe auf dem Felde, und er kam wieder auf die Beine. Jetzt hatte er also gefühlt, daß es mit den Wünschen kein Trug sei, und er nahm sich daher vor, hinfort besseren Gebrauch von seinen Wünschen zu machen.

Nun hatte der Soldat an diesem Tage einen tüchtigen Marsch gemacht, so daß er hungrig zu werden begann, und als er zu einem Edelhofe kam, der am Wege lag, dachte er: „Dort mußt du hinein gehen und sehen, ob du ein wenig zu essen bekommen kannst.“ Er ging also in die Küche, und dort traf er die Haushälterin, die gerade im Begriff war, Butterbrod zu schneiden. Da bat er sie um ein wenig zu essen. Aber sie antwortete, das Essen werde hier im Hause so knapp zugetheilt, daß niemals ein Bissen übrig sei, wenn jeder das Seine haben solle; sie könne ihm daher nichts geben, so gern sie auch wollte. Aber der Gutsherr sei in seinem Zimmer nebenan; es sei ja möglich, daß er ihm ein wenig Essen vergönne oder ihm einen Zehrpennig gebe. Wenn der Soldat es wünsche, wolle sie ihm den Weg zeigen. Das nahm er mit Dank an, und so kam er zur Thüre des Gutsherrn und klopfte an.

Der Herr saß gerade drinnen und zählte sein Geld. Vor ihm auf dem Tische stand ein irdener Hafen, der voll von lauter Goldgeld war, und auf der Diele neben ihm stand ein eisenbeschlagener Kasten, der voll blanken Silbergeldes war. Der Soldat klopfte also an die Thür, und der Gutsherr, welcher glaubte, daß es ein Bauer sei, der ihm Pachtzins bezahlen wolle, rief sehr

vergnügt: „Herein!“ Aber als er hörte, daß es jemand war, der ihn um etwas bat, ward er so wild wie ein Deutscher und schrie: „Will er machen, daß er hinaus kommt!“ Der Soldat ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern machte gleich Rechtsumkehr und ging wieder auf die Landstraße hinaus. Er war freilich Hals über Kopf aus dem Zimmer des Gutsherrn hinaus geeilt, aber er hatte die Augen bei sich gehabt, und er hatte daher sowohl den irdenen Haufen mit dem Goldgelde wie den eisenbeschlagenen Kasten mit dem blanken Silbergelde gesehen.

Als er nun eine gute Strecke Weges von dem Hofe entfernt war, sprach er bei sich: „Da hast du dich selbst angeführt, mein lieber Mann! Du hättest mir vorhin etwas von deinem vielen Gelde geben sollen.“ Und damit wünschte er alles Goldgeld aus dem irdenen Haufen in seinen Tornister. Schwapp! sagte es, und da war es schon. „Es wäre auch nicht so übel, etwas von dem Silbergelde zu haben,“ dachte der Soldat, „aber ich will mir doch nicht mehr wünschen, als ich tragen kann;“ und so wünschte er sich ein Viertelmaß von den Speciesthalern des Gutsherrn. Schwapp! sagte es wieder, da waren auch sie im Tornister. „Dachte ich mir's nicht, daß du dich selbst angeführt hättest!“ sagte der Soldat, und dann ging er weiter, bis er zu einer Stadt kam.

Dort ging er in das beste Wirthshaus, und da es um die Mittagszeit war, setzte er sich gleich zu Tische, und er hatte einen solchen Wolfshunger, daß er gewaltig tief in die Schüsseln langte. Die feinen Herren, welche mit am Tische saßen, blickten verstohlen auf den simplen Gesellen, und sie schmunzelten und flüsteren einander zu, als sie sahen, wie er dem Essen zusprach. Als sie nun aufstanden und jeder für sich bezahlte, that der Soldat zuerst, als ob er in der einen und dann in der anderen Tasche suche; aber die waren ja leer; es war nichts darin, als ein kleines Röllchen Kautabak. Hatten die feinen Herren vorhin schon gefiebert, so thaten sie es jetzt erst recht, und einer von ihnen ließ sogar die Bemerkung fallen, der fremde Herr habe wohl das Malheur gehabt, sein Geld daheim zu vergessen, aber nicht seinen Appetit. Und als der Soldat, der kein Geld in den Taschen fand, jetzt nach seinem alten Cornister griff und in demselben zu wühlen begann, da brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, während der Wirth ein bedenkliches Gesicht schnitt. Aber als dann der Soldat ein paar Dukaten hervorzog und sie auf den Tisch warf und sagte, er wolle kein Geld wieder heraus haben, nahm das Gelächter bald ein Ende, und der Wirth setzte sein freundlichstes Gesicht auf, machte einen Kratz-

fuß und dankte vielmals und frug, ob der Herr ihm nicht die Ehre erweisen wolle, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken. Dazu sagte der Soldat auch nicht Nein; und als sie ihre Flasche geleert hatten, bat er den Wirth, ihm ein Zimmer anzuweisen, wo er die Nacht über schlafen könne.

Der Wirth brachte viele Entschuldigungen vor: all seine Zimmer seien besetzt, bis auf eins; aber dort könne kein Mensch sich aufhalten. Alle, welche versucht hätten, dort zu schlafen, seien in der ersten Nacht plötzlich gestorben; so sei es mit einem Gaste zur Zeit seines Vor-Vorgängers ergangen, und mit einem Gaste zur Zeit seines Vorgängers und mit einem zu seiner eigenen Zeit, so daß das Zimmer jetzt ganz abgeschlossen sei. „Das ist gerade ein gutes Quartier für mich,“ sagte der Soldat, „laß es nur bis heute Abend in Stand setzen, und decke dann dort einen Tisch mit einem guten Abendessen, und stelle vier Lichter und vier Flaschen guten Wein nebst vier Spiel Karten hinein, und gieb mir dann den Schlüssel zum Zimmer.“ Der Wirth sagte: wenn der Herr es befehle, so werde er auch gehorchen, und alles solle bis zur Schlafenszeit in Ordnung sein.

Am Abend ging dann der Soldat in sein Schlafzimmer; dort schüttete er erst alles Gold- und Silbergeld

aus seinem Tornister, und dann zündete er alle die Lichter an und stellte sie auf den Tisch, wo ein treffliches Mahl und die vier Flaschen Wein standen, und dort lagen auch die vier Spiel Karten. Und dann setzte er sich hin und wartete der Dinge, die da kommen würden. Es dauerte auch nicht lange, da hörte er ein Gepolter im Ofen, und es kam ein schwarzer Klumpen aus demselben auf die Diele gerollt, und der wickelte sich auf und wurde zu einem langen schwarzen Teufel mit Horn und Schwanz, mit Krallen und grimmigen Hanzähnen. Er war nicht hübsch anzusehen, aber der Soldat machte sich nichts daraus, er sagte sehr höflich: „Sei so gut, mein lieber Freund, nimm Platz und laß es dir schmecken!“

Kaum hatte er das gesagt, so erfolgte wieder ein Gepolter, und dann noch eins, und jedesmal kam ein eben solcher schwarzer Klumpen aus dem Ofen gerollt, der sich zu einem großen, langen Teufel aufwickelte, und der eine sah noch greulicher aus, als der andere. Der Soldat nahm sie alle drei gleich freundlich in Empfang und bat sie, Platz und vorlieb zu nehmen. Sie setzten sich auch zu Tische und aßen und tranken, und als sie reinen Tisch gemacht hatten, nahmen sie die Karten und begannen zu spielen, jeder mit seinem besonderen Spiel. Aber zugleich begannen

sie dem Soldaten näher und näher auf den Leib zu rücken und fingen an, ihn zu zwicken. „Jetzt ist es wohl an der Zeit, daß ich mich eurer entledige,“ dachte der Soldat, „ehe ihr mir allzu aufdringlich werdet.“ Und dann wünschte er sie alle drei in seinen Cornister, der auf der Diele lag. Schwapp! sagte es, und da waren sie drin, und so viel sie kribbelten und krabbelten, sie mußten dort bleiben. „So, jetzt kann man doch mit euch reden,“ sagte der Soldat; „jetzt müßt ihr schon bleiben, wo ihr seid, bis ich euch herauslasse, und jetzt sollt ihr mir gleich sagen, weshalb ihr dies Zimmer heimsucht.“ Sie antworteten, sie kämen hieher, weil unter dem Ofen ein Kessel voll Geld stünde. „Weiter nichts?“ sagte der Soldat. „Mag der bis auf weiteres stehn bleiben! Und jetzt gute Nacht, schlaft wohl!“ sagte er; und damit zog er sich aus und ging zu Bette und schlief süß bis in den hellen Morgen.

Am Morgen früh kam der Wirth zu dem Zimmer hinauf und guckte durch das Schlüßelloch. Er sah den Soldaten im Bett liegen; aber ob er todt oder lebendig sei, wußte er nicht; das Wahrscheinlichste war ja, daß es ihm nicht besser als den andern ergangen wäre, die in dem Zimmer geschlafen hatten; und er begann daher zu klopfen und zu rufen. Da erwachte der

Soldat, und das Erste, was er that war, den Wirth zum Henker gehn zu heißen; er habe für das Zimmer bezahlt, und er wolle seine ungestörte Nacht- und Morgenruhe haben. Das war freilich keine feine Rede; aber der Wirth war doch sehr froh, zu hören, daß der Bursch noch am Leben sei, und daß der Spuk ihm nichts geschadet habe. Er war äußerst erpicht, zu erfahren, wie es abgelaufen wäre, aber er mußte sich gedulden, bis der Soldat spät am Vormittag endlich ausgeschlafen hatte und sich anzog. Er erhielt jedoch keine andere Antwort auf seine Fragen, als daß der Soldat eine vortreffliche Nacht verbracht habe und ein gutes Frühstück begehre. Als er das erhalten hatte, frug der Soldat den Wirth, ob es starke Bursche in der Stadt gebe. Der Wirth meinte: Ja. „So verschaffe mir ein Paar der allerstärksten!“ sagte der Soldat. „Wenn ich so dreist sein darf,“ sagte der Wirth, „so möchte ich mir die Freiheit nehmen, zu fragen, wozu die Bursche gebraucht werden sollen.“ Der Soldat antwortete, er wolle seinen Cornister zu einem Schmiede hintragen lassen, damit derselbe ordentlich ausgeklopft würde; es habe sich so viel Landstraßenstaub darin gesammelt. Dazu bedürfe er zwei der allerstärksten Bursche, die in der Stadt aufzutreiben wären, denn der Cornister sei kein Ding, womit man laufen könne.



„Ein Cornister zum Schmiede, um ausgeklopft zu werden! Zwei starke Bursche, um einen Cornister zu tragen!“ dachte der Wirth; „stellt sich der Rausch nach dem, was er gestern Abend getrunken hat, erst heute ein? Solch einen Fall hab' ich noch nie erlebt. Aber sollen es Poffen sein, so mögen es Poffen sein!“ Und er versprach, sogleich die allerstärksten Bursche in der ganzen Stadt herbeizuschaffen, um den Cornister zum Schmiede zu tragen. Das that er auch und kam bald darauf mit ein Paar stämmigen Lämmeln zurück. Der Soldat frug, ob sie den Cornister zum Schmiede hintragen wollten, er wolle ihnen ein Viertelthalerstück dafür geben. Die Bursche waren damit ganz zufrieden, sie meinten, leichter könnten sie niemals einen Viertelthaler auf ehrliche Weise verdienen; aber sie fanden bald, daß das Geld sauer verdient sei, denn der Cornister war so schwer, daß sie bei jedem Schritt in die Kniee sanken. Endlich gelang's ihnen doch, ihn nach der Schmiede zu schleppen. Der Wirth ging mit, und er sprach zuerst mit dem Meister und sagte, es sei da ein Herr, der seinen Cornister ausgeklopft haben wolle. Er flüsterte inzwischen dem Schmiede in's Ohr, der Mann habe gestern Abend scharf gezechet, aber heute scheine der Rausch erst auszubrechen. Es sei ein guter Kunde, dem man in

feinen närrischen Einfällen nachgeben müsse. Die Schmiede pflegen lustige Leute zu sein, und das war dieser Schmiedemeister auch; er nickte also mit einem schlaun Lächeln und kratzte sich hinter dem Ohr und dachte: „Das giebt einen Spaß für meine Gesellen; solche Arbeit haben sie noch nie gehabt.“ Jetzt nahm der Soldat das Wort und frug den Schmied, was er dafür verlange, ihm den Tornister gehörig auszuklopfen. Der Schmied antwortete, ein Paar Mark würden wohl nicht zu viel sein. Der Soldat sagte, er gebe mit Vergnügen einen ganzen Reichsthaler; aber dann müsse die Arbeit auch gründlich gemacht werden. „Ein Wort, ein Mann!“ sagte der Schmied; „es soll kein Stanbfäserchen im Tornister zurückbleiben; ob aber sonst etwas übrig bleibt, dafür kann ich nicht einstehen.“ Darum solle er sich nicht scheeren, sagte der Soldat. Die zwei starken Bursche wälzten also den Tornister auf den Amboss hinauf, und der Schmied beauftragte drei Gesellen mit großen Vorschlaghämmern, den Staub davon abzuklopfen. Solche Pöffen waren ihnen allerdings noch nie zugemüthet worden: sie krämpten die die Aermel auf und spuckten in die Fäuste, und dann holten sie aus und hämmerten drauf los. Aber bei dem ersten Schlag, den sie thaten, ließen sie vor Schreck die Hämmer fallen, denn es erscholl ein Geheul und

Gewinsel in der Schmiede, dessen Gleichen keiner je gehört hatte.

Der Soldat ersuchte sie, nur ihre Arbeit zu verrichten, und so mußten sie wieder ans Werk gehen. Schlag auf Schlag fiel auf den Tornister, die Gesellen legten nicht die Finger dazwischen, und der Schweiß rann in Strömen von ihren schwarzen Gesichtern herab. Sie dachten zwar, der Tornister müßte bald zerrissen und zerspliffen sein; aber er blieb anzusehen, wie er anfangs gewesen war. „Ja, schlägt nur tüchtig zu!“ sagte der Soldat; „es hat sich seit vielen Jahren Staub auf dem Tornister gesammelt, so daß er eines gehörigen Ausklopfens bedarf.“ Die drei lustigen Gesellen wurden des Spiels doch allgemach müde und mußten die Hämmer sinken lassen, sie konnten nicht mehr. Dann rief der Meister drei neue Gesellen herbei, die begannen, wo ihre Kameraden aufgehört hatten. Das Leder müsse wohl verhärt sein, meinten sie, aber es waren Eisenbänder auf dem Tornister, und mit Eisen wußten sie Bescheid, das müsse sich schon fügen, wenn sie es in Behandlung nähmen. So hämmerten sie denn aus Leibeskräften drauf los, aber Eisen und Leder waren gleich zäh, so daß der Tornister, als ihnen die Hämmer zuletzt aus den Händen fielen, nicht anders anzusehen war, als da sie begonnen hatten.

Jetzt meinte der Soldat auch, es könne genug sein, er bezahlte dem Schmiede vier Thaler und ließ seine zwei starken Bursche den Tornister an einen Bach tragen, der dicht neben der Stadt floß. Dort machte er den Tornister auf, und derselbe war bis zum Rande voll von etwas, das wie ein schwarzes Pulver aussah; das waren die armen Teufelsleiber, die so zu Mehl zermalmt worden waren. Er schüttete dasselbe in den Bach und ging dann mit dem Wirth heim. Dem erzählte jetzt der Soldat, er wisse, wo in seinem Gasthause ein Kessel voll Geld stünde. Wenn der Wirth Halbpant mit ihm machen wolle, so solle er erfahren, wo derselbe zu finden sei. Dazu war der Wirth gerne bereit, sie ließen also den Ofen niederreißen, und unter demselben stand richtig ein großer Braukessel voller Goldstücke. Der Wirth war so froh darüber, daß er dem Soldaten ein schönes Stück seines Landes draußen vor der Stadt schenkte. Dort baute der Soldat sich ein Haus und wohnte darin und hatte es sehr gut. Gottes Gnade und Freundschaft war ihm ja sicher, und alles, was er sich wünschte, konnte er haben.

Und das alles erhielt ein dänischer Soldat für drei Schillinge.

Der Schusterjunge.

Es war einmal ein Schusterjunge; er war von Hause aus ein Predigersohn und hätte, wie sein Vater, für das Predigeramt studiren sollen; aber da verlor er Vater und Mutter, ehe er vierzehn Jahre alt war, und es war keiner da, der sich seiner angenommen und ihn zum Lernen angehalten hätte. So kam er bei einem Dorfschuster in die Lehre, und dort war er jetzt drei Jahre lang gewesen, zu der Zeit wo diese Geschichte beginnt. Er hatte manchen Hieb mit dem Spannriemen erhalten, wenn der Meister ihn ertappte, während er in Gedanken saß und den Pechdraht um den Finger wickelte, statt zu nähen, oder der Schusterkugel Gesichtser schnitt, statt Zwecken einzuspöcken. Und die Liebe hatten ihn denn auch so weit gebracht, daß er alles, was zum Handwerk gehörte, gelernt hatte: er konnte zuschneiden und nähen und nadeln

und pflöcken; aber er hatte niemals Lust an dem Leisten, der ihm zu Theil geworden war.

Da geschah es eines Tags, daß sein Meister ihm sagte, an diesem Tage solle er davon frei sein, zu Hause zu sitzen und zu nähen, er solle in den Wald gehen und Pflöcke schneiden, denn sie hätten keine mehr in der Werkstatt. Er lief eiligst in den Wald hinaus; das war so recht etwas für ihn. Aber an die Pflöcke dachte er nicht; er mußte auf jeden Hügel hinauf und in jedes Thal hinab; er mußte Himbeeren pflücken und Vogelnester suchen, er mußte Ameisenhaufen betrachten und Schmetterlinge fangen. Und der Tag verstrich und der Abend brach an, und er hatte noch keine Pflöcke. Da fiel ihm endlich ein, weshalb er hieher gekommen sei; und er begann nach Holunderbüschen zu suchen, denn er mußte ja Holunderholz für die Stifte haben; aber es war kein Holunder zu finden, und es ward dunkel draußen im Walde, und er wußte nicht mehr, wo er war; daher dachte er an nichts als das Eine: wieder aus dem Walde heraus zu kommen, und er begann zu laufen, bis er endlich so glücklich war, aufs freie Feld zu gelangen.

Gerade als er dort hinaustrat, kam ein großer Hund zu ihm hingesprungen und bellte ihn an, und er verstand, was der Hund bellte. „Wau, wau, du

Menschenkind!“ sagte er; „du mußt gleich wieder mit mir in den Wald gehen; dort ist jemand, der mit dir sprechen will.“ Der große Hund sprang um ihn her und bellte immerzu; da wagte er nicht, etwas anderes zu thun, als was derselbe ihm sagte, und er folgte ihm in den Wald hinein. Dort lag ein großer Kronhirsch todt an der Erde, und neben demselben stand ein gewaltiger brauner Bär und brummte; und dicht dabei auf einem Aste saß ein großer weißer Falke und schrie; und auf der Spitze eines hohen Grashalms saß eine kleine schwarze Ameise und pfiß; aber die Ameise war zuerst weder zu sehen, noch zu hören. Dann brummte der Bär und sagte dem Schusterjungen, er solle den Hirsch zwischen ihnen Vier theilen. Sie hätten alle Anspruch auf denselben, aber sie könnten sich über die Beute nicht einig werden.

Er langte also sein Schustermesser hervor, und zog dem Thiere das Fell ab. Dann nahm er zuerst den Kopf und gab ihn der Ameise. „Der ist am besten für dich,“ sagte er, „denn er hat so viele kleine Löcher und Kammern, in denen du ein- und auslaufen kannst.“ Dann schnitt er das Thier auf und nahm alle Eingeweide heraus, und die gab er dem Falken. „Mit denen ist dir am besten gedient,“ sagte er, „sie sind so mollig weich, darin zu hacken.“ Dann löste er die Beine ab und

gab sie dem Hunde. „Die passen am besten für dich,“ sagte er, „daran hast du etwas zu knabbern.“ Aber den Rumpf gab er dem Bären. „Denn du bist so groß und stark,“ sagte er, „du kannst ihn am besten zerreißen.“ Mit der Theilung waren sie alle wohlzufrieden, und jeder machte sich gleich über seinen Antheil her. Der Junge nahm das Fell und eilte von dannen; er dachte: wenn der Meister das schöne Hirschfell bekäme, würde er ihm wohl die Hiebe dafür erlassen, daß er keine Pföcke mitgebracht hätte. Aber gerade als er aus dem Walde trat, kam der Hund ihm nachgeschossen und sagte, er müsse noch einen Augenblick wieder mitkommen: der Bär habe mit ihm zu reden. Ueber diese Nachricht war der Junge nicht erfreut; er dachte, er habe vielleicht das Fell nicht mitnehmen dürfen, und er klagte daher dem Hunde sein Leid und sagte: wenn es unrecht sei, daß er das Fell genommen, so bitte er um Verzeihung, und der Hund möge es mitnehmen. Er hatte gar keine Lust, wieder in die Nähe des Bären zu kommen; „denn jetzt, wo sie mit dem Hirsche fertig sind, theilen sie am Ende dich mit Haut und Haar,“ dachte er. Aber der Hund sagte, er dürfe gern die Haut behalten; der Bär wolle nur ein Wörtchen mit ihm reden.

Da mußte er schon mit zurückgehen. Der Bär

war sehr freundlich und sagte ihm, sie hätten sich alle Vier darüber verständigt, daß sie ihm etwas schenken wollten, weil er so gut unter ihnen getheilt habe. Hinfort solle er die Macht haben, wann immer er es wünsche, ein Bär zu werden, eben so groß und stark und klug wie er selber sei; sobald er wolle, sei er wieder Mensch. Und der Hund sagte, er solle sich in einen Hund verwandeln können, eben so schnell wie er selber, und mit eben so feiner Witterung begabt; und der Falke sagte, er solle sich in einen Falken verwandeln können mit eben so schönem Gefieder, eben so hurtigen Schwingen und eben so scharfen Augen, wie er selbst habe; und zuletzt sagte die Ameise, er solle sich in eine Ameise verwandeln können, eben so klein und so hübsch und so gescheit, wie sie selber sei.

Der Junge dankte ihnen vielmals für ihre Güte, und dann beeilte er sich, den Heimweg anzutreten. Aber als er in die Nähe des Schusterhauses kam, dachte er, es sei doch nur ein klägliches Vergnügen, dort wieder mit Ahle und Pechdraht zu hantiren. „Wer doch jetzt nur ein Falke wäre!“ dachte er, und in demselben Augenblick war er es. Da breitete er die Flügel und schoß durch die Luft wie ein Pfeil, und er flog immerzu über Land und Wasser; er wollte gleich recht weit, und so kam er ganz nach Spanien

hinunter. Dort kehrte er um und freute sich über alles, was er sah: über Berge und Flüsse, Städte und Menschen; alles war so neu und so herrlich.

So flog und flatterte er umher, bis er zu einem großen Schlosse kam, viel größer und prächtiger als irgend eins von allen, die er gesehen hatte. Es war sehr leicht zu sehen, daß es ein Königsschloß war. Aber das Seltsame daran war, daß alle Fenster gegen Ost und West und Süd zugemauert waren, und nur durch die nördlichen Fenster Licht und Luft in das prachtvolle Schloß kommen konnte. Draußen vor den Fenstern war ein schöner großer Garten, wo die Sonne schien, die Blumen dufteten und die Vögel sangen; und dorthin flog der Falke und setzte sich in einen hohen Baum, draußen vor einem offenen Fenster. Drinnen war große Gesellschaft: dort saß die junge, schöne Prinzessin mit ihren Hofdamen; und ihr Vater, der König, war auch bei ihr. Die Königin war todt, und sie war ihr einziges Kind, und der König liebte sie über alles in der Welt. Und ihretwegen hatte er das ganze Schloß so umgebaut, daß nirgends Fenster darin waren, als auf der Nordseite. Denn es war ihr bei ihrer Geburt prophezeit worden: wenn die Sonne sie beschiene, ehe sie dreißig Jahre alt wäre, so würde sie von einem Kobold entführt werden, dem

ihre Mutter wohl Anwartschaft auf sie gegeben hatte, ehe sie geboren ward. Die Prinzessin war jetzt fünfzehn Jahre alt, und sie hatte während ihrer ganzen Lebenszeit innerhalb des Hauses leben müssen. Nur abends, wenn die Sonne untergegangen war, konnte sie einen kleinen Spaziergang in dem schönen Garten machen; sonst mußte sie immer drinnen sein.

Ihr könnt euch denken, daß der Falke seine Augen gebrauchte. Nie hatte der arme Schusterjunge ein so schönes Mädchen gesehen, mit Haaren so glänzend schwarz wie Rabenschwingen, und einer Haut so blendend weiß wie das Gefieder des Falken, und einem Paar Augen so hell wie des Falken eigene. Die Königstochter war auch die erste, welche den wilden Vogel draußen im Baume gewahr wurde. „Vater!“ sagte sie, „sieh doch den schönen fremden Vogel, welcher da draußen sitzt!“ Der König blickte hinaus. „Ja, das magst du wohl sagen,“ antwortete er; „das ist ein seltener Vogel, welcher hoch oben im Norden zu Hause ist; er hat ein königliches Wesen, und er ist auch wie ein König unter den anderen Vögeln. Es lohnte sich wohl, ihn zu besitzen, wenn man ihn nur fangen könnte.“ Die Kammerfrau der Prinzessin war eine alte erfahrene Dame, und sie sagte, sie wisse wohl, wie man solche wilde Vögel fange. Sie band eine Schnur

ans Fenster und legte einen Fleischlöder auf die Fensterschwelle, und dann gingen alle aus dem Zimmer hinaus, ausgenommen die Prinzessin. Sie wollte selbst diejenige sein, welche den Vogel finge, sie versteckte sich daher drinnen, mit dem Ende der Schnur in der Hand, und wartete, bis der Falke kam und sich auf die Fensterschwelle setzte; da zog sie das Fenster zu, und der Falke war gefangen. Er flog jedoch nicht des Fleischlöders wegen auf die Fensterschwelle; aber als er die schöne Prinzessin nicht mehr sah und das Zimmer ganz leer wurde, vermochte er nicht länger zu widerstehen, sondern mußte dorthin, um hinein zu gucken.

So wurde er gefangen, und als er sah, wer ihn im Netze hatte, war er auch nicht ungehalten darüber, sondern fand sich sehr zahm und geduldig darein, daß die Prinzessin ihn ergriff und streichelte und liebkoßte und ihn in einen großen, vergoldeten Käfig that, als wäre er ein Papagei. Und dann rief sie die anderen herein, und der König und alle Hofdamen konnten den schönen Vogel, den sie bekommen hatten, nicht genug bewundern. Und die Prinzessin war so froh und stolz über ihren Fang, daß der Käfig nirgendwo anders als in ihrem Schlafzimmer stehen durfte.

Der Falke litt keine Noth: die Prinzessin fütterte

ihn mit Fleisch und mit Brod und gab ihm viele zärtliche Namen; aber auf die Länge war es doch langweilig, auf einer Stange im Käfig zu sitzen, und am Morgen früh, als es hell wurde, während die Prinzessin noch schlief, fiel es dem Falken ein, bei sich selbst zu sagen: „Wäre ich doch jetzt eine Ameise!“ Und sofort war er eine Ameise und konnte bequem aus dem Käfig herauslaufen. Aber als sie nun auf die Diele kam, dachte die Ameise: „Wäre ich doch jetzt wieder ein Schusterjunge!“ Und sofort war sie ein Schusterjunge und stand auf zwei Beinen im Schlafzimmer der Prinzessin. In demselben Augenblick erwachte die Prinzessin und kreischte laut auf und erfaßte den Glockenzug, der neben ihrem Bette hing, und klingelte drauf los, daß alle Kammerjungfern und Hofdamen zu ihr herein gestürzt kamen. Mittlerweile war jedoch der Schusterjunge im Nu wieder zur Ameise und die Ameise zum Falken geworden und saß schönstens auf seiner Stange im Käfig. Als Damen und Jungfern nun zu ihr herein gerannt kamen und wissen wollten, was passirt sei, und sie sagte, sie habe eine Mannsperson in ihrem Schlafzimmer erblickt, suchten sie allenthalben nach, in Schränken und unter dem Bette. Aber keiner war da, und sie waren alle überzeugt, daß keiner habe da sein können, denn Manns-

personen können doch nicht durch geschlossene Thüren und Fenster spazieren. Die Prinzessin mußte das also geträumt haben, oder sie mußte krank sein; und deshalb erhielt sie Tropfen und Pulver und mußte den ganzen Tag über im Bette bleiben, und in der folgenden Nacht wurde bei ihr gewacht.

Sie schlief in dieser Nacht ganz ruhig, und am Morgen stand sie auf und beeilte sich, ihren Falken zu füttern. Sie setzte ihn auf ihre Hand und streichelte sein weißes Gefieder, und sie küßte und koste ihn und nannte ihn ihren herzlichsten Freund und sagte, es sei eine Schande, daß sie ihn einen ganzen Tag lang vernachlässigt habe. Da sprach der Falke und sagte: „Du mußt nicht bange vor mir sein, Prinzessin!“ — „Kannst du auch sprechen?“ rief sie aus. Ja, er könne mehr als das, sagte der Falke, und wenn sie versprechen wolle, ihn nicht zu verrathen, dann solle sie erfahren, was das sei. Sie versprach es sogleich, und da sagte ihr der Falke, er könne sich, wann er wolle, in eine Ameise, und in einen Hund, und in einen Bären, und auch in einen Menschen verwandeln, und er sei es, über den sie gestern Morgen so erschrocken wäre. Die Prinzessin war neugierig, ihn in all seinen Gestalten zu sehen. Ueber die Ameise lachte sie, über den Hund freute sie sich, vor dem Bären fürchtete sie

sich, aber als sie ihn in seiner eigenen menschlichen Gestalt sah, da fürchtete sie sich nicht mehr, sondern er gefiel ihr so am allerbesten; denn gleich und gleich gefellt sich gern, und ob schon sie eine Königstochter und er nur ein Schusterjunge war, so war er doch ein sehr hübscher junger Mensch, und sie war doch auch nicht mehr als ein Menschenkind.

Von dieser Zeit an brauchte er nicht mehr im verschlossenen Käfig zu sitzen und durfte sie überall in seiner Falkenhülle begleiten. Er saß auf ihrer Schulter und aß aus ihrer Hand, wenn sie bei Tische saßen; und sie trug ihn auf ihrer Hand, wenn sie abends mit ihren Damen im Schloßgarten spazieren ging. Aber wenn sie allein in ihrem Zimmer war, nahm er seine menschliche Gestalt an, und sie hatten viel mit einander zu reden, und jedes von ihnen liebte das andere mehr als sich selbst. Sie waren einig darüber, daß sie Mann und Frau werden wollten; aber die Prinzessin wußte recht wohl, daß ihr Vater sie nie in aller Ewigkeit mit einem Schusterjungen verheiraten würde, so wenig wie mit einem Bären, einem Hunde, einem Falken oder einer Ameise. Daher ersann sie ein Mittel. Sie gab ihm einen Beutel voll Goldgeld und sagte, jetzt möge er fortfliegen, Menschengestalt annehmen, sich königliche Gewänder und prächtige Kofse

kaufen, Knappen und Pagen in seinen Dienst nehmen und dann in fürstlichem Aufzuge herkommen und um sie anhalten.

Eines Tages war dann der Falke verschwunden, und niemand außer der Prinzessin wußte wohin er geflogen sei. Sie that, als wäre sie ganz untröstlich über den Verlust ihres herrlichen Falken, und der König war wirklich verdrießlich, daß man den seltenen fremden Vogel verloren habe. Aber dabei war ja nichts zu machen: der König hatte sich also den Falken aus dem Sinne geschlagen, und die Prinzessin hatte ihre Trauer verwunden, als einen Monat darauf ein prächtiger Aufzug in den Hof des Königsschlusses geritten kam. Es war der Sohn des Königs von Engelland, hieß es, Prinz Falk, der mit seinem Gefolge von Rittern und Knappen und vierundzwanzig aufgezümmten, von Gold und Silber blitzenden Rossen herankam. Und sie wurden gastfrei im Schlosse des spanischen Königs aufgenommen, und der fremde Königssohn brachte sein Anliegen vor und hielt um die Tochter des Königs an. Der König antwortete, er wolle seiner Tochter die Entscheidung überlassen, er wolle ihr keinen Mann aufzwingen. Aber er stelle die Bedingung, daß der, den sie zu ihrem Gatten wähle, ihren Aufenthalt theilen und in dem Schlosse

mit den Fenstern gen Norden wohnen müsse, und sie nicht aus ihrer Heimat fortführen dürfe, ehe sie dreißig Jahre alt sei, und jetzt zähle sie erst fünfzehn. Denn wenn die Sonne sie vor dieser Zeit bescheine, so gehöre sie den Kobolden, und der König habe ihrer Mutter gelobt, bis dahin über sie zu wachen. Darauf ging der fremde Prinz ein, und es wurde zu der Prinzessin geschickt, sie möge kommen und den Bewerber in Augenschein nehmen und sich innerhalb dreier Tage entscheiden. Sie wartete denn auch bis zum dritten Tage, ehe sie erklärte: wenn ihr Vater es wünsche, so wolle sie den englischen Prinzen heiraten, der ja kein anderer als ihr lieber Falke war. Die Sache ward also abgemacht, und es wurde erst Verlobung und dann Hochzeit gefeiert, und das dauerte viele Tage mit allerlei Festen und Lustbarkeiten.

Eines Tages war die ganze Gesellschaft zu einem andern königlichen Schlosse hingefahren, wo ein Turnier und ein Thiergefecht abgehalten wurden; aber das Brautpaar war zu Hause geblieben: die Braut durfte ja der Prophezeiung halber niemals ins Freie hinaus. Es war ein trüber Tag, und das Wetter sah mehr nach Regen als nach Sonnenschein aus; da sagte Prinz Falk, es könne gewiß keine Gefahr dabei sein, wenn man hinführe und sich die Herrlichkeit an-

sähe. Und die Prinzessin wollte natürlich gern etwas mehr sehen, als sie von ihren fenstern gen Nord erblicken konnte; sie fuhren also von dannen und kamen zu der übrigen Gesellschaft. Aber kaum waren sie dort angelangt und hatten unter offenem Himmel Platz genommen, um dem Turnier zuzusehen, da brach die Sonne einen Augenblick hervor, und ein Strahl fiel auf die Prinzessin an der Seite ihres Bräutigams. Im selben Augenblick fühlte er, daß sie von ihm weggerissen ward, und er konnte sie nirgends erblicken. „Wärest du jetzt ein Hund!“ dachte er, und sofort war er es, und er rannte fort: jetzt konnte er ja ihre Spur wittern. — Es entstand jetzt ein Jammer ohne gleichen, eben so viel Trauer, wie vorhin Freude geherrscht hatte: die Prinzessin war verschwunden, und der Prinz dazu. Die Hochzeitsgäste zerstreuten sich, jeder nach seiner Wohnung, und der König zog heim nach seinem Palaste und schloß sich dort ein. Nun war das Unglück geschehen, dem er so viele Jahre hindurch sorgfältig vorzubeugen gesucht hatte.

Mittlerweile verfolgte der Hund die Spur, und die führte ihn weit, weit in die wilde Wüste hinaus. Endlich verlor sie sich an einem Berge. Der Hund sprang zur Rechten und Linken, er sprang hinauf und hinab; die Spur führte nicht weiter. In diesen Berg

mußte die Prinzessin entrückt sein. Aber es war weder Thor noch Thür zu finden. Da schuf der Hund sich zu einer Ameise um und begann nach einem Eingange in den Berg zu suchen. Stunden und Tage vergingen, die Ameise lief auf und nieder, herein und hinaus an allen Schluchten und Löchern und Spalten, die sich an der Stelle des Berges befanden, wo der Hund die Spur verloren hatte. Da kam sie endlich in eine Spalte, der sie tiefer und tiefer in den Berg hinein folgte, bis sich dieselbe zu einer großen Höhle erweiterte, die wie ein Vorhof zu einem ganzen Schlosse war, das sich drinnen im Berge befand. Und die Ameise lief immer weiter, durch lange Gänge und viele Treppen hinan, durch den einen Saal nach dem andern, bis sie in ein Bergzimmer kam, wo eine brennende Lampe hing, und dort saß die Prinzessin mit verweinten Augen, und sie war nicht allein, sondern der garstige Kobold war auch da: er lag und reckte sich und hatte sein scheußliches Koboldhaupt auf ihren Schooß gelegt; sie mußte sitzen und sein widriges Koboldhaar kämmen, während er lag und schlief.

Die Ameise lief in das Zimmer hinein und an der Prinzessin hinauf, bis sie dicht an ihr Ohr kam. Dann flüsterte sie ihr zu: „Da bin ich, dein herzlichster Freund.“ Sie zuckte zusammen; aber sie erkannte doch

seine Stimme, und sie hatte ja gesehen, daß ihr Falsch auch eine Ameise sein könne. Dann flüsterte er ihr zu: „Alles kann noch gut werden. Frage jetzt den Kobold, wie lange du hier bleiben sollst!“ Da ließ sie die Hände sinken und hörte auf, das Haar des Kobolds zu kämmen. Er erwachte und frug: „Weshalb hältst du inne?“ — „Ach, ich dachte nach,“ sagte sie. „So, was dachtest du denn?“ frug der Kobold. „Ich dachte, ob ich all meine Tage hier bleiben soll,“ sagte die Prinzessin. „Ja, gewiß,“ sagte der Kobold, „ich gebe dich nicht frei, so lange ich lebe. Besorge du nur dein Geschäft!“ Da ließ sie den Kamm wieder durch das garstige Koboldhaar gleiten, und der Kobold schlief behaglich ein. Da flüsterte die Ameise wieder: „Frag weiter!“ Sie ließ abermals die Hände sinken, und der Kobold erwachte und sprach: „Fahre fort! Verfällt du schon wieder in Gedanken?“ — „Ja,“ sagte die Prinzessin, „ich dachte, wie lange dein Leben wohl währen kann.“ — „So, thatest du das?“ sagte der Kobold, und dann grinste er; „mein Leben währt länger als dein Leben, und mein Leben kann niemand rauben, denn es ist in meinem Herzen; und das habe ich nicht bei mir, das ist in besserem Gewahrsam. Besorge du nur dein Geschäft, und laß die dummen Gedanken fahren!“ Da mußte sie wieder den Kamm

in Bewegung setzen, und der Kobold schlief ein. Aber die Ameise flüsterte von neuem: „frag weiter!“ Da ließ die Prinzessin abermals die Hände im Schoße ruhn, und der Kobold erwachte, und jetzt war er verdrießlich über all die Störung in seinem süßen Schlaf. „Hole der Teufel die Gedanken!“ sagte er; „sind die es jetzt wieder, die dich stören?“ — „Du gibst mir ja selber so viel zu denken,“ sagte die Prinzessin; „du sagst, du hättest ein Herz, aber du hättest es nicht bei dir. Das kann ich nicht verstehen. Wo ist es denn?“ — „Es nützt nichts, wenn du es weißt,“ sagte der Kobold, „aber es schadet auch nichts; daher magst du es gern erfahren. Weit fern von hier, in einem Lande, das Polen heißt, ist ein großer See, und in dem See ist ein Drache, und in dem Drachen ist ein Hase, und in dem Hasen ist eine Ente, und in der Ente ist ein Ei, und in dem Ei ist mein Herz. Es ist gut verwahrt, magst du glauben; niemand verfällt darauf. Und jetzt hab' ich dir etwas zu denken gegeben. Aber wenn du jetzt nicht dein Geschäft besorgst, so drehe ich dir den Hals um. Verstanden?“ Da beeilte sich die Prinzessin, den Kamm in Gang zu setzen, und der Kobold schlief ein und schnarchte bald, daß der Berg erbehte.

Da flüsterte die Ameise der Prinzessin zu, sie solle

nur guten Muthes sein: sie werde bald von all ihrer Knechtschaft erlöst werden. Und dann lief sie, so schnell sie konnte, aus dem Zimmer und aus dem Berge hinaus und wurde ein Falk in der Luft und flog den weiten Weg nach Polen. Dort ließ sich der Falk am Ufer eines großen Sees nieder und wurde wieder ein Mensch. Es war gegen Abend, als Prinz Falk dort anlangte, und er schaute sich nach allen Seiten um, aber von dem Drachen war nichts zu erblicken. Ein kleines einzelnstehendes Haus lag dort; er ging in dasselbe hinein und bat, ob er die Nacht dort bleiben dürfe. Nein, sie seien nur arme Leute, sagten sie, und hätten kein Wohlgefaß, um so feine Herren, wie ihn, aufzunehmen. Sie könnten ihn doch gern auf einem Stuhl sitzen lassen, meinte er, und das erlaubten sie ihm denn auch.

Am nächsten Morgen war er früh auf den Beinen und ging sogleich vor die Thür des Hauses; da sah er zwölf fette Schweine in einem Koben stehen. „Nun, ihr seid doch wohl nicht so arm, wie ihr euch ausbebt,“ sagte er, als er wieder herein kam; „ich sehe, ihr habt zwölf gute Schweine im Stalle.“ — „Gott sei uns gnädig,“ sagte der Mann, „so gut ist's nicht um uns bestellt, daß die Schweine uns gehören; nein, die soll der Drache zum Frühstück haben. Denn

draußen im See wohnt ein Drache, der das ganze Land verheeren will, wenn ihm der König nicht jeden Tag zwölf fette Schweine giebt. Sie werden immer nachts hieher gebracht, und ich bin angestellt, um sie morgens zum Ufer hinab zu treiben. Aber jetzt sind bald keine Schweine mehr im Lande; und wenn sie verzehrt sind, wird es wohl schlimm über uns alle hergehen.“ — „So will ich dich begleiten,“ sagte der Prinz. „Ach nein,“ sagte der Mann, „das geht nimmermehr an. Sieht er einen Fremden bei mir, so zerreißt er uns alle beide.“ Aber es half nichts, was der Mann auch sagen mochte; der Prinz wollte mit, und er ging mit, als der Mann die Schweine zum Seeufer trieb. Sie waren nicht weit gegangen, als sie es im Walde rasseln und prasseln hörten; es war der Drache, der ans Land gepoltert kam, um sein Frühstück in Empfang zu nehmen. „Wäre ich jetzt ein Bär!“ dachte der Prinz, und sofort war er es. Da brüllte der Drache: „Her mit meinen Schweinen!“ Aber der Bär sagte: „Du mußt mich an ihrer Statt nehmen.“ Und damit fuhr er los auf den Drachen, und sie kratzten und bissen sich lange Zeit mit Krallen und Zähnen, ohne daß einer von ihnen den andern überwältigen konnte. „Hätte ich jetzt die zwölf Speckseiten im Leibe gehabt,“ sagte der Drache, „so hätte ich dir schon den

Garans gemacht.“ „Ja, hätte ich einen Bissen Brod und einen Schluck Wein gehabt, so würde es mit dir aus gewesen sein,“ sagte der Bär. Jetzt waren sie beide so müde, daß sie nicht mehr kämpfen konnten. Da wälzte der Drache sich in den See und verschwand. Aber der Bär ward wieder Mensch und sagte zu dem Manne: „Die Schweine kannst du wieder in den Koben sperren; der Drache will heute kein Frühstück.“

Aber er selbst wollte etwas zu essen haben; und er ging in die Königsstadt, die nicht weit entfernt lag, und pflegte sich gut den Tag über mit Speise und Tranke, und er hielt seinen guten Schlaf, ehe er am nächsten Morgen zu dem kleinen Hause am Seeufer hinausfuhr. Er kam dort früh genug an, gerade als der Mann vierundzwanzig Schweine zum See trieb; denn der Drache hatte ja noch zwölf von gestern her zu gute. Sie hörten es abermals rasseln und prasseln, als der Drache ans Land kam; aber er war nicht ganz so übermüthig wie gestern, als er schrie: „Her mit meinen Schweinen!“ Der Prinz war jetzt wieder Bär und gab dieselbe Antwort: „Du mußt mich an ihrer Statt nehmen.“ Und sie fuhren auf einander los und zertraten und balgten sich, daß die Erde unter ihnen bebte. Endlich sagte der Drache: „Hätte ich jetzt die vierundzwanzig Speckseiten im Leibe gehabt, so hätte

ich dir schon den Garaus gemacht.“ Und der Bär antwortete: „Ja, hätte ich nur einen Bissen Brod und einen Schluck Wein gehabt, so würde es mit dir aus gewesen sein.“ Dann wälzte der Drache sich in den See, und der Bär ward wieder Mensch und fuhr nach seiner Herberge zurück.

Der Häusler sperrte die vierundzwanzig Schweine in den Koben, und dann ging er eilends zur Stadt hinein und zum Könige hinauf und erzählte ihm, der Drache habe weder gestern noch heute seine Schweine erhalten; denn ein fürchterlich großer Bärenmensch sei gekommen und habe mit dem Drachen gekämpft, bis keiner von ihnen mehr konnte. Und er erzählte auch, was der Drache, und was der Bär gesagt hätten, ehe sie sich trennten. Das hörte der Sohn des Königs; er war nur noch ein Knabe, aber ein großer Wagehals. Es sei doch eine Schande, sagte er, daß niemand dem Bären zu dem Brod und Wein verholffen habe, deren er bedurft hätte. Mehr sagte er nicht; aber er wußte wohl, was er thun wollte.

Am nächsten Morgen trieb der Häusler sechsunddreißig Schweine zum Ufer hinab. Der König hatte selbst gesagt, es ginge nicht anders: der Drache müßte haben, was ihm zukäme, so lange sie es herbeischaffen

könnten. Denn dieser König war eben kein Held. — Als die Schweine zum Ufer hinab kamen, stieg der Drache ans Land und schnappte eins derselben weg, ehe der Bär sich blicken ließ. Aber dann bekam er andere Beschäftigung, und die beiden bißen und kratzten sich und zerrten und balgten sich, daß es grauslich anzusehen war. Aber keiner von ihnen vermochte noch den andern zu überwältigen. „Hätte ich nur die fünfunddreißig Speckseiten im Leibe gehabt,“ sagte der Drache, „so hätte ich dir schon den Garaus gemacht.“ — „Ja, hätte ich nur einen Bissen Brod und einen Schluck Wein gehabt, so wäre es mit dir aus gewesen,“ antwortete der Bär. Und in demselben Augenblick ward ihm ein großes Waizenbrod in den Rachen geworfen, und eine ganze Kanne Wein hinterdrein; es war der kleine Wagehals von Königssohn, der sich dort hinausgeschlichen hatte und jetzt seine Gelegenheit wahrnahm und dem Bären gab, was er bedurfte. Und sobald er diese Herzstärkung empfangen hatte, schoß er wieder auf den Drachen los und zerriß und zerspliß ihn. Da sprang ein lebendiger Hase aus dem todten Drachen hinaus und schoß von dannen nach dem Walde zu. Aber in demselben Augenblick ward der Bär zum Hunde, holte den Hasen ein und biß ihn todt. „Rapp, rapp!“ sagte es, da flog eine Ente aus

dem todten Hasen empor. Allein eben so schnell war ein Falke statt des Hundes zur Stelle und setzte der Ente nach und zerzauste sie mit Schnabel und Krallen. Da ließ die Ente ein Ei zur Erde fallen. Aber der Falke gebrauchte seine Augen und sah zu, wohin es fiel. Und bald stand der Prinz in seiner eigenen Gestalt da und hielt das Ei in der Hand. Es war von hoch oben herab gerade auf einen Stein gefallen; aber es war dennoch heil und unverlezt geblieben, ohne den leisesten Riß.

„Es ist hart,“ sagte der Prinz; „aber ich weiß doch, was noch härter ist.“ Dann verwandelte er sich wieder in einen Falken und flog den langen Weg zum Koboldsberge zurück. Dort wurde der Falk zur Ameise und lief durch die Spalte in den Berg hinein. Und als dieselbe dort in die breite Höhle kam, ward die Ameise zum Manne, und der hielt das Ei in der Hand. Und er eilte durch die langen Gänge und sprang die vielen Treppen hinan und stürmte durch die großen Säle, bis er in das Bergzimmer kam, wo die Lampe brannte, und wo die Prinzessin mit dem Koboldshaupte in ihrem Schoße saß. Sie hörte ihn kommen, sie ließ den Kamm fallen und schlug die Hände zusammen. Jetzt galt es Leben oder Tod für ihn und für sie. Der Kobold fuhr aus dem Schlum-

mer empor und griff nach seiner eisernen Stange; aber im selben Augenblick stand Prinz Falk in der Thür und schleuderte ihm das Ei gerade an die Stirn, so daß es zerbrach und über seine scheußliche Frage hinabließ. Und sofort fiel der Kobold hintenüber und schlug mit dem Kopf auf die Steindiele, und war starr und todt wie ein Hering.

In demselben Augenblick, da der Kobold todt war, zerbarst der Berg von oben bis unten, und der Prinz und die Prinzessin standen auf einem Dachföller des prächtigsten Schlosses, das man sehen konnte. Alle Säle waren voll Gold und Silber und kostbarer Steine, und die Gegend um das Schloß war jetzt keine Wüste mehr, sondern Lusthaine und Gärten mit Bäumen und Blumen. Jetzt war der ganze Bann gehoben, und alles ward wieder, wie es gewesen war, ehe der Kobold es verzaubert hatte. Das junge Paar machte sich alsbald auf die Reise zu dem Vater der Prinzessin. Ein Jubel über alle Beschreibung entstand bei ihrer Ankunft. Alle Hochzeitsgäste wurden wieder geladen, und sie hielten von neuem Hochzeit, und der König schenkte dem Prinzen das halbe Reich als Mitgift. Das junge Paar wohnte auf dem Schlosse, das der Kobold besessen hatte; und der König ließ in seinem Schlosse jetzt Fenster gen Ost und West und Süd, so

gut wie gen Nord, einsetzen. Er lebte lange genug, um noch Freude an seinen Enkeln zu haben, und als er starb, wurde der Schusterjunge König von Spanien.

Der Salbyer Rabe.

Es war einmal eine Frau, die einen einzigen Sohn hatte, der so faul war, daß er sich nicht einmal jucken mochte, und seine Mutter alles für ihn besorgen mußte. Eines Tages saß er und sah aus dem Fenster, da gewahrte er einen großen Raben, der auf einem Apfelbaume saß und die Äpfel anpöckelte. Das ärgerte den Jungen, und er machte sich daher die Mühe, eine Büchse von der Wand zu nehmen und auf den Raben zu schießen. Er schien ihn getroffen zu haben, denn der Rabe fiel in demselben Augenblick ein wenig tiefer am Baume hinab. Der Junge schoß daher nochmals, und der Rabe fiel wieder etwas tiefer hinab. Er schoß zum dritten Mal, da fiel der Rabe ganz zur Erde und blieb dort wie todt liegen.

Jetzt ging der Junge in den Garten hinaus und zum Raben hin; allein er mochte sich nicht zu ihm herunterbücken, daher ließ er sich platt auf ihn niederfallen.

Aber in demselben Augenblick fuhr der Rabe in die Höhe, entfaltete seine breiten Schwingeu und flog mit dem Jungen hoch in die Luft empor. Dem Jungen blieb nichts anders übrig, als sich fest um dessen Hals zu klammern, während derselbe seinen Flug fortsetzte; und er flog weit über das wilde Meer hinaus. Plötzlich senkte sich der Rabe hinab, so daß der Junge bis an den Leib ins Wasser getaucht wurde. „Ach nein!“ schrie der Junge, „ich glaubte, ich wäre dort geblieben.“ — „Ja, das glaubte ich auch, als du zum ersten Mal auf mich schossest,“ sagte der Rabe. Und dann schwang er sich wieder hoch zu den Wolken empor und flog weit, weit über das wilde Meer hinaus. Dann senkte er sich plötzlich wieder hinab, so daß der Junge bis an das Kinn eingetaucht wurde. „Ach nein!“ schrie der Junge, „jetzt glaubte ich wirklich, ich wäre dort geblieben.“ — „Ja, das glaubte ich auch, als du zum zweiten Mal auf mich schossest,“ sagte der Rabe. Dann schwebte er wieder empor und flog noch weiter über das Meer hinaus, bis er sich plötzlich in dasselbe hinabfallen ließ, so daß die Wellen über dem Kopfe des Jungen zusammenschlugen. „Ach nein,“ schrie er, „jetzt glaubte ich doch wahrhaftig, ich wäre dort geblieben.“ — „Das glaubte ich auch,“ sagte der Rabe, „als du zum dritten Mal auf mich schossest.“ Dann schwang er sich wieder hoch

in die Luft und flog immer weiter, zuerst übers Meer und dann über Land, bis er zu einem einzelnliegenden Bauernhose kam. Dort senkte er sich hinab und setzte den Jungen auf dem Felde hin und sagte, er möge in den Hof hineingehen und vom Salbzer Raben grüßen, man solle ihm eine Schüssel voll Grütze mit zwölf Butterlöchern geben. Wenn er das erhielte, sollte er zwölf Löffel voll Grütze davon essen und jeden in ein Butterloch tauchen. Für jeden Löffelvoll, den er aße, erhielte er die Stärke eines Knechtes. Wenn man ihn auf dem Hofe nach Neuigkeiten frage, solle er stillschweigen und thun, als ob er nichts wisse. Wenn er die Grütze bekommen habe, solle er hinausgehen und sich nach dem Salbzer Raben umsehen; sähe er dann denselben nicht, so werde er wohl einen kleinen weißen Lappen an einem rothen Faden in der Luft schweben sehn. Wenn er dem nur folge, werde er schon den Raben finden.

Der Junge machte es, wie der Rabe ihm gesagt hatte, er ging in den Hof und grüßte vom Salbzer Raben, man solle ihm eine Schüssel Grütze mit zwölf Butterlöchern geben; die erhielt er, und mit den zwölf Löffelwoll erhielt er die Stärke von zwölf Knechten. Die Leute auf dem Hofe wollten ihn ausfragen, aber er schwieg still und ging hinaus, um nach dem Raben

zu sehen, aber er konnte keinen Raben erblicken. Da sah er einen weißen Lappen an einem rothen Faden oben in der Luft flattern, und als er demselben folgte, kam er endlich zu dem Raben, der ihn wieder auf seinen Rücken nahm und weit weg mit ihm flog, bis sie in die Nähe eines Edelhofs kamen. Dort setzte der Rabe ihn nieder und schickte ihn mit demselben Grusse vom Salbyer Raben dort hinein. Er erhielt wieder eine Schüssel Grütze mit zwölf Butterlöchern und gewann die Stärke weiterer zwölf Männer; er schwieg zu den Fragen der Leute still und fand wieder den Raben, indem er dem weißen Lappen an dem rothen Faden folgte. Der Rabe flog dann weiter mit ihm zu einem großen Schlosse, wo er auch hinein ging und auf den Namen des Salbyer Raben Grütze mit zwölf Butterlöchern erhielt; und er hatte jetzt die Stärke von sechs- unddreißig Männern. Als er von dort herauskam, vermochte er keinen Raben zu erblicken, sondern nur den weißen Lappen an dem rothen Faden, und dem folgte er, aber der Weg ging einen sehr steilen Hügel hinan, und als der Junge auf dem Gipfel anlangte und den Lappen und den Faden noch in weiter Ferne sah, war er zu faul, um den Hügel hinunter zu gehn, und legte sich daher nieder und ließ sich denselben hinabrollen. Aber er stieß sich an Stümpfen und Steinen,

so daß er jämmerlich zerfchlagen ward, ehe er am Fuße des Hügels ankam. Dort lag er nun und rief laut zum Salbyer Raben um Hilfe in feiner Noth. Der Rabe kam denn auch herangefauft und nahm ihn auf, allein erft ſchlug er ihn tüchtig mit feinen ſtarken Flügeln, weil er ſich feiner alten Faulheit überlaſſen hatte.

Der Rabe flog jetzt mit dem Jungen auf ſeinem Rücken weit über Land und Meer, bis ſie ein großes Königſchloß erblickten. Dort ſetzte er ihn nieder und ſagte zu ihm: „In dies Schloß mußt du hineingehen und dich als Küchenjunge verdingen. Gieb jetzt acht, daß du der Heerſtraße dorthin folgſt. Und kommſt du jemals in eine Gefahr, aus der du dich ſelber nicht erretten kannſt, ſo ruſe mich nur mit den Worten: „Salbyer Rabe! hilf mir jetzt, denn jetzt bin ich in Noth!“ Als der Rabe dies geſagt hatte, erhob er ſich auf ſeinen breiten Schwingen und ſchwebte ſo hoch empor, daß er dem Jungen bald außer Sicht kam. Als der ſtarke Burſch jetzt allein war, dachte er: „Allerdings hat der Salbyer Rabe geſagt, ich ſolle der Heerſtraße zum Schloſſe folgen; aber ich ſehe ja, daß ſie viele Windungen macht und wohl ihre drei Meilen lang iſt; gehe ich dagegen gerade hinüber, ſo iſt es nur eine Viertelmeile bis dahin. Ich müßte alſo doch

toll sein, wenn ich nicht den nächsten Weg einschläge.“ Damit schritt er geradeaus; aber dieser Richtweg war ein Irrweg, denn bald saß er in einem grundlosen Moraste zwischen spitzen Dornen fest, so daß er weder vorwärts noch zurück konnte. Da rief er: „Salbzer Rabe! hilf mir jetzt, denn jetzt bin ich in Noth!“ Da kam der Rabe angesaust und ergriff ihn mit seinen Krallen und zauste ihn tüchtig zwischen den Dornen herum, und sagte, das gebühre ihm für seinen fürwitz. Dann brachte er ihn auf dieselbe Stelle wie vorhin und schwang sich in die Lüfte. Jetzt war der Bursch durch Schaden klug geworden, und er folgte der Heerstraße, bis er zum Schlosse kam. Dort ging er in die Küche hinein und bat, man möge ihm einen Dienst als Küchenjunge geben. Er wurde auch angenommen, und dort trug er Wasser und Feuerung herbei, daß es flecken konnte; Kräfte genug hatte er ja.

Im übrigen stand es schlimm dort auf dem Schlosse, denn der König hatte einmal in Wassersnoth seine Tochter dem Meermanne versprochen, und kurz nachdem der junge Bursche dort in Dienst getreten war, ließ jener Meermann sagen, jetzt wolle er die Königstochter haben, und am nächsten Tage solle sie an den Strand zu ihm kommen, sonst werde er das ganze Reich verheeren. Das gab eine Trauer und einen Jammer

ohne Gleichen. Der König bot seine Tochter und das halbe Reich dem, welcher ihn davon befreien könnte, dem Meermanne sein Wort zu halten. Nun war ein vornehmer Herr dort auf dem Schlosse, welcher Ritter Roth hieß. Er versprach hoch und theuer, mit dem Meermanne zu kämpfen und die Prinzessin zu retten. Am nächsten Morgen begleitete Ritter Roth auch die Prinzessin an den Strand; aber sobald er eine hohe Woge sich von weit draußen her ans Land wälzen sah, dachte er, es sei der Meeremann, und da lief er in den Wald hinein und kletterte auf einen Baum und überließ die Prinzessin sich selber.

Der Küchenjunge hatte sich mittlerweile an demselben Morgen aus der Küche und an den Strand hinab geschlichen. Er sah dieselbe hohe Woge sich heran wälzen, vor welcher Ritter Roth das Hasenpannier ergriff. Aber er blieb da und sah genauer zu, und er sah die Woge sich brechen und ans Land schäumen, aber es war kein Meeremann darin: sie benetzte nur die Füße der Prinzessin und stutete dann zurück. Kurz darauf kam eine zweite Woge, größer als die erste; die benetzte die Prinzessin bis zum Gürtel, aber sie barg auch keinen Meeremann. Sobald sie verronnen war, kam eine Woge, so hoch wie ein Haus, aus der Tiefe herangerollt, und die schlug über dem Haupte

der Prinzessin zusammen, und in dieser Woge war der Meermann. Aber gerade als er sie ergreifen wollte, schoß der Küchenjunge herbei und packte ihn, und die beiden rangen jetzt mit einander am Meeressaume, so daß der Sand bergehoch um sie her lag. Freilich bedurfte der Bursch der Stärke aller sechsunddreißig Männer zu dem Kampfe; aber das Ende war doch, daß er den Sieg errang und dem Meeremanne den Garaus machte, so daß die Welle seine Leiche ins Meer trug.

Nach diesem Kampfe war der Bursch so müde, daß er am Strande niedersank und in einen tiefen Schlaf fiel. Da ging die Prinzessin zu ihm hin und focht einen goldenen Ring in sein Haar und eilte dann dem Schlosse zu, um ihrem Vater die gute Botschaft zu bringen. Aber als sie in den Wald kam, kletterte Ritter Roth eiligst vom Baume herab und bedrohte ihr Leben, wenn sie nicht seine Ausage bestätigen wolle, daß er und kein anderer sie vor dem Meeremanne gerettet habe. Sie gingen also mit einander zum Schlosse, wo Ritter Roth lang und breit von seiner Tapferkeit erzählte, wie er dem Meeremanne den Garaus gemacht und die Tochter des Königs gerettet habe. Da ward große Freude und Lust, und Ritter Roth sollte jetzt in acht Tagen mit der Prin-

zeßin Hochzeit feiern und dann das halbe Reich als Mitgift erhalten.

Der Hochzeitstag erschien, und die Gäste stellten sich ein, und es war eine Pracht, deren Gleichen man noch nie im Königschlosse gesehen hatte. Allein an der Hochzeitstafel ergriff die Prinzessin plötzlich das Wort und sagte: wer sie gerettet und dem Meermanne den Garaus gemacht habe, das wisse sie nicht; aber das wisse sie, daß sie ihren goldenen Ring in sein Haar geflochten habe, als er, ermüdet von dem schweren Kampfe, am Meeresstrande in Schlaf gefallen sei; daher wolle sie keinen andern zum Manne haben, als den, welcher den Ring hätte. Jetzt stand es schlecht um Ritter Roth; denn er hatte ihren goldenen Ring nicht; und der König ließ daher den Befehl durchs Land ergehen, daß alle Männer in seinem ganzen Reiche aufs Schloß kommen und in Augenschein genommen werden sollten, ob der goldene Ring der Prinzessin ihnen ins Haar geflochten sei. Sie wurden also alle in Augenschein genommen, so viel ihrer im Reiche waren; aber kein goldener Ring war zu finden.

Da begann der König zornig zu werden und zu sagen, den goldenen Ring wolle die Prinzessin ihnen wohl aufbinden; aber sie fuhr fort zu behaupten, es müsse noch jemand dasein, der nicht in Augenschein

genommen worden sei; und da fiel ihnen ein, daß draußen in der Küche des Königs ein großer Küchenjunge sei, den man noch nicht beschäftigt habe, und der König sandte daher zwei seiner stärksten Diener ab, um ihn zu holen, er möge wollen oder nicht. Sie kamen zu dem Burschen und sagten, er solle gleich zum König herein kommen, der wolle mit ihm reden. Aber der Bursch sagte, er habe nichts mit dem König zu reden. Wenn der König etwas von ihm wolle, so könne er zu ihm kommen. Die Diener packten ihn daher und wollten ihn mit Gewalt hineinführen; aber da kamen sie an den Unrechten, denn er warf sie wie ein Paar Waschlappen zur Erde; und sobald sie sich wieder auf die Beine machen konnten, liefen sie zum Könige hinein und sagten, der Bursch wolle nicht kommen, und sie könnten seiner nicht Herr werden. Da schickte der König zehn seiner besten Mannen nach ihm aus; aber es erging den zehn wie den zweien; und nicht besser ging es, als der König seine vierundzwanzig stärksten Hünen absandte: der Bursch sagte auch da noch, er habe nichts mit dem Könige zu reden; wolle der König etwas von ihm, so könne er zu ihm kommen. Und als sie Gewalt brauchen wollten, nahm er sie und schlug sie je zwei und zwei zusammen und warf sie köpflings zur Thür hinaus.

Jetzt mußte der König also seinen eigenen Diener machen und in die Küche gehn und den Burschen hübsch bitten, ihn in den Saal hinauf zu begleiten, und das that er denn auch; und als er dort hinauf kam, so schmutzig er war und mit seiner rothen Mütze auf dem Kopfe, mußte ihn der König sogar schön bitten, die Mütze einen Augenblick abzunehmen; und sobald er die abnahm, sahen sie alle den goldenen Ring der Prinzessin in seinem Haar blitzen. „Bist du es, der meine Tochter von dem Meermanne errettet hat?“ frug der König. „Jawohl,“ sagte der Bursche. „Wie ist das zugegangen, daß du sie retten konntest?“ frug der König weiter. „Es ist so zugegangen,“ sagte der Bursche, „daß ich die Stärke von sechsunddreißig Männern habe, und nur einer ist stärker als ich, und das ist der Salbyer Rabe, der hat die Stärke von siebenunddreißig Männern.“ — „Ja,“ sagte die Prinzessin, „er und kein anderer war es, der mit dem Meermanne kämpfte und mein Leben rettete, während Ritter Roth im Walde saß und in einen Baum geklettert war, ehe der Meermann kam.“

Da wandte sich der König zu seinen Leuten und sagte: „Ergreift jetzt gleich den falschen Ritter Roth und henkt ihn in den höchsten Baum in dem Walde, wo er sich versteckte, als er die Prinzessin schützen

sollte!" Aber zu dem Burschen sagte er, er könne jetzt die Prinzessin und das halbe Reich erhalten; das gebühre ihm für seine That. Der Bursche dankte ihm für das freundliche Anerbieten, sagte aber, er habe noch nicht daran gedacht, sich zu verheiraten und fest niederzulassen; er wolle daher weder die Prinzessin noch das Reich, aber er wolle wohl dem Könige noch eine Weile länger dienen. So wurde er denn über das Kriegsheer des Königs gesetzt und empfing so hohen Lohn und so viele Klüder und Waffen und Pferde, wie er wollte; und so ging es eine Zeitlang. Aber da geschah es eines Tages, daß er auf der Straße dahin ritt, und alle, denen er begegnete, ihm auswichen, denn sie wußten, daß er die Stärke von sechsunddreißig Männern besaß. Endlich begegnete er einem anderen Reiter, der ihm nicht auswich, sondern gerade auf ihn zuritt, und als sie einander trafen, legte der fremde Reiter seine Hand auf seine Schulter, so daß sein Pferd alle viere auf der Erde von sich streckte und der starke Bursche selbst in die Kniee brach. Da merkte er, daß er seinen Meister gefunden habe und rief laut: „Salbyer Rabe! hilf mir jetzt, denn jetzt bin ich in Noth!“ — „Nein, du bedarfst keiner Hilfe,“ antwortete der Salbyer Rabe; denn er selbst war es, der dem Burschen begegnete. Er gab sich ihm jetzt zu erkennen, und

der Bursch geleitete ihn nach Hause in sein Schloß und sein Königreich, und dort erhielt er die Schwester des Salbyer Raben zur Frau und lebt noch heute mit ihr in Freude und Herrlichkeit.

Die folgsamste Frau.

Es war einmal ein reicher Bauer, welcher drei Töchter hatte, alle erwachsen und heiratsfähig, und alle drei hübsche Mädchen. Die älteste von ihnen war jedoch die schönste, und sie war auch die aufgeweckteste; aber sie war so rechthaberisch und eigensinnig, daß keiner mit ihr auskommen konnte, und niemals Frieden im Hause war; denn sie lag immer in Zank mit dem Vater, der ein guter, sanfter Mann war, und mit den Schwestern, die ein Paar sehr gutmüthige Mädchen waren.

Es kamen, wie man sich denken kann, Bewerber auf den Hof des reichen Bauern, und der erste Freier sagte zu dem Vater, er möchte wohl seine älteste Tochter haben. Dem stehe nichts entgegen, sagte der Bauer, aber er wolle ihm doch die Wahrheit sagen und ihn warnen: sie sei so toll und so heftig, daß keiner in Frieden mit ihr leben könne. Allein deshalb solle sie

auch dreihundert Thaler mehr zur Mitgift erhalten, als eine der beiden anderen Töchter. Letzteres war freilich recht schön, aber der Freier wurde doch bedenklich, und als er eine kurze Zeitlang dort im Hause verkehrt hatte, änderte er auch seinen Sinn und warb um die zweite Tochter. Sowohl der Vater wie die Tochter sagten Ja, und sie heirateten sich und lebten sehr glücklich mit einander.

Dann kam ein anderer Bewerber, der war aus einem anderen Dorfe, und er wollte auch zuerst die älteste Tochter haben. Der Vater gab ihm denselben Bescheid, den er dem ersten Freier gegeben hatte: die älteste Tochter solle zwar dreihundert Thaler mehr, als die jüngste, zur Mitgift erhalten; allein der Bauer ermahnte den Freier, sich wohl vorzusehen, er wolle ihm die reine Wahrheit sagen: daß mit der ältesten Tochter kein Mensch in Frieden leben könne, so heftig und rechthaberisch wie sie sei. Da kam auch dieser Freier auf andere Gedanken, und schlug sich die älteste aus dem Sinne und warb um die jüngste. Sie wurde bald darauf verheiratet und heimgeführt und lebte in aller Freundlichkeit mit ihrem Manne.

Die älteste Schwester wohnte also nach wie vor bei ihrem Vater daheim; sie wurde nicht sanfter gegen ihn oder sonst jemand gestimmt, nachdem ihre beiden jüngeren Schwestern ihr solchermaßen vorgezogen wor-

den waren. Halsstarrig und rechthaberisch, jähzornig und bösegefaunt war sie und wurde sie mit jedem Tage mehr und mehr.

Endlich kam doch wieder ein Bewerber. Er war weder aus dem Dorfe, noch aus dem Kirchspiele, sondern aus einer ganz anderen Harde. Er kam zu dem Bauer und hielt um seine älteste Tochter an. „Die will ich gar nicht verheiraten,“ sagte der Vater, „das würde Sünd' und Schande sein; denn sie ist so toll und jähzornig, daß unmöglich irgend ein Mensch glücklich mit ihr leben kann; und ich will nicht schuld an jemandes Unglück sein.“ Allein der Bewerber ließ nicht ab: er wolle sie haben, wie sie auch sein möge; er werde ihr schon Manier beibringen, sagte er. Da gab der Vater zuletzt nach und sagte, wenn die beiden handeleins werden könnten, habe er nichts dawider; er wäre sie ja am liebsten los, und er habe ihm ja die Wahrheit vorhergesagt. So warb er denn bei dem Mädchen selber um ihre Hand, und sie besann sich nicht lange, sondern sagte gleich Ja. Sie war es herzlich überdrüssig, als ein mißachtetes Ding daheim zu sitzen.

Der Freier sagte, er habe keine Zeit, dazubleiben, er müsse gleich wieder nach Hause; und sobald der Hochzeitstag verabredet worden war, ritt er von

dannen. Sie möchten auf dem Hofe nicht auf ihn warten, sagte er, wenn er vor der Kirchzeit nicht einträte; er werde schon rechtzeitig in der Kirche mit ihnen zusammentreffen. Und so kam es auch. Der Vater fuhr mit der Braut zur Kirche, und es war ein großes Brautgesolge da: ihre Schwestern und Schwäger und die ganze Dorfsippchaft begleiteten sie, und alle in ihrem besten Staat. Der Bräutigam war zur Stelle, er war in Reiskleidern, und sie schritten zum Altare hinan und wurden getraut.

Sobald die Trauung vorüber war, nahm er seine Braut bei der Hand und ging mit ihr aus der Kirche hinaus. Er sagte dem Vater, er müsse sie entschuldigen, daß sie nicht am Hochzeitschmance theilnahmen; er müsse gleich nach Hause, er habe keine Zeit zu verlieren. Und dann beeilte er sich, fortzukommen. Der Bräutigam fuhr nicht, wie alle anderen, sondern er war beritten. Er hatte einen schönen großen Grauschimmel mit einem gewöhnlichen Reitersattel und einem Paar Sattelpistolen in den Hölstern. Er hatte keine Verwandten oder Freunde zur Begleitung, nur einen prächtigen großen Hund, der vor dem Pferde lag, während sein Herr drinnen in der Kirche war und getraut wurde.

Der Bräutigam nahm seine Braut und hob sie

auf den Sattelpfopf, so leicht wie einen Flederwisch, schwang sich dann selbst in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und sprengte von dannen, während der große Hund hinterdrein sprang. Das Brautgesolge stand still und blickte ihnen nach und schüttelte die Köpfe. Dann stiegen sie auf ihre Wagen und fuhren nach dem Hochzeitshause zurück und mußten den Schmaus ohne Braut oder Bräutigam halten.

Der Braut gefiel das alles nicht sonderlich, aber sie wollte doch nicht gleich einen Zanf mit ihrem Bräutigam beginnen; und da er rasch des Weges mit ihr dahin ritt, ohne ein Wort zu sprechen, brach sie das Eis und sagte: es sei doch ein schönes Pferd, auf dem sie ritten. „Ja,“ antwortete er, „ich habe sieben andere Pferde daheim im Stalle; aber dies ist mein Leibross, es ist das theuerste und das, welches ich am liebsten habe.“ Und dann der prächtige Hund, sagte sie, der gefalle ihr auch gar sehr. „Er ist auch eine Perle,“ sagte er, „und hat mich viel Geld gekostet.“

Unterwegs kamen sie durch einen Wald. Dort sprang der Bräutigam vom Pferde und schnitt eine Weidengerte ab. Die nahm er und wand sie dreimal um seinen Finger, band dann einen Faden darum und gab sie der Braut. „Die gebe ich dir als Hochzeitsgeschenk,“ sagte er; „hebe sie gut auf und trage sie

immer bei dir! Du wirst es nicht bereuen.“ Ihr dächte, das sei ein wunderliches Hochzeitsgeschenk; aber sie steckte es doch ein, und dann ritten sie wieder eine Weile. Da verlor die Braut ihren einen Handschuh. „Heb' ihn auf, fidel!“ sagte der Mann. Aber der Hund kehrte sich nicht daran: er ließ den Handschuh liegen. Da zog er eine Pistole aus der Holster und schoß den Hund nieder, daß er todt am Plage lag, und dann ritt er weiter. „Wie konntest du das übers Herz bringen?“ sagte die Braut. „Ich sage nie etwas öfter als einmal,“ antwortete der Bräutigam. Dann sagte er nichts mehr, und sie ritten wieder eine Weile stumm ihres Weges.

Dann kamen sie zu einem fließenden Wasser, über das sie hinweg mußten; es war keine Brücke da, sondern nur eine Furt. Da sagte der Mann zu dem Pferde: „Gieb wohl acht! Keinen Tropfen auf meine Braut!“ Allein, als sie über die Furt kamen, war sie doch arg bespritzt. Da sprang der Mann vom Pferde und hob sie auf die Erde. Dann zog er die andere Pistole aus der Holster und schoß sein Pferd nieder, daß es todt am Plage lag. „Das theure Pferd!“ schrie die Braut. „Ja, ich sage nie etwas öfter als einmal,“ antwortete der Mann. Dann nahm er dem Pferde Sattel, Decke und Zaum ab; Zaum und Decke nahm

er selbst, aber den Sattel reichte er seiner Braut und sagte: „Den kannst du tragen; wir sind bald zu Hause.“ Und dann machte er sich zu Fuße auf den Weg. Die schöne junge Frau nahm geschwind den Sattel auf den Rücken und folgte ihm; sie hatte keine Lust, ihn zu nöthigen, ihr seine Worte mehr als einmal zu sagen.

Sie kamen bald zu seiner Wohnung, einem sehr schönen, großen Hofe. Knechte und Mägde eilten heraus und empfingen sie. Da sagte er ihnen: „Seht, das ist meine Frau und eure Herrin. Was sie euch befiehlt, das habt ihr zu thun, ganz als wenn ich es gesagt hätte.“ Dann führte er sie hinein und zeigte ihr alles drinnen, Stuben und Kammern, Küche und Keller, Branhaus und Milchammer, und sagte ihr: „Das hier drinnen hast du zu besorgen; das da draußen habe ich zu besorgen.“ Und dann gingen sie zu Tische und zu Bette für diesen Abend.

Tage, Wochen und Monate verflossen: die junge Frau verjah ihr Hauswesen, und der Mann besorgte die Geschäfte seines Hofes, und es ward nie ein böses Wort zwischen ihnen gewechselt. Alle Leute auf dem Hofe waren gewohnt, dem Manne zu gehorchen, und sie gehorchten jetzt auch der Frau; und ein halbes Jahr war verstrichen, ohne daß sie etwas Schlimmes gethan, und ohne daß er nöthig gehabt hätte, etwas öfter als

einmal zu sagen. Er war immer mild und freundlich gegen sie, und sie war immer sanft und immer folgsam. Da sagte er eines Tages zu ihr: „Hättest du nicht Lust, einmal hinzufahren und deine Verwandten zu besuchen?“ „Ja, mein lieber Mann, das möchte ich gern, wenn es nur anginge,“ sagte sie. „Es geht schon,“ sagte der Mann, „aber du hast ja nie davon gesprochen. Dann laß es gleich geschehen! Mache dich jetzt fertig, während ich anspanne!“ Damit ging der Mann in den Stall, und setzte alles in Stand, und die Frau beeilte sich, so schnell wie möglich sich zur Reise umzukleiden. Der Mann fuhr vor, knallte mit der Peitsche und rief herein: „Bist du fertig?“ — „Ja, Männchen,“ antwortete sie, dann kam sie hinausgesprungen und stieg auf den Wagen. Sie war freilich mit ihrem Anzuge erst halb fertig, aber sie hatte die Kleider auf dem Arme und machte sich ganz fertig, nachdem sie aufgestiegen war.

Dann fuhren sie ab. Als sie den halben Weg zurückgelegt hatten, sahen sie einen großen Schwarm Raben über den Weg fliegen. „Was für schöne weiße Vögel!“ sagte der Mann. „Nein, sie sind ja schwarz, Männchen!“ sagte die Frau. „Das Wetter hält sich nicht bis zum Abend,“ sagte er, dann kehrte er um und fuhr wieder nach Hause. Sie verstand wohl, was

es bedeute: daß sie ihm jetzt zum ersten Mal widersprochen habe; aber sie ließ sich nichts merken, und sie sprachen freundlich mit einander auf dem Heimwege. Die Pferde kamen wieder in den Stall, und das Wetter hielt sich gut bis zum Abend.

Als ein Monat vergangen war, sagte der Mann eines Morgens: „Heut, glaube ich, bleibt es schönes Wetter. Hättest du nicht Lust, deine Verwandten zu besuchen?“ Ja, das wollte sie sehr gern, und sie beeilte sich mehr, als das vorige Mal, so daß sie, als ihr Mann vorfuhr und mit der Peitsche knallte, ganz fertig war und zu ihm auf den Wagen gestiegen kam, und so fuhren sie ab. Sie waren schon ein ziemliches Stück über die Hälfte des Weges hinaus, als sie auf eine große Herde Schafe und Lämmer stießen. „Das ist ein tüchtiges Rudel Wölfe,“ sagte der Mann. „Du meinst wohl Schafe, Männchen!“ sagte die Frau. — „Das Wetter hält doch nicht bis zum Abend,“ sagte der Mann und blickte zu den Wolken empor; „es ist am besten, daß wir gleich nach Haus fahren.“ Damit kehrte er um und fuhr denselben Weg zurück. Sie sprachen von anderen Dingen, und zwar sehr freundlich und vergnüglich. Das Wetter hielt sich jedoch auch an diesem Tage.

Als wieder ein Monat verfloßen war, sagte der

Mann eines Morgens zu seiner Frau: „Wir müssen doch sehen, ob wir nicht dahin gelangen können, einmal deine Verwandten zu besuchen. Was meinst du, wenn wir heute hinführen? Es sieht aus, als würde das Wetter gut bleiben.“ Das meinte die Frau auch, sie war im Handumdrehen fertig, und sie fuhren ab. Sie waren noch nicht sehr weit gekommen, als sie einen großen Zug Schwäne über ihren Häuptern dahin ziehen sahn. „Das war ein gewaltiger Schwarm Störche,“ sagte der Mann. „Ja, darin hast du recht, Männchen,“ sagte die Frau, und dann fuhren sie weiter. Und an dem Tage war keine Veränderung im Wetter zu spüren, und sie kamen ganz zum Hofe ihres Vaters. Der empfing sie sehr freundlich, und es wurde gleich zu den beiden anderen Töchtern und ihren Männern geschickt, und die kamen auch, und es war ein fröhliches Fest, als sie alle beisammen waren.

Die Frauen, die drei Schwestern, gingen mit einander in die Küche; dort konnten sie am besten mit einander plaudern, denn sie hatten sich ja viel zu erzählen, und besonders mußten die beiden jüngeren ihre älteste Schwester, die sie jetzt seit Jahr und Tag nicht gesehen hatten, gehörig ausfragen. Und dann halfen sie auch bei den Vorbereitungen zum Essen. Das Beste war natürlich nicht zu gut für diese festliche Gelegen-

heit. Die drei Schwäger saßen mittlerweile bei ihrem Schwiegervater im Zimmer, und sie hatten auch gegenseitig viel zu fragen und zu erzählen. Da sagte der alte Bauer: „Es ist das erste Mal, daß ich euch alle bei mir versammelt sehe, und jetzt will ich euch daher gerade heraus fragen, wie ihr mit euren Ehehälften zufrieden seid.“ Die beiden Männer, welche die beiden jüngsten, gutmüthigen Schwestern bekommen hatten, sagten gleich, daß sie ihrerseits sehr gut zufrieden seien; sie lebten sehr glücklich mit ihren Frauen. „Aber wie geht es dir mit der deinigen?“ fragten der Schwiegervater und die beiden Schwäger den, welcher die älteste Schwester bekommen hatte. „Es hätte nie jemand eine bessere Frau bekommen können, als ich sie habe,“ antwortete er. — „Da möchte ich doch sehen, wer von euch die folgsamste Frau hat,“ sagte der Schwiegervater; und dann holte er eine schwere silberne Kanne, die er besaß, und füllte sie ganz mit Silber- und Goldgeld. Die Kanne stellte er mitten auf den Tisch vor den drei Männern hin, und dann sagte er, sie solle dem von ihnen gehören, welcher die folgsamste Frau habe.

Das wollten sie gleich erproben. Der Mann, welcher mit der jüngsten Schwester verheiratet war, ging also zuerst zu der Küchentür und rief hinaus:

„Komm einen Augenblick herein, Mette!“ sagte er, „und so schnell wie möglich!“ — „Ja, ich komme schon,“ antwortete sie, aber es dauerte noch eine Weile, ehe sie kam: sie hätte erst noch etwas mit einer der Schwestern zu besprechen gehabt. „Was wolltest du denn von mir?“ frug sie. Der Mann mußte irgend einen Vorwand ersinnen, und dann ging sie wieder hinaus.

Jetzt sollte der, welcher mit der mittleren Schwester verheiratet war, sein Glück versuchen. „Ach, komm einen Augenblick herein, Maren!“ rief er. Sie sagte ebenfalls: „Ja, ich komme auf der Stelle,“ aber es dauerte doch eine Weile, ehe sie kam: sie hätte gerade etwas in den Händen gehabt und es erst zurecht machen müssen. Ihr Mann mußte daher auch einen Vorwand ersinnen, weshalb er sie gerufen habe.

Zuletzt ging der Mann der ältesten Schwester an die Thür, machte dieselbe einen Augenblick ein klein wenig auf und sagte nur ein einziges Mal: „Karen!“ — „Ja!“ antwortete sie; sie stand gerade mit einer großen Schüssel Essen in den Händen. „Nehmt mir das ab!“ sagte sie schnell zu den Schwestern; aber die blickten sie nur erstaunt an und nahmen ihr die Schüssel nicht ab. Klacks! warf sie dieselbe mitten auf die Diele, sprang in's Zimmer hinein und frug: „Was willst du,

Männchen?" — „Ach, ich wollte dich nur sehen," sagte er; „aber da du gerade hier bist, kannst du die Kanne nehmen, welche dort steht; sie gehört dir mit allem, was darin ist. — Und möchtest du uns einmal sehen lassen, was du an unserm Hochzeitstage als Brautgeschenk bekamst?" — „Ja, hier ist's," sagte die Frau, und zog den Weidenring aus ihrem Busen, wo sie denselben verwahrte. Der Mann reichte ihn seinem Schwiegervater und frug: „Könnt ihr den gerade recken?" — „Nein, das könne man nicht, ohne ihn zu zerbrechen. „Ja, seht ihr wohl," sagte der Mann; „hätte ich den Zweig nicht gebogen, als er grün war, so hätte ich ihm nie diese Form beigebracht."

Dann ward ein lustiger Schmaus gehalten, und der Mann aus der anderen Harde reiste dann mit seiner Frau nach Hause, und sie führten ein langes und glückliches Leben mit einander.

Der Lohn guter Thaten.

Es war einmal ein Mann, der in einen Wald gegangen kam, um sich etwas Brennholz zu schlagen. Er ging umher und sah einen Baum nach dem andern an; aber sie waren für diesen Gebrauch allzu gut; es konnte Nutzholz aus ihnen werden, wenn sie stehen blieben, so daß er sie nicht fällen mochte. Endlich fand er doch einen Baum, der ihm nicht zu gut dünkte: derselbe war krumm und verkrüppelt und welk und faul; den fand er zur Feuerung passend, und er begann auf ihn loszuschlagen.

Da sprach jemand zu ihm und sagte: „Hilf mir, daß ich loskomme, mein guter Mann!“ Und als er zusah, wer es sei, da war es eine große Viper, die sich in dem Baume festgeklemmt hatte; sie war in eine Spalte eingequetscht und vermochte sich nicht selbst wieder zu befreien. „Nein, ich will dir nicht helfen,“ sagte der Mann, „denn sonst fügst du mir Schaden

zu.“ Die Schlange sagte: Mein, sie werde ihm nichts zu leide thun, er solle sie doch losmachen. Da schob der Mann ganz vorsichtig seine Art in die Spalte unter der Schlange, so daß sie befreit wurde. Aber kaum war sie losgekommen, da ringelte sie sich an ihm empor und wies ihren Giftstachel und zischte und wollte ihn stechen.

„Sagte ich es nicht,“ versetzte der Mann, „daß du eine Canaille wärest, die Gutes mit Bösem belohnen würde!“ — „Ja,“ antwortete die Schlange, „du hast gut reden; aber in der Welt geht es so zu, daß alle guten Thaten schlecht belohnt werden.“ — „Das ist nicht wahr,“ sagte der Mann, „gute Thaten werden gut belohnt.“ — „Darin wird dir niemand recht geben,“ sagte die Schlange; „ich weiß besser, wie es in der Welt zugeht.“ — „Laß uns Umfrage halten!“ sagte der Mann. „Meinetwegen!“ sagte die Viper. Sie ließ ihn nicht los, sondern er mußte mit ihr durch den Wald gehen, bis sie einer alten Kracke begegneten, die auf der Weide ging. Sie war lendenlahm und vom Sattel wundgerieben; sie war auf dem einen Auge blind und hatte nur noch ein paar elende Zahnstummeln im Maule.

Die frugen sie, ob gute Thaten gut oder schlecht belohnt würden. „Sie werden schlecht belohnt,“ sagte

das Pferd; „ich habe jetzt meinem Herrn zwanzig Jahre lang treu gedient, ihn auf meinem Rücken getragen und seine Kalesche gezogen, bei jedem Schritte auf meinen Fuß geachtet, damit ich nicht straucheln und er dadurch zu Schaden kommen möchte. So lange ich jung und stark war, hatte ich gute Tage und ward gesüßert und getränkt und gestriegelt, hatte meinen guten Stall und reichliche Streu; aber jetzt, da ich alt und schwach geworden bin, muß ich den lieben langen Tag in der Tretmühle gehn, komme nie unter Dach und Fach und erhalte kein anderes Futter, als was ich mir selbst ausrupfe. Nein, gute Thaten werden nur schlecht belohnt.“

„Da hörst du's,“ sagte die Viper, „jetzt steche ich dich.“ — „Ach nein,“ sagte der Mann, „warte doch einen Augenblick! Dort kommt Reineke Fuchs; laß uns ihn um seine Ansicht fragen.“ Reineke kam herangeschlichen und blieb stehen und blickte sie an: er sah wohl, daß der Mann in einer schlimmen Lage war. Da frug die Viper Meister Reineke, ob es sich so verhalte, daß gute Thaten schlecht belohnt würden, oder ob sie gut belohnt würden. „Sage: gut!“ flüsterte der Mann, „dann bekommst du zwei fette Gänse.“ Die Schlange hörte nichts von dem Geflüster. Da sagte Reineke: „Gute Thaten werden gut belohnt,“

und im Nu sprang er hinzu und biß die Schlange in den Nacken, daß sie zur Erde fiel. Allein ehe sie starb, konnte sie doch noch sagen: „Nein, gute Thaten werden schlecht belohnt; das mußte ich erfahren, da ich das Leben des Mannes schonte, bis er mir das meine raubte.“

Nun war die Viper todt, und der Mann war frei. Er sagte also zu Reineke: „Komm mit nach Hause und nimm deine Gänse in Empfang!“ — „Nein, danke schön!“ sagte Reineke; „ich gehe nicht ins Dorf; denn da bekäme ich die Hunde auf den Hals!“ — „So warte hier, bis ich sie dir bringe!“ sagte der Mann, und dann lief er nach Hause und sagte in aller Hast zu seiner Frau: „Mach schnell, und stecke zwei fette Gänse in einen Sack! die hab' ich Reineke fuchs heute zum Frühstück versprochen.“ Die Frau nahm auch einen Sack und steckte etwas hinein; aber es waren keine Gänse: es waren zwei bissige Hunde, die sie besaßen. Der Mann eilte mit dem Sack zum fuchse hinaus und sagte: „Da hast du deinen Lohn.“ — „Danke,“ sagte der fuchs, „so war es doch keine Lüge, was ich vorhin sagte: daß gute Thaten gut belohnt werden.“ Damit nahm er den Sack auf den Rücken und lief in den Wald hinein. „Sie sind tüchtig schwer,“ sagte Reineke, dann setzte er sich nieder und zerbiß die

Schlinge des Sackes mit seinen scharfen Zähnen. Aber im Nu schossen die beiden bissigen Hunde aus dem Sack heraus und sprangen ihm an den Hals. Er konnte sich nicht von ihnen losmachen; sie bissen ihn ganz todt. Allein er konnte doch noch sagen: „Nein, es war doch eine Lüge, was ich vorhin sagte; gute Thaten werden schlecht belohnt.“

Der treue Svend.



Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die einen Sohn hatten, welcher Svend hieß und in die Welt hinaus sollte, um sich sein Brod zu verdienen. Der Vater gab ihm die Ermahnung mit, er möge immer mit den Lachenden lachen und mit den Weinen- den weinen, mit den fröhlichen fröhlich und mit den Betrübten betrübt sein. Und die Mutter fügte hinzu, er möge nie an einer Kirche vorübergehen, ohne dort einzutreten und den Segen mit auf den Weg zu nehmen.

Svend diente nicht lange nachher auf einem Edelhofe, wo seine Herrschaft so gut mit ihm zufrieden war, daß er von dem einen Posten zum anderen aufstieg und bald ihr vertrautester Diener war. Darüber wurden seine Mitdiener neidisch, und besonders war einer da, welcher nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, wenn er ihn verleumden konnte. Er hat ein-

mal den Herrn, darauf zu achten, daß, wenn die gnädige Frau lache, Svend mitlache; wenn sie weine, so weine Svend ebenfalls; wenn sie fröhlich sei, sei Svend ebenfalls froh; und wenn sie betrübt sei, lasse er den Kopf hängen.

Das war ganz richtig. Der Herr bemerkte es, und er begann sowohl von Svend wie von seiner Frau Arges zu denken. Er ward immer mißtrauischer und ergrimmtter gegen seinen vertrauten Diener, und endlich beschloß er, sich seiner auf die Art zu entledigen, daß er ihn mit einem Auftrage zu einer Ziegelbrennerei sende, die er besaß, und wo er zuvor Befehl gegeben hatte, daß man den Ersten, der mit einem Auftrage von ihm käme, ergreifen und ihn in den glühenden Ofen werfen solle.

Svend brach sogleich auf, als ihm aufgetragen wurde, etwas in der Ziegelbrennerei zu bestellen; allein unterwegs kam er an einer Kirche vorbei, und er vergaß nicht, zu thun, was seine Mutter ihn geheißt hatte: er ging hinein, um auch bei diesem Gange den Segen mit auf den Weg zu nehmen. Der böse Diener, welcher Svend bei ihrem Herrn verleumdet hatte, machte sich gleich nachher auf den Weg, denn er wollte sich überzeugen, daß Svend wirklich in den Ofen gewandert sei. Er trat nicht in die Kirche ein, so daß er

zuerst nach der Ziegelbrennerei kam und auf der Stelle ergriffen und in den glühenden Ofen geworfen ward. Aber Svend, der sich ein wenig in der Kirche aufgehalten hatte, kam erst später zum Ziegelofen, richtete seinen Auftrag aus und kehrte dann unverfehrt zum Hofe zurück, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was vorgefallen und welchem Geschick er entronnen war. Sein Herr war sehr erstaunt, ihn wiederzusehen, und fragte ihn aus, ob er sogleich zum Ziegelofen gegangen sei. Svend bekannte, daß er unterwegs in eine Kirche getreten sei, um den Segen mit auf den Weg zu nehmen, wie er seiner Mutter versprochen habe; und zugleich erzählte er die ganze Ermahnung, welche er daheim von Vater und Mutter mit auf die Wanderschaft bekommen habe. Da begriff der Herr, daß Svend ein treuer und braver Diener sei, und daß der Verleumder nur den verdienten Lohn bekommen habe.

Von der Zeit an nannte sein Herr ihn niemals anders als den treuen Svend, und er überzeugte sich jeden Tag mehr und mehr, daß er sich in allem ganz auf ihn verlassen könne. Da geschah es eines Tages, daß ein fremder Gutsherr zum Besuch auf den Hof kam, und das Gespräch sich auf Dienertreue lenkte. Der fremde Gutsherr sagte, es gäbe keinen, auf den

man sich ganz verlassen könne. Jeder sei ein Spitzbube in seinem Gewerbe, und keiner bleibe länger bei der Wahrheit, als er seinen Vorthail darin sehe. Aber der Wirth sagte, er habe einen Diener, seinen treuen Svend, der habe nie eine Lüge gesagt und werde es auch nicht thun, möge die Wahrheit ihm nun Nutzen oder Schaden bringen. Der fremde Gutsherr meinte, er werde ihn schon dazu bewegen, und sie gingen eine Wette darüber ein, und jeder von ihnen setzte seinen Edelhof aufs Spiel.

Dann wurde Svend herein gerufen, und erhielt den Auftrag, der Frau des fremden Gutsherrn einen Brief zu überbringen. Er erhielt einen der besten Anzüge seines Herrn und dessen bestes Pferd aus dem Stalle, und dann ritt er fort und sollte an demselben Abend wieder heim kommen. In dem Briefe, den der fremde Gutsherr ihm für seine Frau mitgegeben hatte, war genau vorgeschrieben, wie man ihn aufnehmen sollte. Er wurde daher wie ein feiner Herr aufgenommen. Das Pferd wurde in den Stall geführt, und er mußte sich mit der gnädigen Frau obenan zu Tische setzen, und sie stieß mit ihm an und brachte Gesundheiten aus; und es waren andere zugegen, die auch mit ihm tranken, und sie ließen nicht ab, bis sie ihn betrunken gemacht hatten. Dann ließen sie Karten

bringen, und er mußte mitspielen, und wie es nun zugegangen sein mochte oder nicht, sie sagten, er habe alles verspielt, was er bei sich gehabt, nicht nur sein Geld, sondern auch die schönen Kleider, die er an habe, und das beste Pferd seines Herrn, auf dem er hergeritten sei. Dann zogen sie ihm die Kleider aus und legten ihn in ein Bett, und erst spät am anderen Tage hatte er seinen Rausch ausgeschlafen.

Die Kleider, in denen er hergekommen, hatte er ja verspielt, und das Pferd obendrein. Man gab ihm also ein Paar elende Lumpen, die er anziehen mußte, und einen Stock in die Hand und setzte ihn vor die Thür. In diesem kläglichen Aufzuge mußte er sich auf den Heimweg begeben, und er mochte seine Beine gebrauchen, so gut er wollte, er konnte doch vor Abend nicht nach Hause gelangen.

Der treue Svend war an diesem Tage sehr übel mit sich zufrieden, und wie er so des Weges dahin stolperte, meinte er, es sei ihm doch ganz unmöglich, dem Herrn zu erzählen, wie er sich benommen habe. „Es wird schlimm,“ dachte er, „wenn ich nach Haus komme. Ich kann mir schon denken, was der Herr mich fragen wird; aber was ich dann antworten soll, ist nicht so leicht zu sagen.“ Als er jetzt dem Hofe so nahe gekommen war, daß er ihn vor sich liegen sah,

wollte er eine Probe machen. Er steckt also seinen Stock in die Erde und hängt seinen alten Pracherhut auf denselben. „Jetzt bist du der Herr,“ sagt er. Dann entfernt er sich ein Paar Schritte von demselben und sagt zuerst: „Willkommen, treuer Svend!“ Mit den Worten, dachte er, würde sein Herr ihn begrüßen. „Danke, gnädiger Herr!“ Das war eben so aufrichtig. Dann sagt er: „Aber wie siehst du aus? Wo sind Pferd und Kleider?“ — „Ja, gnädiger Herr, die hab' ich verloren. Draußen im Walde ward ich von Räufern überfallen, und sie plünderten mich aus und nahmen mir Pferd und Kleider ab, und ich rettete nichts als das nackte Leben.“ Es schien ihm, als schüttele der Hut dazu den Kopf, mochte ihn nun der Wind bewegen, oder was es sonst war. Die Erklärung tauge nichts, merkte er wohl. „Und sage ich das,“ dachte er, „so schickt der Herr Leute nach allen Richtungen aus, um nach den Räufern zu suchen. Aber es sind keine zu finden, und kein Mensch hat sie gesehen. Dann stehe ich als ein Lügner da.“

Dann entfernte er sich wieder ein Paar Schritte von dem Stocke und begann von neuem: „Willkommen, treuer Svend!“ — „Danke, gnädiger Herr!“ — „Wie siehst du aus? Wo sind Pferd und Kleider?“ — „Ich hatte mich verirrt und kam in ein Moor,

und dort versank das Pferd im Sumpfe, so daß ich hinabspringen mußte und nichts retten konnte.“ — Nein, es schien ihm wieder, als schüttele der Hut mit dem Kopfe, und er dachte bei sich selber: „Wenn ich das sagte, so würden sie hingehen und nach dem Pferde suchen, und irgend etwas von den Kleidern müßte doch auch zu finden sein. Nein, das geht auch nicht.“

Dann trat er wieder ein Paar Schritte von dem Stocke zurück, wandte sich zu demselben um und begann, wie vorhin: „Willkommen, treuer Svend!“ — „Danke, gnädiger Herr!“ — „Aber wie siehst du aus? Wo sind Pferd und Kleider?“

„Schwül war's, und der Meth so lieblich floß,
Drum verlor ich Kleider und rothes Roß.“

Da schien ihm der Hut zuzunicken. „Ja, so war es,“ sagte er, „und so muß es sein.“ Dann setzte er den alten Hut wieder auf sein Haupt und nahm den Stock in die Hand, und schritt geradesweges zum Hofe. Er ging zum Herren hinauf, und der fremde Gutsherr war ebenfalls dort. Aber sein Herr begann nicht damit, ihn willkommen zu heißen, und er nannte ihn auch nicht „treuer Svend;“ er fuhr ihn sehr barsch an: „Plagt dich der Teufel, Svend? Hast du mein

Pferd und meine guten Kleider verlottert?“ — „Ja,“
sagte der treue Svend,

„Schwül war's, und der Meth so lieblich floß,
Drum verlor ich Kleider und rothes Roß.“

Und er erzählte weiter, wie alles gekommen sei: er habe sich betrunken und alles verspielt.

„Du hast doch das Spiel gewonnen, treuer Svend!“
sagte sein Herr; „denn jetzt kannst du den Edelhof in
Besitz nehmen, auf dem du gestern zu Gaste warst;
er soll dir fortan gehören.“ Und so geschah es auch,
daß der treue Svend Gutsherr wurde, und zwar weil
er immer bei der Wahrheit geblieben war.

Sünde und Gnade.

Es war einmal ein junges Mädchen, das weder Vater noch Mutter hatte. Ihren Vater hatte sie in ihrer Jugend verloren; ihre Mutter hatte sie nie gekannt: dieselbe war gleich nach der Geburt der Tochter gestorben. Das junge Mädchen — Margrete war ihr Name — wohnte bei fremden Leuten; aber sie hatte es gut, denn alle mochten sie gern und hatten sie lieb. Sie hatte mehr als einen Freier gehabt, aber sie hatte beständig Nein gesagt: sie wolle sich nie verheiraten. Und das war auch ihr Ernst, sie hatte es sich selber gelobt; die Ursache davon war ihre Angst, Kinder zu gebären.

Endlich kam ein junger Prediger, der um sie anhielt. Sie sagte, wie gewöhnlich, daß sie sich nie verheiraten wolle; aber diesmal fiel es ihr sehr schwer, eine abschlägige Antwort zu geben; denn sie hatte ihn in ihrem Herzen lieb. Sie war daher sehr betrübt und so wandelte sie eines Abends im Garten umher.

Dort traf sie eine alte Frau, welche sie frug, warum sie in so gedrückter Stimmung sei. Anfangs wollte sie nicht mit der Sprache heraus; aber als die Frau in sie drang, gestand sie, daß sie traurig darüber sei, einen Bewerber haben abweisen zu müssen, den sie doch von Herzen liebe; aber sie wolle und dürfe sich nicht verheiraten aus Furcht, daß sie Kinder gebären müßte.

Die alte Frau stand in dem Rufe, eine weise Frau zu sein — in Wahrheit war sie eine rechte Heze, — sie sagte also, das junge Mädchen könne wohl davor bewahrt bleiben, Kinder zu bekommen, wenn sie sich auch mit dem Manne verheirate, den sie lieb habe, und der sie so sehr zur Frau wünsche. Wenn das Jüngferlein ihr eine kleine Erkenntlichkeit erweisen wolle, solle sie erfahren, wie sie ganz sicher davor werden könne, jemals Kinder gebären zu müssen. Das junge Mädchen versprach ihr einen guten Lohn, und die Frau sagte ihr jetzt, sie solle nur am Weihnachtsabend sieben Steinchen auflesen, vier schwarze und drei weiße, und dann solle sie zum Brunnen hinausgehen, demselben den Rücken zuwenden und die sieben Steine, einen nach dem andern, rücklings über ihre linke Schulter werfen, und jedesmal solle sie ein paar Silben sprechen, in denen das Mädchen keinen Sinn finden konnte, die sie aber bald auswendig lernte.

Das junge Mädchen fand, daß dies leicht gethan und ein bequemes Mittel sei, einem großen Uebel zu entrinnen, und es ward ihr jetzt wieder leicht und froh ums Herz. Der junge Prediger hatte die Hoffnung nicht aufgegeben; und als er das nächste Mal von Heirat mit ihr sprach, hatte sie ihren Sinn verändert und gab ihm ihr Jawort, und die Hochzeit ward auf das nächste Frühjahr angesetzt. Die Weihnachtszeit lag ja dazwischen, und am Weihnachtsabend, als es dunkel geworden war, schlich das Mädchen sich in den Hof und zum Brunnen mit sieben Steinchen, vier schwarzen und drei weißen, die sie auf gelesen hatte, und warf sie, einen nach dem andern, rücklings über ihre linke Schulter in den Brunnen hinab. Bei dem ersten Stein, den sie hinabwarf, vermeinte sie gleichsam einen Seufzer zu hören. Ebenso bei dem nächsten. Sie dachte, es müsse Einbildung sein; aber es ward ihr immer schlechter zu Muthe: denn bei jedem Stein, den sie in den Brunnen warf, meinte sie die Seufzer lauter und lauter erklingen zu hören; zuletzt war es fast wie ein geller Schrei. Aber sie fuhr fort, bis der letzte Stein in den Brunnen gefallen war; dann eilte sie ins Haus; und als sie zu den anderen kam, vergaß sie den Schreck und lachte über ihre eigenen Einbildungen.

Im nächsten Frühjahre fand Margretens Hochzeit statt, sie zog mit ihrem Manne in sein Pfarrhaus, und sie lebten dort in Liebe und Freude Jahr ein, Jahr aus. So vergingen sieben Jahre, in denen sie ein glückliches Paar gewesen waren; Kinder hatten sie freilich nicht, aber das that ihrem Glück keinen Abbruch.

Da geschah es an einem schönen Mondscheinabend zur Herbstzeit, daß der Prediger und seine Frau Arm in Arm durch ihren Garten und auf den Kirchhof gingen, der an denselben stieß. Plötzlich, mitten im Spaziergehn, ließ der Prediger ihren Arm fahren, trat einen Schritt zurück und dann wieder vor und ging um sie herum, und starrte während der ganzen Zeit auf die Erde. „Was hast du, Männchen?“ fragt sie. Er antwortet ihr nicht, sondern ergreift ihren Arm und zieht sie ins Pfarrhaus zurück. „Sünde Licht an!“ sagt er. „Das ist ja nicht nöthig,“ antwortet sie. „Sünde auf der Stelle Licht an!“ wiederholt der Prediger. Sie glaubt, daß er krank sei, und beeilt sich, Licht zu machen. Er nimmt die Lichter und stellt sie hierhin und dorthin und starrt dabei auf die Diele und die Wände. Sie wird ganz unruhig und geht zu ihm hin und will ihm die Arme um den Hals schlingen. Aber der Prediger stößt sie zurück und sagt: „Weiche von mir! Welche furchtbare Sünde

hast du verübt, daß dein Schatten von dir gewichen ist? Weder das Licht des Himmels, noch das Licht der Erde läßt dich einen Schatten werfen. Und weder Gott noch Menschen können dir die Sünde vergeben, die du verübt haben mußt."

Die junge Frau brach in Thränen aus; aber sie versicherte, daß sie sich keiner Sünde bewußt sei. Der Prediger fuhr fort: „Beichte!“ sagte er, „welchen Vertrag hast du mit dem Bösen geschlossen? oder wen hast du ermordet? Vater oder Mutter oder Kinder? Nur solcher Todsünden halber verläßt einen Menschen sein Schatten.“ Sie fährt fort, zu betheuern und zu schwören, daß sie keine derartige Sünde auf ihrem Gewissen habe. Sie denkt nach und beginnt herzuzählen, welcher Fehler und Sünden sie sich bewußt sei; aber der Prediger schüttelt den Kopf und sagt: „Nein, beichte! Was hast du verübt?“ Da fällt ihr endlich ein, ihm zu sagen, sie sei wohl selber schuld daran, daß sie keine Kinder hätten; denn sie habe immer eine so große Angst davor gehabt, Kinder zu gebären, daß sie beschloßen hätte, sich nie zu verheiraten, bis eine weise Frau ihr den Rath gegeben habe, sieben Steine in den Brunnen zu werfen; und den Rath habe sie befolgt. Da sagte der Prediger: „Das ist der Vertrag, den du mit dem Bösen geschlossen hast; und du hast den sieben

Kindern, die du nach dem Willen Gottes hättest zur Welt bringen sollen, zum voraus das Leben geraubt.“ Dann eilte er in sein Zimmer und holte alles Geld, das er hatte, that es in einen Beutel, drückte ihr den in die Hand, warf ihr einen Mantel und eine Kapuze um, zog sie zur Thüre hinaus und sagte dann zu ihr: „Du kannst nicht mehr unter meinem Dache wohnen; geh, wohin du willst, und komm mir nie wieder vor die Augen!“ Sie wollte sich noch vertheidigen: sie habe nie daran gedacht, daß es eine Sünde sei, die sie verübt habe. „Allein, ist es eine Sünde,“ sagte sie, „könntest dann du, der du selbst Prediger bist, mir nicht dazu verhelfen, daß ich Vergebung dafür erlange?“ — „Nein,“ sagte der Prediger, „deine Sünde kann nicht vergeben werden, so wenig wie Rosen aus diesem Stein wachsen können;“ und damit ließ er seine Hand auf einen steinernen Tisch fallen, der im Garten stand. Und er wandte sich ab und ging ins Haus und verriegelte die Thür und ließ sie allein draußen stehen.

Die Predigersfrau ging schnell aus dem Garten und des Weges dahin. Sie beeilte sich, das Heim zu verlassen, das sich ihr jetzt verschlossen hatte. Sie hatte fortan nur den einen Gedanken: ihrer Sünde entledigt zu werden. Und sie wanderte zu Fuße von Ort zu Ort und von Land zu Land, und sie beichtete

ihre Sünde vielen heiligen Männern, Predigern und Pröpsten und Bischöfen; aber keiner von ihnen konnte ihr dieselbe vergeben, und keiner von ihnen wußte ein Mittel, sie zu entschuldigen. Jahr auf Jahr verging, und sie wanderte noch immer zu. Wenn Sonne oder Mond am Himmel standen, kroch sie in ein Versteck und wagte nicht sich blicken zu lassen; denn dann sah sie ja beständig, was sie früher nie bemerkt hatte: daß sie keinen Schatten besaß. Und deshalb durfte sie auch nirgends hingehen, wo Lichter oder Lampen brannten. Nur unter wolfigem Himmel, in Regen und Schnee, in Nebel und Zwielicht wagte sie ihre Wanderung fortzusetzen.

Sie war jetzt weit von ihrer Heimat hinweg gekommen, in ein fremdes Land, dessen Sprache sie indes verstand. Dort kam sie endlich zu einem alten Prediger, dem sie auch ihre Sünde beichtete. Er sagte, wie die andern, er könne ihr keine Absolution ertheilen; aber er wußte mehr, als alle anderen: er wußte Hilfe für sie. „Deine Sünde kann entschuldigt werden,“ sagte er; „aber sie muß entschuldigt werden, wo sie verübt worden ist, und du mußt daher in dein Heimatland zurückkehren. In demselben Sprengel und derselben Harde, wo dein Mann wohnt, ist ein alter Prediger, der mit mir auf der Hochschule war; der kann dir gewiß helfen. Nun lebe wohl, und Gott sei dir gnädig!“

Dann begab sie sich wieder auf die lange Wanderung und kam wieder in ihr Heimatland und in die Gegend, wo sie zu Hause war. Es waren jetzt sieben Jahre verflossen, seit sie dort gewesen. Das Geld, welches sie mitbekommen hatte, war längst aufgezehrt, und sie hatte sich durchbetteln müssen. Sie sah jetzt alt aus, und war krank und zerlumpt und elend. Und so kam sie zu dem alten Prediger, an den sie gewiesen worden war. Sie sprach allein mit ihm in seinem Zimmer und erzählte ihm alles von Anfang bis Ende. Er schwieg eine Weile, allein zuletzt sagte er: „Ja, es giebt Rettung für dich; aber du wirst einen harten Kampf bestehen müssen, ehe du ihrer theilhaftig werden kannst.“ Sie sagte, sie wolle gern alles erdulden und leiden, um ihrer Sünde entledigt zu werden. Er ließ ihr nun Speise und Tranke geben und hieß sie bis zum Abend im Zimmer bleiben. Dann nahm er sie mit zur Kirche und zum Chore hinauf. Er zündete die Lichter auf dem Altare an und hieß sie niederknien, den Rücken dem Altare und das Gesicht der dunklen Kirche zugewandt. Er gab ihr ein Buch in die Hand: das solle sie festhalten und nicht fallen lassen oder verlieren. Darauf zog er einen Kreis um sie auf der Diele, und schritt zum Altare hinan und las etwas aus einem Buche in einer Sprache, die sie nicht ver-

stand. Und dann sagte er ihr, dort müsse sie unbeweglich knieen bleiben, was sie auch sehe und höre, bis zum nächsten Morgen, wenn er selbst komme und ihr die Hand gebe und sage: „Jetzt komm, Margrete!“ Bis dahin dürfe sie sich nicht von der Stelle bewegen und keinen Laut von sich geben: nicht schreien und winseln vor Angst, was immer geschehe, und kein Wort erwidern, wer immer zu ihr rede. Wenn sie diese Probe bestehe, dann sei sie erlöst; wenn aber nicht, dann sei sie verloren.

Damit verlief er sie und ging hinaus und schloß die Kirchenthür hinter sich zu. Er ging nach Hause und sank auf die Kniee und betete zu Gott um ihre Erlösung. Sie aber lag still auf den Knieen und betete schweigend und innig, daß ihre Sünde ihr vergeben werde. Das Erste, was sie erblickte, als sie eine Zeit lang dort gekniet hatte, war ihr Mann; er kam in seinem Predigergewande die Kirchthüre herangeschritten; er lächelte ihr zu und streckte ihr seine Arme entgegen. Aber sie verharrte still in ihrer knieenden Stellung. Dann kam er näher zu ihr heran; in demselben Augenblick erloschen die Lichter auf dem Altare und es ward stockfinster. Sie konnte seinen warmen Odem auf ihrer Wange spüren; aber er rührte sie nicht an, und gleich darauf wurden die Lichter wieder angezündet, und da war er verschwunden.

Als sie wieder eine Weile gekniet hatte, kamen nach und nach sieben Kinder zu ihr hin, vier Knaben in schwarzen und drei Mädchen in weißen Gewändern. Das waren die sieben ungeborenen Kinder, die sie hätte haben sollen. Sie kamen eins nach dem andern, von dem ältesten bis zum jüngsten. Zuerst blickten sie sie freundlich an und streckten die Arme nach ihr aus; als sie aber unbeweglich in ihrer Stellung verharrte, spieen sie sie an, und das brannte sie jedes Mal wie Feuer. Das jüngste der Kinder war ein kleines Mädchen, das sagte zu ihr: „Mütterchen! wir beide hätten einander ins Himmelreich begleiten sollen.“ Aber die Predigersfrau blieb stumm und regungslos. Da spie auch das Kleine sie an und sagte: „Pfui über dich! Jetzt kommt unser keines dorthin.“ Das brannte der Frau in die Seele; aber sie verhielt sich ruhig. Und danach war es eine Weile still in der Kirche.

Aber dann kam einer auf sie losgefahren, so schrecklich anzusehen, daß es sich nicht beschreiben läßt, und als er ihr ganz nahe war, erloschen wieder die Lichter auf dem Altare, und sie war im Dunklen. Aber sie merkte, daß der Unhold ihr ganz nahe war, und er streckte von allen Richtungen her die Krallen nach ihr aus und wollte ihr das Buch aus der Hand schlagen, aber er vermochte weder dies noch sie zu er-

reichen. Und es entstand ein Lärm und Gefrach in der Kirche, als stünde dieselbe im Begriff, über ihr einzustürzen; aber sie blieb immer still und regte sich nicht und gab keinen Laut von sich. Da hörte der Lärm auf, die Altarlichter wurden wieder angezündet, und es war niemand in der öden Kirche zu sehen.

Als sie solchergestalt eine Weile in der tiefen Stille gekniet hatte, sie wußte nicht wie lange, da begann es in der Kirche hell zu werden, wie vom Morgenroth, und sie hörte den Schlüssel sich im Schloß drehen, und sie sah den alten Prediger die Kirchthür heraufkommen. Er schritt gerade zu ihr hin und streckte ihr die Hand entgegen; aber er sagte nichts. Da hätte die Predigersfrau sich fast betrügen lassen; aber sie erinnerte sich, was der Prediger ihr hatte sagen wollen. Und sie verharrte ruhig in ihrer Stellung. Da spie die Gestalt sie an und verschwand, und in demselben Augenblicke verschwand auch der helle Schein, den sie für die Morgendämmerung gehalten hatte.

Erst geraume Zeit nachher wurde es wieder hell, und bald darauf kam der alte Prediger wirklich, öffnete die Kirchenthür, schritt zu ihr hin und gab ihr die Hand mit den Worten: „Jetzt komm, Margrete!“ Da reichte sie ihm die Hand und versuchte sich zu erheben; aber lange vermochte sie es nicht, so matt und verwirrt

war sie. Endlich kam sie doch in die Höhe und folgte dem Prediger aus der Kirche; und als sie auf den Kirchhof hinaus trat, ging die Sonne auf, und sie sah einen langen Schatten über die Gräber fallen; es war ihr Schatten, der jetzt wieder gekommen war.

Dann ging sie mit dem alten Prediger nach Hause, und er erquickte sie mit Speise und Trank und ließ sie bis zum Nachmittage sich ausruhen; aber dann sagte er zu ihr: „Kehre jetzt heim zu deinem Manne! Du mußt ihn noch heute Abend sehen.“ Da machte sie sich auf den Weg und erreichte das Pfarrhaus, als es schon Abend und der Prediger zu Bette gegangen war. Da meinte sie, daß sie noch nicht den Muth und die Kraft habe, sich ihrem Manne zu offenbaren; sie ging daher zur Haushälterin und bat um Obdach für die Nacht. Sie sah allerdings wie eine umherstreichende Bettlerin aus, und die Haushälterin sagte zuerst: Nein, sie könnten solche Leute nicht beherbergen; aber sie bat so lange und so flehentlich, man möge sie doch nicht in die Nacht hinausjagen, so krank und elend wie sie sei. Da erhielt sie endlich Erlaubniß, in den Backofen zu kriechen und dort auf etwas Stroh zu ruhen. Aber die Haushälterin sagte, gleich am Morgen müsse sie sich scheeren, denn es sei ihr streng verboten, Umhertreiberinnen zu beherbergen.

Um nächsten Morgen war der Prediger nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, und er ging, wie er pflegte, in seinen Garten hinaus. Dort kam er zu dem steinernen Tische, wo er zum letzten Mal seine Frau an dem Abend gesehen hatte, als er sie von Haus und Herd jagte. Da sah er einen Rosenstrauch, der mitten aus der Steinplatte gewachsen war, voll der herrlichsten, eben erblühten weißen Rosen, die den Garten mit lieblichem Duft erfüllten. Da ahnte ihm, daß seine Frau Gnade gefunden haben und zu ihm heimgekehrt sein müsse; und er rief die Haushälterin und die anderen Dienstboten und frug sie, ob irgend ein Fremder zum Pfarrhause gekommen sei. Sie sagten anfangs Nein; denn sie fürchteten sich, weil sie wider sein Gebot gehandelt hatten. Aber er ging selbst umher und suchte allerorten, bis er zum Backofen kam. Es lag Stroh vor demselben, und als er nachsah, lag die Leiche einer todten Frau darinnen, und er wußte gleich, daß es seine Frau sei; er gewahrte auch den Trauring an ihrem Finger. Da warf er sich neben der Leiche nieder und streckte die Hände gen Himmel, und in demselben Augenblick war er todt, vom Schlage getroffen.

Der Prediger und seine Frau wurden auf dem Kirchhofe in einem und demselben Grabe bestattet.

In Hülle und Fülle.



Es war an einem Weihnachtsabend, da kamen zwei arme Wanderer zu einem Hofe und baten, die Nacht über dableiben zu dürfen. Nein, sagten die Hofbewohner, sie könnten solchen Prachern kein Obdach geben. Da gingen sie weiter und kamen zu einer Hütte, in der ein armer Häusler mit seiner Frau wohnte. Sie klopfen an und frugen, ob sie dort die Nacht über bleiben könnten. Ja, sagten die Leute, das könnten sie gern, wenn sie mit dem, was sich vorfinde, vorlieb nehmen wollten, denn sie seien ja nur geringe Leute.

Die beiden Fremdlinge dankten herzlich und traten ein. Da flüsterte die Frau dem Manne zu und sagte: „Wir müssen doch an diesem hochheiligen Abend den Fremden etwas zum besten geben. Wir müssen wohl unser Widderlamm schlachten.“ — „Ja, laß uns das thun!“ sagte der Mann; und sie schlachteten das Lamm,

und ein guter Braten kam auf den Tisch, und sie aßen und waren vergnügt mit einander an dem heiligen Abend. Als es dann Schlafenszeit war, wiesen sie den Gästen ihr eigenes Bett an; es war das einzige, das sie hatten. Und dann breiteten sie Stroh auf die Diele, und dort schliefen sie selber.

Am nächsten Morgen gingen sie allesammt zur Kirche, und die Häusler baten die beiden Wanderer, doch während der beiden feiertage noch bei ihnen zu verweilen. „Denn jetzt haben wir ja all das gute Essen,“ sagten sie, „das müßt ihr uns verzehren helfen.“ Die Fremden dankten, und sie blieben die beiden Weihnachtstage über da. Am Morgen des dritten Weihnachtstags, als sie fortgehen wollten, bedankten sich die beiden Fremden für die gute Aufnahme. Es sei schlimm, sagten sie, daß sie ihnen keine Bezahlung anbieten könnten. Ach, das bliebe sich gleich, sagten Mann und Frau; sie hätten sie nicht um irgend eines Lohnes willen aufgenommen.

Gerade als sie aus der Thür gehen wollten, sagte der eine der beiden Wanderer: „Aber das ist wahr, hatte das Lamm keine Hörner?“ — „Doch,“ sagte der Mann, „aber sie waren zu nichts nütze.“ Er dachte, daß die Fremdlinge vielleicht Verwendung für Widderhörner haben könnten und ihn um dieselben bitten

wollten. „Wie viele Hörner hatte das Lamm?“ hob der Fremde wieder an. „Zwei,“ sagte der Mann, ganz verwundert über die Frage. „Dann mögen euch zwei Wünsche erfüllt werden,“ sagte der Fremde, „welche ihr wollt.“ Da sagte der Mann, sie hätten keine anderen Wünsche, als daß sie hier auf Erden ihr tägliches Brod und Auskommen haben und nach ihrem Tode ins Himmelreich kommen möchten. „Das gewähre euch Gott!“ sagte der Fremde; „über ein Jahr sprechen wir wieder bei euch vor.“ Und dann gingen die beiden Wanderer fort.

Seit dem Tage gedieh und vermehrte sich alles bei den Häuslern auf die wunderbarste Art: sie bekamen drei große Kälber statt eines von ihrer einzigen Kuh, sie bekamen acht gute Lämmer von ihren zwei Schafen, und sie bekamen so viele Ferkel von ihrer Sau, daß sie fast nicht zu zählen waren; und von allem, was in ihrem bischen Ackerland gesäet war oder gesäet wurde, erhielten sie wohl hundertfältige Frucht. Sie wurden daher recht wohlhabend, und bauten ihr Hüttchen aus, so daß es größer und behaglicher ward. Und sie freuten sich auf Weihnachten, wo die beiden Fremdlinge wiederkommen wollten. Denn sie merkten wohl, daß sie ihnen all den Segen zu verdanken hätten.

Ihre Nachbarn und alle Leute im Dorfe verwunderten sich höchlich über den Wohlstand, der in das ärmliche Haus strömte, und die Bewohner des Hofes ihnen gerade gegenüber, wo die beiden Wanderer abgewiesen worden waren, verwunderten sich nicht am wenigsten; und als sie erfuhren, woraus die Häusler kein Geheimniß machten, daß all der Segen den guten Wünschen der armen Wanderer zu verdanken sei, welche am letzten Weihnachten bei ihnen eingekehrt waren, wurden sie schrecklich neidisch und meinten, das alles sei ihnen selbst gleichsam gestohlen; denn die guten Wünsche hätten ja ihnen zu Theil werden können, wenn sie sie nur aufgenommen hätten. Als sie nun hörten, daß die Fremdlinge versprochen hätten, um Weihnachten wieder zu kommen, baten und bettelten und drohten sie den Häuslern das Versprechen ab, dieselben bei ihrer Ankunft nach dem Hofe hinüber zu weisen.

In der Dämmerungsstunde des Weihnachtsabends kamen dieselben zwei Wanderer und klopfen bei den Häuslern an. Sowohl der Mann wie die Frau gingen hinaus und begrüßten sie und dankten ihnen für all den Segen, den ihr Besuch ihnen gebracht habe. Die Fremdlinge baten, ob sie die Nacht über dableiben und das Fest mit ihnen feiern dürften. Ja, sagten die

Häusler, nichts würde ihnen lieber sein; aber sie hätten den Hofbewohnern gerade gegenüber versprochen, sie bei ihrer Ankunft dorthin zu weisen. Es thäte ihnen so leid, daß sie sie voriges Jahr abgewiesen hätten, und sie wollten es 'gern wieder gut machen. „Und ihr bekommt es auch drüben viel besser, als wir es euch bieten könnten,“ sagten die Häusler. „Wenn ihr es wünscht,“ sagten die Fremden, „gehen wir heute Abend dort hinüber, allein morgen früh gehen wir mit euch zur Kirche.“ Dann gingen sie nach dem Hofe hinüber. Der Junge schaute schon draußen vor dem Thore nach ihnen aus, und er lief gleich hinein, um ihre Ankunft zu melden. Der Hofbesitzer und seine Frau kamen beide hinaus geschossen und nahmen die Fremdlinge in Empfang und führten sie in ihre beste Stube und brachten viele Entschuldigungen vor, daß sie sie voriges Jahr abgewiesen hätten. Der Hofesherr hatte einen fetten Ochsen geschlachtet, und es ward ihnen reichlich aufgetischt: sie erhielten Suppe und Braten und Kuchen, und es war gutes Bier und alter Meth da, und Wein obendrein. Sie erhielten ihr eigenes Schlafzimmer mit zwei großen Betten, mit Federdecken und Kissen bis an die Decke.

Am nächsten Morgen standen die Fremdlinge frühzeitig auf; die Hofbewohner bateten sie, doch die feier-

tage über dazubleiben; aber die Fremdlinge sagten, sie müßten fort: sie wollten noch zur Kirche und dann von dortaus weiter gehen. Der Hofherr ließ darauf seinen Staatswagen anspannen: sie dürften nicht zur Kirche gehen, sie müßten durchaus fahren. Sie bedankten sich, und als sie abfahren sollten, sagte der eine der Fremden zu dem Wirth und der Wirthin, sie wüßten nicht, wie sie ihnen dafür lohnen sollten, daß sie so glänzend traktirt worden; Geld hätten sie leider nicht. — „Aber das ist wahr,“ sagte er, „hatte der Ochse Hörner?“ — „Ja, das hatte er allerdings,“ sagte der Mann; — er hatte nämlich von den Häuslern gehört, was für Gespräche voriges Jahr geführt worden waren, und so verstand er gleich, worauf dies hinauslief. — „Wie viele Hörner hatte er? frug nun der Fremde. Die Frau zupfte den Mann am Aermel und sagte: „Sage vier!“ Da antwortete der Mann, der Ochse habe vier Hörner gehabt. „Dann sollen euch auch vier Wünsche erfüllt werden,“ sagte der Fremde; „jedem von euch mögen zwei freistehen.“ Und dann stiegen sie in den Wagen, und die Häusler fuhren bei der Gelegenheit auch mit zur Kirche. Der Hofherr fuhr selbst; er beeilte sich nach Möglichkeit, um recht bald wieder zu Hause sein zu können. Dann würden er und seine Frau sich über ihre vier

Wünsche verständigen. Sie könnten dann ja alles bekommen, was ihr Herz beehrte.

Sobald er die Fremdlinge und die Häusler an der Kirche abgesetzt hatte, ließ er sich denn auch keine Zeit, dem Gottesdienste beizuwohnen, sondern kehrte gleich um und peitschte auf die Pferde, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber da strau- chelt das eine Pferd und zerreißt den Strang. „Den Henker auch!“ sagt er, und er muß absteigen, um den Strang wieder zu befestigen. Dann fährt er wieder weiter. Aber es dauert nicht lange, da strau- chelt das andere Pferd. „Hole euch beide der Teufel!“ sagt der Mann. Und kaum hat er das gesagt, wupps! sind beide Pferde verschwunden, und er sitzt auf dem Wagen mit den Zügeln in der Hand. Es blieb nichts anders übrig, als den Wagen stehen zu lassen und die Reise zu Fuß fortzusetzen. Der eine Wunsch war also in Rauch aufgegangen. Aber das nahm er sich nicht weiter zu Herzen, da er bedachte, daß ihnen noch drei Wünsche blieben. Sie konnten ja leicht so viele Pferde, wie sie wollten, und alle sonstigen guten Dinge dazu erhalten. Er marschirte also ganz getrost auf der Landstraße dahin.

Mittlerweile geht die Frau im Hause umher und

wartet und wartet. Sie sehnte sich von Herzen, daß ihr Mann kommen möge, damit sie mit dem Wünschen beginnen könnten. Sie geht hinaus und späht die Straße entlang; aber die Zeit verstreicht, und er kommt nicht. „Ach, wäre er doch da, der Nölpeter!“ sagte sie, und in demselben Augenblick stand er vor ihr. „O weh!“ sagte sie, „da hab' ich den einen Wunsch verscherzt! — Aber du kommst ja angestiefelt wie ein rechter Pracher!“ sagte sie; „wo hast du Wagen und Pferde gelassen?“ — „Ja, das ist deine Schuld,“ sagte der Mann; „ich habe meine Prachtperde zur Hölle gewünscht. Es ist kein Glück bei solchen Betrug. Du warst es, die mir einblies, daß der Ochse vier Hörner gehabt hätte. Mir wäre es schon recht, wenn dir die beiden erlogenen Hörner im Genick säßen!“ Wupps! da saßen sie auch.

Jetzt hatten sie also drei von ihren vier Wünschen erfüllt bekommen, und es war nur noch einer übrig, welcher der Frau zukam. Da begann der Mann ihr freundlich zuzureden und sagte: „Liebes Frauchen! wende jetzt deinen Wunsch gut an, und wünsche uns einen ungeheuren Haufen Geld! Dann kann ja alles noch gut werden.“ — „Nein, danke schön!“ sagte die Frau, „und ich sollte dann bis an meinen Sterbetag mit den Hörnern herumlaufen!“ Das wollte sie nicht,

und so wünschte sie sogleich die beiden Hörner zum Teufel. Die waren denn auch auf der Stelle fort. Aber die Hofbesitzer waren mit all ihren Wünschen nicht reicher, sondern nur um ein Paar gute Pferde ärmer geworden.

Die schwarze Schule.

In einer und derselben Stadt wohnten ein reicher Mann, der zwei Söhne, und ein armer Mann, der einen einzigen Sohn hatte. Die drei Knaben gingen mit einander zur Schule und waren sehr gute Freunde. Der arme war der flinkste und fleißigste von ihnen, und er mußte immer den andern bei ihren Lektionen helfen, damit sie nicht zurück blieben. Die Knaben wuchsen heran, und als sie konfirmirt werden sollten, baten die Söhne des reichen Mannes ihre Eltern, daß ihr armer Kamerad eben so wie einer von ihnen gekleidet werden möchte, und das geschah auch. Und als er nun ein Handwerk erlernen, sie aber studiren sollten, sagten sie, es könne nimmer etwas aus ihnen werden, wenn sie ihn nicht bei sich hätten: sie könnten seine Gesellschaft und seine Hilfe nicht entbehren. So ließen denn die reichen Leute auch den armen Knaben mit ihren eigenen Söhnen studiren.

Die drei Knaben gingen also auch ferner mit einander zur Schule, und es blieb, wie es seither gewesen war: sie hatten einander herzlich lieb, und der arme Knabe bewies die beste Fassungsgabe und den größten Fleiß, so daß er beständig den beiden Kameraden helfen mußte. Sie wurden auch gleichzeitig Studenten, und sie wohnten nach wie vor beisammen, und die beiden Söhne des reichen Mannes theilten mit dem armen, so daß er seine Studien fortsetzen konnte, und er half ihnen stets bei der gelehrten Arbeit, so daß sie nach Verlauf einiger Jahre alle drei alles gelernt hatten, was auf der hohen Schule, die sie besuchten, zu lernen war. Der Arme war freilich zuerst fertig geworden, aber er blieb dann bei den beiden anderen und half ihnen, bis auch sie gelernt hatten, was sie an jenem Orte zu lernen vermochten.

Es gab indessen noch mehr zu lernen, als was sie gelernt hatten; und der Sohn des armen Mannes hatte keine Ruhe, so lange es noch etwas gab, was er nicht wußte; sie kamen daher überein, daß sie auch ferner zusammenhalten und sich auf das verlegen wollten, was sie noch nicht gelernt hatten. Und das war die sogenannte schwarze Schule, welche sie noch durchmachen wollten. Der reiche Mann schrieb seinen Söhnen, sie möchten es jetzt des Studirens genug sein

lassen; sie sollten jetzt wieder nach Hause kommen, er wolle ihnen kein Geld zu ihrem Unterhalte mehr senden. Aber die Söhne hatten noch eine Summe Geldes in Händen, und sie waren unfolgsam und reisten mit ihrem Kameraden nach einer anderen Stadt, wo sich Meister in der schwarzen Kunst befanden.

Dort erkundigten sie sich, bis sie den allergelehrtesten Magister erfragt hatten, und sie gingen dann zu ihm und frugen ihn, ob sie bei ihm in die Lehre treten könnten. Ja, sagte er, das könnten sie wohl; sie könnten alle drei zu ihm ziehen und bei ihm wohnen, und in einem Jahre wolle er sie alles lehren. Aber es müßte zwischen ihnen abgemacht werden, daß er, wenn das Jahr um sei, ihnen drei Fragen vorlegen würde, und wenn sie dieselben richtig beantworten könnten, sollten sie jeder Verpflichtung enthoben sein und ihm für das ganze Jahr nichts zahlen; wer von ihnen aber die Frage, welche ihm gestellt würde, nicht richtig beantworten könne, der solle dem Meister lebenslänglich angehören, so daß derselbe mit ihm machen könne, was er wolle. Die drei Studenten meinten, sie seien schon hochgelehrt, und sie hätten ein ganzes Jahr, um noch gescheiter zu werden; daher würden sie schon beantworten können, was er sie fragen werde;

und sie gingen auf die Abmachung ein und gaben es ihm schriftlich.

Dann zogen sie alle drei zu dem gelehrten Magister. Der war ein wunderlicher Geselle. Er war ein kleiner Mann und ging immer in grauen Gewändern einher. Er hatte eine Nase wie ein Geierschnabel und zwei kleine rothe Augen, die tief im Kopfe lagen; einen breiten Mund hatte er, der beständig grinste, und ein paar Ohren, die wie zwei Widderhörner seitwärts abstanden. Er war lahm, denn er hatte einen Klumpfuß; vielleicht sah man ihn deswegen niemals ausgehen. Die drei Studenten hatten es sehr gut; eine alte Frau führte den Haushalt für sie und den Magister. Sie schien taubstumm zu sein, und unter sich nannten sie sie des Teufels Urgroßmutter. Und das war wohl keine ganz irrthümliche Annahme.

Der Magister unterrichtete sie jeden Tag und gab ihnen mancherlei seltsame Bücher zu lesen, und es war noch immer, wie zuvor: der arme Student las und studirte früh und spät, aber die beiden Söhne des reichen Mannes hatten bald der Gelehrsamkeit genug; und da es eine große Stadt mit vielen Lustbarkeiten und mancherlei Verlockungen für junge Leute war, so trieben sie sich die meiste Zeit draußen umher und schwärmten. Als ihre Gelder aufgezehrt waren, ließen

und borgten sie, wo sie irgend konnten, und ihre Haupt-
sorge war, die Zeit so schnell und so lustig wie mög-
lich todtzuschlagen.

Mittlerweile war das Lehrjahr bald zu Ende,
und es begann ihnen im Kopfe herumzugehen, was
sie in Betreff der Fragen, die sie beantworten sollten,
wenn sie nicht dem Manne zeitlebens angehören woll-
ten, abgemacht und unterschrieben hatten. Je mehr
sie von ihm sahen, desto weniger Muth hatten sie,
ihm leibeigen zu werden, und sie sahen jetzt ein, daß
er ihnen leicht solche Fragen würde vorlegen können,
die sie unmöglich zu beantworten vermöchten. Der
Sohn des armen Mannes, welcher doch seine Zeit nach
besten Kräften benützt hatte, war weit davon entfernt,
in Betreff seiner selbst ruhig zu sein; und in Betreff
der beiden anderen, die mehr in's Glas als in ihre
Bücher geguckt hatten, sah es noch schlimmer aus.

An dem Tage, ehe das Jahr ablief, war der
arme Student in die Kirche gegangen, wie er es täg-
lich gethan hatte. Er war schwer bedrückt in seinem
Gemüthe, so daß er nur wenig von dem hörte, was
drinnen gepredigt und gesungen ward. Als er aus
der Kirche kam, stand eine schöne alte Frau dort und
bat ihn um ein Almosen. Er griff in seine Tasche;
dort fand er nur wenige Schillinge, aber er gab

ihr alle, die da waren. „Nimm, was ich habe!“ sagte er, „ich brauche es nicht mehr.“ Dann sprach sie zu ihm und sagte, sie könne sehen, daß ihm etwas schwer auf der Seele laste. Er möge ihr anvertrauen, was es sei; vielleicht könne sie ihm doch einen guten Rath geben. Zuerst wollte er nicht. „Was kann es nützen, daß du es weißt?“ Sie sagte, es wäre doch möglich, daß sie Rath wüßte; sie hätte schon vielen geholfen, die ihr Vertrauen geschenkt hätten. Da erzählte er ihr alles: daß er und seine beide Kameraden bei dem und dem Magister in der Lehre stünden, und morgen sollten sie ihm seine drei Fragen beantworten oder ihm für immer angehören; und davor sei ihnen sehr bange.

„Dazu habt ihr auch alle Ursache,“ sagte die Frau; „denn es ist der Böse selbst, bei dem ihr in der Lehre seid. Aber um deinetwillen will ich dir einen guten Rath geben, der euch allen helfen kann. Heute Abend spät mußt du einen Spaten nehmen und auf den Kirchhof gehen und dir eine Grassode abstechen, eine Elle im Geviert, und die mußt du mitnehmen und zum Hügel hinauf gehen, der nördlich von der Stadt liegt, das ist der Galgenberg; dort mußt du dir auf der Südseite des Hügel ein Loch graben, so tief, daß du darin stehen kannst, und von derselben Größe wie die

Grasfode. Dann steigt du in das Loch hinab und legst die Grasfode über dein Haupt. Das muß vor Mitternacht beschafft und gethan sein. Warte dort ruhig eine Stunde! dann wirst du zu hören bekommen, was dir noth thut."

Der Student that, was die Frau ihm gesagt hatte, und vor Mitternacht stand er unter der Grasfode verborgen in seinem Loch auf dem Galgenberge. Da kamen Krähen von Ost und West herangeflogen, und sie schwatzten und plauderten, und er hatte genug gelernt, um zu verstehen, was sie sagten. „Wo bleibt er? wo bleibt er?“ sagten sie. Zuletzt kam eine Krähe von Süden, drunten von der Stadt her, geflogen, und die setzte sich zu den andern, und sie schwatzten und plauderten und freischten und krächzten, und der Student horchte gut auf und verstand alles, was ihm nöthig war. Es war nämlich sein Meister, welcher dort ein Stelldichein mit einem Schwarm ähnlichen Gesichts hatte, wie das, wozu er selber gehörte, und der Student vernahm, daß er sagte: „Morgen haben wir also die drei Studenten.“ — „Wonach willst du sie fragen?“ sagte eine Stimme. Und er erzählte nun den andern, was für drei Fragen er den unglücklichen Studenten vorlegen wolle, und was sie antworten müßten, aber natürlich nicht könnten, so daß er

sicher sei, sie alle drei zu bekommen. Und sie sicherten und lachten und schwatzten und krächzten, und dann flogen sie jede ihres Weges.

Als sie weit genug entfernt waren, ging der Student nach Hause und legte sich zu Bette, und schlief die Nacht so gut, wie er es seit einer Woche nicht gethan hatte. Am Morgen frühstückten die drei Studenten mit ihrem Meister, nachdem sie erst Zeit gehabt hatten, mit einander insgeheim zu reden. Es war eine viel stattlichere Anrichtung als sonst, denn es war ja ein Festtag: jetzt kam das Examen und die Abrechnung, auf welche der Meister sich das ganze Jahr gefreut hatte. Eine rothe Scharlachdecke war über den Tisch gebreitet, und auf derselben lag ein blendend weißes Tuch. Auf dem Tische standen Pokale von geschliffenem Krystall, und in der Mitte desselben ein kostbarer und schön gearbeiteter Aufsatz von gediegenem Silber.

Als sie gegessen hatten, wandte sich der Meister zu dem ältesten der Söhne des reichen Mannes und sagte: „Nach alledem, was ihr gelernt und studirt habt, ist es wohl nicht zu viel, wenn ich euch frage, woraus die Decke gemacht ist, welche ihr hier auf dem Tische liegen seht.“ Da antwortete er: „Es ist eine alte Pferdehaut, die ihr aus der Schinderkuhle heraus-

gezogen habt.“ Und in demselben Augenblick war es allen sichtbar, daß es sich so verhielt. Der Meister drückte seine kleinen rothen Augen noch tiefer in den Kopf zurück und schielte fürchterlich; er sagte jedoch ruhig: „Es mag so sein! Aber,“ — wandte er sich an den zweiten Sohn des reichen Mannes, — „woraus bestehen die Pokale, die vor euch stehen, und aus denen ihr getrunken habt?“ — „Die sind nichts anders, als ein paar alte Topfscherben,“ erwiderte derselbe, und sofort war die Wahrheit davon allen sichtbar. Da vermochte der Meister nicht länger still zu sitzen, sondern humpelte ohne weiteres zu dem Sohne des armen Mannes hin, packte ihn am Arme, so daß derselbe voll brauner und blauer Flecken ward, und frug mit bebender Stimme: „Was dünkt euch denn von dem Aufsatze dort mitten auf dem Tische?“ — „Daß es ein alter Pferdeschädel ist,“ antwortete der Student, und sogleich sahen ihn alle mit seinen leeren Augenhöhlen und Naslöchern sie anstarren. Da schrie der Meister: „Hinaus mit euch! Den, welcher zuletzt hinauskommt, werde ich aber doch so zeichnen, daß er mich nie vergessen soll.“ Der arme Student schob die beiden andern vor sich hin, und sie schossen Hals über Kopf zur Thür hinaus; aber indem er ihnen folgen wollte, riß er das Strumpfband von seinem rechten

Beine und verwandelte es in ein menschliches Wesen, und sprang zur Thüre hinaus. Da konnte der Meister nichts anders thun, als dem letzten den Kopf umdrehen, so daß ihm die Nase im Nacken saß. Aber es war ja nur das Strumpfband, das er so zeichnete, und davon war nichts an demselben zu sehen, als es in seiner wahren Gestalt draußen vor der Thüre lag. Aber von der Zeit an wagte der Student doch niemals, ein Strumpfband um sein rechtes Bein zu binden.

Jetzt waren die drei Studenten also ihres Meisters los und ledig. Aber die beiden Söhne des reichen Mannes, welche so lange auf Pump und Credit gelebt hatten, konnten die Stadt nicht verlassen, ehe sie ihre Schulden bezahlt hatten. Sie wurden von der Behörde ins Gefängniß gesetzt und sollten dort sitzen bleiben, bis sie alles bezahlt hätten, was sie schuldig waren. Der Sohn des Armen war jetzt reicher als sie: denn er war nichts schuldig, und er war auf freiem Fuße und konnte gehen, wohin es ihm beliebte. Aber er wollte seine Freunde nicht im Stich lassen, und er ging zu ihnen ins Gefängniß und sprach mit ihnen. Er meinte, sie könnten doch jetzt an ihren Vater schreiben und ihn bitten, sie auszulösen. Aber sie sagten, das thäten sie nicht; denn sie wußten nur zu gut, daß es nutzlos sein würde. Er sei jetzt wegen ihres Un-

gehorsams so erzürnt auf sie, daß er ihnen keinen Heller senden werde. „Aber du bist so klug,“ sagten sie, „du mußt Geld schaffen können. Du bist der Mann, den Teufel selbst zu betrügen, wenn es sein muß.“ Der arme Student wollte ungern dran; aber er mußte doch seine beiden Gefährten zu retten suchen, die immer so gut gegen ihn gewesen waren, und er versprach also, zu sehen, was er thun könne.

Er war ja nicht umsonst in die schwarze Schule gegangen, das sahen wir schon, als er das Strumpfband in einen Menschen verwandelte, und er wußte denn auch recht wohl, wie er den alten Erich zu einem Gespräch citiren könnte. Er ging also an demselben Abend auf den Kirchhof; er schritt dreimal rücklings um die Kirche herum, und jedes Mal, wenn er an die Thür der Vorhalle kam, pfiß er zum Schlüßelloche hinein und sprach ein paar geheimnißvolle Worte. Als er das zum dritten Male gethan hatte, erschien der alte Erich, und das war kein anderer als der kleine graue Klumpfüßige Magister, bei dem er jüngst in der Lehre gewesen war. „Was beliebt?“ sagte der alte Erich; er sprach ganz freundlich, denn er dachte, es sei am besten, mit Güte gegen ihn zu verfahren, und er wollte ihn gar gern in seine Gewalt bringen. Ach, sagte der Student, er brauche Geld, und er möchte

den Meister bitten, ihm einen Scheffel davon zu leihen. „Ja, du sollst einen gehäuften Scheffel voll haben,“ sagte der alte Erich, „und ich will mich damit begnügen, nach drei Jahren einen gestrichenen Scheffel wiederzuerhalten. Aber kannst du mich dann nicht bezahlen, so gehörst du mir mit Leib und Seele.“ Er war nämlich überzeugt, daß die beiden Kameraden bald mit dem Gelde fertig sein würden, so daß sie nach drei Jahren ihm sicherlich weder das Ganze noch das Halbe zurückzahlen könnten. Das seien zwar sehr billige Bedingungen, sagte der Student; aber er möchte doch die Erlaubniß haben, seine Schuld, wenn er dazu im Stande sei, vor Ablauf der drei Jahre zu bezahlen. Darauf ging der alte Erich ohne weiteres ein, und in einem Augenblick war er wieder da mit einem gehäuften Scheffel voll blanken Silbergeldes. Da nahm der Student ein Tuch und breitete es unter den Scheffel, und dann nahm er seinen Stock und strich den Scheffel, daß das obenauf liegende Geld in das Tuch hinunter fiel, und dann sagte er zu dem alten Erich: „Jetzt danke ich dir vielmals für das Darlehen. Hier gebe ich dir den gestrichenen Scheffel wieder; so sind wir quitt.“ Dagegen konnte der alte Erich nichts einwenden. Er mußte seinen Scheffel zurücknehmen und den Studenten behalten lassen, was derselbe bekommen

hatte. Fuchsteufelswild war er freilich und er fuhr von dannen, daß ein abscheulicher Schwefelgestank hinter ihm drein zog.

Jetzt bezahlten die Kameraden also ihre Schuld und wurden auf freien Fuß gesetzt, und nun wollte der kluge Student sie aus der Stadt forthaten: sie sollten alle drei mit einander auf Reisen gehn und sich die Welt besehen. Das wollten die beiden thörichten Studenten auch recht gern; aber es fiel ihnen schwer, sich reisefertig zu machen. Da sie jetzt wieder Geld hatten, begannen sie von neuem ihre alte Lebensweise mit Zechen und Schwärmen, bis sie den letzten Schilling durchgebracht hatten. Da gelobten und betheuertten sie, jetzt die ganze Welt mit ihrem klugen Freunde durchreisen zu wollen, wenn er ihnen nur Reisegeld schaffe; sie wüßten ja, daß er es könne. „Das ist ein gefährlich Ding,“ sagte er, „und diesmal will ich nicht allein die Verantwortung tragen, sondern ihr müßt gleichfalls Bürgschaft leisten und durch Dick und Dünn mit mir gehen. Und wenn ich das Geld schaffe, so müßt ihr mir in allen Stücken gehorchen. Darauf gaben sie ihm ihre Hand und ihr feierliches Wort. Dann nahm er sie abends mit auf den Kirchhof und beschwor wieder den alten Erich herauf. „Nun, seid ihr wieder da?“ sagte er; „und dir danke ich noch

für das vorige Mal! Damals führtest du mich an; aber du kannst mich doch wohl nicht entbehren. Was begehrt du jetzt?" Da erklärte ihm der Student, daß er und seine Kameraden sich gerne die Welt besehen möchten; aber sie hätten kein Reisegeld. Ob er nicht so gut sein wolle, ihnen dasselbe zu geben? — „Ich bin freilich sehr gut von Natur,“ sagte der alte Erich, „aber für was ist was, ist doch im übrigen mein Wahlspruch. Da wir aber jetzt so gut mit einander bekannt sind, will ich dir für nichts helfen. Du kannst einen Beutel von mir geliehen bekommen, in dem immer Geld ist, wie viel du auch ausgiebst, und den magst du drei Jahre behalten. In der Zeit könnt ihr euch gehörig in der Welt umsehen. Und ich will nichts weiter dafür haben, als daß ihr von morgen an und bis die drei Jahre um sind, nie etwas anderes sagt, als jeder seinen Leibspruch: der eine darf nur sagen „Wir drei,“ der zweite „Um Geld,“ und der dritte „Das ist recht.“ Wenn einer von euch in den drei Jahren etwas anderes sagt, sollt ihr mir alle gehören.

Darauf gingen sie alle drei ein, der kluge Student erhielt den Beutel und sie kehrten in ihre Herberge zurück. Dort verabredeten sie nun im Laufe der Nacht alles Weitere: der Sohn des Armen sollte den Beutel

behalten und alle Reiseausgaben bestreiten. Und sie gelobten einander hoch und heilig, daß keiner von ihnen ein anderes Wort vorbringen wolle, als den Leibspruch, der ihm angewiesen war. Was ihnen auch begegnen mochte, so konnte ihnen doch niemals etwas Schlimmeres begegnen, als der Gewalt jenes Mannes zu verfallen; darüber waren sie sich alle einig. So reisten sie denn von Ort zu Ort und von Land zu Land, und sie sahen alle Merkwürdigkeiten der Welt und kamen überall gut zurecht, obwohl sie nur ihre drei Sprüche sagten. Man hielt sie zwar für schwachköpfig; aber da sie überall gut bezahlten, waren alle Wirthe gut mit ihnen zufrieden. Und so waren sie nun drei ganze Jahre weniger drei Tage gereist, als sie in eine Stadt kamen, wo sie noch nicht gewesen waren. Sie kehrten in einem feinen Gasthose ein; sie waren ja gut gekleidet und gut equipirt, und der Wirth kam hinaus und empfing sie und frug nach ihren Befehlen. „Wir drei,“ sagte der eine. „Die drei Herren wollen beisammen wohnen,“ sagte der Wirth, „das läßt sich sehr wohl machen.“ — „Um Geld,“ sagte der zweite. „Das versteht sich,“ sagte der Wirth, „davon müssen wir ja leben.“ — „Das ist recht,“ sagte der dritte. Das fand der Wirth auch, und er hatte noch nichts Seltsames bei ihnen bemerkt.

Sie waren etwas kurz in ihrer Rede und vielleicht auch etwas kurz von Verstande; aber das waren vornehme Leute so oft, daran war er schon gewöhnt. Dann gingen sie ins Gastzimmer hinab, sagten aber noch nichts. Als einige Zeit verstrichen war, kam der Wirth und frug, ob die Herren nicht etwas genießen wollten. „Wir drei,“ sagte der eine. „Um Geld,“ sagte der zweite. „Das ist recht,“ sagte der dritte. Das war dem Wirth etwas auffällig; aber er ließ anrichten, und sie gingen zu Tische und speisten. Als der Wirth frug, welchen Wein sie wünschten, bekam er dieselben drei Antworten, und als ein fremder Herr, der zugegen war, sich in ein Gespräch mit ihnen einlassen wollte und frug, ob die Herren schon früher in der Stadt gewesen wären, und er auch dieselben Antworten erhielt: „Wir drei,“ „Um Geld,“ „Das ist recht,“ schwieg er still, und der Wirth kam darüber ins Reine, daß sie ganz schwachköpfig wären.

Nun traf es sich, daß zur selben Zeit ein anderer Reisender in demselben Gasthose eingekehrt war, und der Wirth hatte bemerkt, daß er eine große Summe Geldes bei sich führte. Da sprach er mit seiner Frau darüber, daß es eine gute Gelegenheit wäre, ohne Gefahr für sich selber mit einem Male reich zu werden, wenn sie den reichen Reisenden umbrächten und

die drei Schwachköpfe des Mordes bezichtigten. Und die Frau war nicht besser als der Mann: sie hatte ihm schon oft die Reisenden bestehlen helfen, und sie war auch bereit, ihm bei diesem Bubenstück beizustehn. In der Nacht, als alle im tiefsten Schlafe lagen, schlichen sich also der Wirth und seine Frau zu dem fremden Reisenden hinein, schnitten ihm den Hals ab, nahmen ihm all sein Geld und steckten das blutige Messer in eine Reisetasche, die einem der drei Schwachköpfe angehörte. Und früh am nächsten Morgen eilte der Wirth zur Behörde und meldete, daß ein Fremder diese Nacht bei ihm in seinem Bette ermordet worden sei. Er sei ganz in Verzweiflung darüber, wisse aber keinen anzugeben, auf den er Verdacht habe. Da machten sich natürlich die Herren vom Gericht auf die Beine und kamen in den Gasthof; und sie durchsuchten alles, bis sie das Messer fanden. Die drei Reisegefährten mußten also aufstehen und wurden gleich ins Verhör genommen. Da frug der Richter: „Wer von euch hat den Reisenden umgebracht?“ — „Wir drei,“ antwortete der erste. „Ich kann mir schon denken, daß ihr alle gleich sehr dabei theilhaftig gewesen seid,“ sagte der Richter; „aber weshalb habt ihr es gethan?“ — „Um Geld,“ sagte der zweite. „Ich kann mir schon denken, daß ihr es gethan habt, um sein

Geld zu bekommen," sagte der Richter. „Das war recht," sagte darauf der dritte. „Gott schütze uns vor solchem Recht," sagte der Richter; „aber euch soll bald euer Recht werden." Und da sie jetzt gestanden hatten und alles gegen sie sprach, war das Urtheil bald gefällt: daß sie alle drei gehenkt werden sollten, und zwar am folgenden Tage, es sei ja kein Grund, zu warten.

Es fehlte nur noch ein Tag an den drei Jahren, in denen sie nichts anders als die drei Worte sagen durften. Aber sie hielten alle Stand und wollten lieber am Galgen sterben, als dem Bösen angehören. Darin erblickte nun der Teufel nicht seinen Vortheil. Er hatte ja dem Wirth den Floh ins Ohr gesetzt, denn er dachte auf die Art den Studenten beizukommen; aber wenn sie sich jetzt unschuldig hängen ließen, erhielt er ja gar nichts für seine Mühe. Am nächsten Morgen wurden die drei armen Sünder also auf einen Karren gesetzt und zur Richtstatt hinausgefahren. Es waren viele Leute zur Stelle, denn die Sache hatte natürlich großes Aufsehen erregt. Ein Prediger war da, welcher den Sündern ins Gewissen reden sollte, ehe sie die Strafe erlitten. Aber auch er vermochte ihnen kein Wort zu entlocken, als das wiederholte Geständniß: „Wir drei," „Um Geld," und „Das war

recht.“ — „Gott steh' uns bei!“ sagte der Prediger, „wenn das recht war!“ Und er fuhr fort, ihnen vorzupredigen, sie möchten sich doch bekehren und ihre Sünde bereuen. Der Wirth stand mittlerweile im Volkshaufen, und er rief und schrie, das müsse doch ein Ende haben und das Recht seinen Lauf nehmen. Der Prediger sprach noch einige Worte, aber endlich mußte er doch schließen, und die drei Sünder wurden unter den Galgen geführt und die Schlingen ihnen um den Hals gelegt.

In demselben Augenblick kam eine mit vier Pferden bespannte Karosse angefahren, und ein weißes Tuch wurde aus dem Fenster geschwenkt. Die Henserknechte hielten inne, sie meinten, es sei ein Bote des Königs mit der Begnadigung; der Wagen fuhr dicht an den Galgen heran, ein schwarz gekleideter Herr stieg aus, ging zu den Studenten und überreichte ihnen ein Blatt Papier, das war ihr Vertrag. „Jetzt könnt ihr frei reden,“ sagte er. Und dann wandte er sich an den Richter und sagte: „Laßt den Wirth ergreifen! Er und seine Frau haben den Mord verübt. Das Geld haben sie in ihrem Keller versteckt, und dort liegen auch ihre Kleider, die bei der Gelegenheit mit Blut besetzt wurden.“ Dann stieg der Fremde in den Wagen und fuhr von dannen, keiner sah wohin. Der

Wirth, welcher ja zur Stelle war, wurde sogleich ergriffen, die gestohlenen Sachen wie die blutigen Kleider wurden gefunden, und der Wirth und seine Frau mußten ihre Schuld bekennen. Sie wurden verurtheilt und anderen Tags hingerichtet.

Die drei Studenten waren jetzt frei und konnten gehen, wohin sie wollten. Aber der Beutel war fort, da die Zeit mittlerweile abgelaufen war, und sie besaßen nicht einen Heller. Sie verkauften daher ihre Reiseeffekten um einige Thaler, und dann marschirten sie zu fuße auf der Landstraße dahin. Da kam dieselbe Karosse an ihnen vorübergerollt. Der Teufel streckte den Kopf aus dem Fenster und rief ihnen zu: „Die beiden bekam ich doch!“ Es waren der Wirth und seine Frau, mit denen er sich diesmal begnügen mußte.

Die Studenten wanderten immer weiter; jetzt wollten sie endlich zu ihrer familie heimkehren. Sie hatten studirt und Reisen gemacht; sie waren in großer Gefahr für Leib und Seele gewesen; jetzt sehnten sie sich nach Hause. Aber es war keine leichte Sache, nach Haus zu gelangen, denn sie waren in einer ganz anderen Weltgegend, als wo sie zu Hause waren, und sie hatten nicht Gelegenheit gehabt, wie es ihre Absicht gewesen war, sich aus dem Beutel, ehe sie sich

von demselben trennen mußten, mit Geld für die Heimreise zu versehen. Daran waren sie durch die Einkerkelung verhindert worden. Ihre paar Thaler waren bald aufgezehrt; sie mußten sich von Ort zu Ort weiterbetteln; aber das wenige, was sie erbettelten, reichte kaum hin, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Dies Leben vermochten die Söhne des reichen Mannes nicht lange zu ertragen: sie wurden krank und elend und konnten sich nicht mehr weiter-schleppen.

Der Sohn des Armen konnte es nicht übers Herz bringen, seine beiden Gefährten in einem fremden Lande Hungers sterben zu lassen, und so geringe Lust er auch hatte, sich nochmals mit dem gefährlichen Herrn einzulassen, mit dem er jetzt dreimal zu schaffen gehabt, sah er doch keinen anderen Ausweg, und eines Abends spät beschwor er den Teufel und frug ihn, unter welchen Bedingungen er ihm etwas Geld vorstrecken wolle. „Du hast mich so oft gefoppt,“ sagte der Teufel, „daß ich jetzt bald nichts mehr mit dir zu thun haben mag.“ In Wahrheit aber war der Teufel sehr darauf erpicht, mit dem klugen Studenten in Verkehr zu kommen; denn er meinte, daß es ihm zuletzt doch gelingen müsse, ihn zu fangen. Er sagte daher: „Aber gleichviel! ich will dir noch ein Mal helfen.

Du magst den Beutel wieder bekommen und ihn sieben Jahre behalten. Und jetzt magst du deinen Mund gebrauchen, so viel du willst; aber in den sieben Jahren darfst du kein reines Hemd anziehen, du darfst dich nicht waschen, noch kämmen, noch rasiren, und dir weder das Haar, noch den Bart, noch die Nägel schneiden. Wirst du dessen überdrüssig, ehe die sieben Jahre um sind, so gehörst du mir nach deinem Tode; aber den Beutel magst du dann behalten, so lange du lebst. Willst du darauf eingehen? Anderen falls bekommst du nicht einen dänischen Schilling."

Es war hart, hierauf einzugehen; aber den Freunden sollte und mußte geholfen werden, und so schloß denn der Student den Vertrag und empfing den Beutel. Nun wurden also die beiden Gefährten auf's beste gewartet und gepflegt, bis sie ganz wieder zu Kräften gekommen waren. Dann zählte ihnen der Student das Reisegeld aus dem unerschöpflichen Beutel zu; nicht mehr, als daß sie reichlich genug hatten, um nach Hause kommen zu können; und dann sagte er ihnen Lebewohl: jetzt sollten sie in ihre Heimat reisen; er könne sie noch nicht begleiten, denn er habe ein Gelübde gethan, das er erst erfüllen müsse. Mehr sagte er ihnen nicht. Sie waren sehr betrübt, daß sie sich von ihm trennen sollten; sie dankten ihm herzlich für

alles, was er für sie gethan habe, und dann reisten sie nach Hause, und von ihnen hören wir nichts mehr.

Der Sohn des Armen, der kluge Student, war jetzt allein, und er mußte jetzt die sieben Jahre unter den harten Bedingungen, die ihm gestellt waren, verbringen. Er reiste daher nach einem Orte, wo ein Wirth lebte, bei dem er früher gewohnt und zu dem er großes Vertrauen hatte. Er sagte ihm, er habe ein Gelübde gethan und wolle sich lange Zeit einschließen und keinen Umgang mit Menschen haben. Er miethete sich also gegen gute Bezahlung bei ihm ein, und dort lebte er Jahr auf Jahr unter dem schweren Joch, das der Böse ihm anferlegt hatte in dem Gedanken, daß er es sicherlich vor der Zeit abstreifen werde. Der Student ließ sich inzwischen alle Bücher kommen, die zu erhalten waren, und er las und las, so daß er bald die Büchergelahrtheit der ganzen Welt verschlungen hatte. Und jede Woche ließ er den Wirth eine große Summe unter die Armen vertheilen, so daß der Teufel sich schwarz ärgerte über den Gebrauch, der von seinem Gelde gemacht wurde. Und als sechs Jahre der Frist verfloßen waren, ohne daß der Student eins seiner Verbote übertreten hatte, begann er heiß um die Ohren und angst und bange zu werden, daß der kluge Student ihn abermals foppen würde.

Der Student sah allerdings schrecklich aus und glich mehr einem Thiere als einem Menschen, mit Haaren und mit Schmutz überdeckt, und mit langen Krallen an Händen und Füßen. Er ließ sich vor keinem Menschen sehen. Er ließ sein Essen in das eine Zimmer stellen, während er selbst in einem anderen war. Seine Fenster waren so eingerichtet, daß niemand zu ihm hineinblicken konnte; aber er konnte doch hinausblicken, wenn er wollte. Und er saß oft zum Zeitvertreib und sah hinaus, wie andere Menschen ab und zu und hin und her gingen, Reiche und Arme, und jeder hatte seine Beschäftigung, während er dort wie lebendig begraben saß. Zu der Zeit, als er sechs Jahre dort gewohnt hatte, ward er aufmerksam auf einen Wagen, der häufig an seinen Fenstern vorübergefahren kam. Und es war nicht so sehr der Wagen, welcher seine Aufmerksamkeit fesselte, wie die Insassen desselben. Es war eine vornehme Frau mit ihren drei Töchtern, deren Weg so oft dort vorüber führte. Die Töchter waren alle jung und schön; aber er beachtete doch besonders die jüngste, die nicht allein über die Maßen schön war, sondern auch wie die Frömmigkeit und Güte selber aussah. Der Wirth sagte ihm, es seien die Frau und die Töchter eines Gutsherrn aus der dortigen Gegend. Und der arme

eingemauerte Student konnte nicht umhin, an seinem Fenster auf der Lauer zu sitzen, um dann und wann einen Schimmer von dem schönen Fräulein zu erhaschen.

Der Vater der drei schönen Töchter galt für einen reichen Mann, und das war er auch gewesen; aber er war der Spielwuth verfallen, und so verlor er allmählich all seinen Reichthum, und es kam endlich so weit, daß er mehr Schulden hatte, als sein Hof und seine Habe werth waren. Keiner wollte ihm mehr einen Heller borgen, und er mußte mit dem Bettelstab in der Hand von seinem Hofe fortwandern, wenn ihm nicht bald geholfen ward. Da kam ihm der Gedanke, daß bei einem Wirth in der Stadt, den er gut kannte, ein Sonderling wohne, der niemanden außer dem Wirth sehe, der über die Maßen reich sein und große Summen an die Armen verschenken solle. Er ging zu dem Wirth und frug ihn, ob er nicht den wunderlichen Studenten einmal sprechen könne. Der Wirth sagte: Nein, das glaube er nicht; aber er wolle ihn doch fragen. Als der Student hörte, daß es der Vater der drei schönen Töchter sei, der mit ihm sprechen wolle, ließ er ihn zu sich herauf kommen. Der Gutsherr wollte sofort wieder rücklings aus der Thür gehen, als er die Schreckgestalt erblickte. Der Student

bat ihn, sich nicht zu ängstigen: er sei ein leibhaftiger Mensch, wie er, und weder ein Thier noch ein Teufel. Da faßte der Gutsherr Muth und brachte sein Anliegen vor: er wolle Geld leihen, und zwar keine kleine Summe, sondern ganze drei Tonnen Gold. Der Student antwortete ganz gelassen, das Geld könne er erhalten, wenn er ihm eine seiner Töchter zur Frau geben wolle. Der Gutsherr sagte Ja dazu, wenn eine derselben ihn nehmen wolle; er werde das Seinige dazu thun. Aber der Student verlangte auch, daß sie ohne Zwang ihre Einwilligung gebe, und daß sie vorher wisse, wie ihr Freier aussehe. Darauf ließ er einen Maler holen, der ein Bild von ihm machte, ganz getreu, wie er aussah; und das bekam der Gutsherr mit nach Hause.

Er ging erst zu seiner ältesten Tochter und sagte ihr, wie die Sachen stünden: daß er weniger als nichts besitze und alles im Stich lassen müsse, wenn nicht eine seiner Töchter verspräche, den Mann zu heiraten, dessen Bild er ihr dann zeigte. Allein als sie die Nägel wie Geierkrallen und Haar und Bart sah, die den ganzen Körper bedeckten, spie sie es an und sagte: „Nein, danke schön! Ehe ich so einen nehme, nehme ich lieber unseren Hundejungen.“ Dann ging der Gutsherr zu seiner zweiten Tochter und richtete an sie die-

selbe Frage; aber sie antwortete sogleich, lieber wolle sie von Haus zu Haus betteln gehn, als ein solches Ungethüm zum Manne nehmen. Dann kam er mit demselben Anliegen zu seiner jüngsten Tochter. Sie schauderte, als sie das Bild erblickte; aber sie wollte Vater und Mutter und Schwestern aus Noth und Elend erretten; und sie sagte: Ja, sie wolle ihn zum Manne nehmen. Und sie schickte ihm einen Verlobungsring zum Pfande, daß sie ihr Versprechen halten wolle. Als der Student ihr Jawort und ihren Ring erhalten hatte, schüttelte er seinenbeutel so lange, bis er die drei Tonnen Gold, welche der Gutsherr haben sollte, hinausgeschüttelt hatte. Und er schüttelte ihn noch etwas länger und ließ Verlobungsgegenstände für seine Braut kaufen: Ketten und Ringe, Gold und Edelsteine. Sie sah dieselben kaum an, sondern schloß sie in einen Schrein, den sie nie wieder aufmachte.

Mittlerweile ließ der Student sich von einem Tischler zwölf große eisenbeschlagene Kisten mit drei Hängeschlössern vor jeder machen. Er brauche sie für seine Bücher, sagte er, wenn er fortzöge. Und dann nahm er sich jeden Tag ein paar Stunden Zeit, seinenbeutel über diesen Kisten auszusütteln, bis sie alle zwölf voll von Geld waren. Als er damit und mit anderen Vorbereitungen fertig war, waren die sieben Jahre

abgelaufen, und er vergeudete nicht eine Stunde mehr, als nöthig war. Er stieg darauf in ein Bad, ließ sich die Nägel und Haare schneiden und den Bart scheeren und zog neue Kleider an, die er zuvor hatte anfertigen lassen. Ein schöner vierspänniger Wagen, der für ihn gekauft worden war, hielt vor der Thür nebst drei vierspännigen Frachtwagen für seine Kisten und Bücher, und so fuhr er zum Hofe seines Schwiegervaters hinaus.

Dort kannte ihn natürlich keiner; aber alle fanden, daß es ein ganz hübscher junger Mann sei, und die beiden ältesten Töchter waren überzeugt, es müsse ein Freier für eine von ihnen sein. Als er den Gutsherrn sprach, sagte er ihm, er käme, ihn um seine jüngste Tochter zu bitten. Die sei schon verlobt, sagte der Vater; aber er habe noch zwei andere Töchter. Allein der Fremde sagte, er dürfe doch wohl die jüngste Tochter sehen. Dem stand nichts im Wege: er wurde in ein Zimmer geführt, wo sie alle drei beisammen saßen. Sie standen alle auf und gaben ihm die Hand. Da steckte er den Verlobungsring, den er von der jüngsten bekommen hatte, an ihren Finger und sagte: „Dieser Ring wurde mir geschenkt, und ich bitte nochmals um denselben, wenn er mir gutwillig gegeben wird.“ Und da seine Verlobte begriff, daß er derselbe

sei, dem sie einmal ihre Treue gelobt hatte, gab sie ihm den Ring und diesmal mit Freuden. So blieb er dort auf dem Hofe, und sowohl ihr wie allen andern gefiel der hübsche und gescheite junge Mann mit jedem Tage besser, und einen Monat darauf ward ihre Hochzeit mit Freude und Herrlichkeit gefeiert.

Allein die beiden Schwestern vergingen fast vor Neid, und als sie bedachten, daß sie ihn selbst verschmäh't hatten, glaubten sie nicht länger leben zu können. Und während der Tanz im Festsaale rauschte, ging die eine von ihnen in den Garten hinab und erhenkte sich, und die andere ging in den Teich und ertränkte sich. Gleich darauf, als der Bräutigam allein auf den Söller hinaustrat, reckte der Teufel den Kopf über das Geländer und sagte: „Ja, du bekamst eine; aber ich bekam zwei.“

Aber der kluge Student und die schöne Brant lebten mit einander ein langes und glückliches Leben, zur Freude und zum Segen für alle, die mit ihnen in Berührung kamen.



Verlag

von

Johann Ambrosius Barth

in Leipzig.

Dolko, E., Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen mit Illustrationen in Holzschnitt, nach Zeichnungen von J. C. Ködel, E. Schlick, S. Thon u. A. und einem Titelbilde. Erste bis dritte Reihe (3 Bde.) I. in 16ter, II. 9ter und III. 5ter Aufl. In dunklem engl. Rothem mit Goldpressung pro Band M. 6.75., in rothem Einband mit Goldschnitt pro Band M. 7.50.

(Jeder Band ist auch einzeln verkäuflich!)

— **Künstlermärchen und Malernovellen. Ein Band in fl. 8. 520 Seiten mit Illustrationen. 1879. Dunkel gebd. mit Deckenvergoldung M. 6.75. — Roth gebd. mit Goldschnitt M. 7.50.**

In einen Band zusammengezogene neue Auflage der früher unter dem Titel „Aus der Künstlerwelt“ in zwei großen Octavbänden veröffentlichten Erzählungen aus dem Leben berühmter Maler. — Dieser Band, sowie der folgende haben nun gleiches Format und gleiche Ausstattung wie die 3 Bände der „Musikal. Märchen“.

— **Neue Künstlermärchen. Ein Band in fl. 8., mit Dignetten und Initialen. 1879. In dunklem Einband mit Goldpressung M. 6.75. — in rothem Einband mit Goldschnitt M. 7.50.**

— **Vom Gesange. Musikalische Winke und Lebensbilder. 2. Aufl. 8. br. M. 4.50. In eleg. Einband M. 5.50. Mit Goldschnitt M. 6.—.**

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Vogel, Dr. C., Frauenliebe und Dichterleben.
Ein literarisches Album für die deutsche Frauenwelt. Zweite Aufl., neu bearbeitet von Julie Dohmke, geb. Vogel. kl. 8. Eleg. geb. M. 8.50.

Runeberg, Joh. Ludvig, Ausgewählte Gedichte, deutsch von Dr. M. Vogel. Mit des Dichters Bildniß. kl. 8. 1878. M. 3.60. Eleg. geb. M. 4.80.

Runeberg ist ein echt classischer Dichter von hoher, universeller Bedeutung. Nichts von dem, was er schrieb, ist mittelmäßig, alle seine Werke, auch die kleinsten, verrathen den Adel des Genius und die vollendete Schönheit der Form. (D. Heber.)

Hanslick, Ed., Vom Musikalisch Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. 5. Auflage. 1876. Brosch. M. 2.40.

Hentl, f. Ritter von, Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. 2. Auflage. 1876. 8. Brosch. M. 2.40.

Eindau, Paul, Literarische Rücksichtslosigkeit. Feuilletonistische und polemische Aufsätze. Dritte unveränderte Auflage. 8. Preis brosch. M. 4.—. In Leinwand cartonirt (engl. Genre) M. 4.50.

Nanni. Ein Puppenmärchen für große Kinder. Von * * * 8. Mit vielen Holzschnitt-Illustr. von G. Sundblad. M. 3.—. Gebd. M. 4.—.

Schlesische Presse, 1877, 23. Decbr.: Das ist eine sonderbare Geschichte, die uns hier auf feinstem Papier, in schönsten

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Lettern erzählt und durch reizende Holzschnitte von Sundblad ver-
sinnbildlicht wird — diese Geschichte einer Puppe. Man hätte
eine gewisse Verechtigung, die zarte und innige Dichtung, die
sicherlich von einer Frau verfaßt ist,^{*)} mit dem Goethe'schen Worte
kindliches Spiel zu bezeichnen, um weiter mit dem Dichter sagen
zu können, daß ernster Sinn darin verborgen! Unge sucht ergiebt
sich dem nur einigermaßen denkenden Leser hier in feinstem
Humor, da in unmerkbarster Satire, ein höherer Gedanke, oder
um mit Friedrich Vischer zu reden: eine ethische Wahrheit.

Juvenal's Satyren. In deutschen Jamben von
Th. J. Hilgers. 12. 1876. Brosch. M. 4.—.
In eleg. Einbd. M. 4.80.

Ströse, K., Altes Gold. Die schönsten Sprüche
und Gedeknverse aus den Minnesängern
des Mittelalters in freier neuhochdeutscher Ueber-
tragung. Miniatur-format. In Schwabacher Schrift
auf Handpapier gedruckt. Brosch. in Pergament-
papier M. 2.—. In ächtem Pergamentband mit
Deckelpressung M. 4.50.

Ströse, K., Deutsche Minne aus alter Zeit.
Ausgewählte Lieder aus den Minnesängern,
neuhochdeutsch. (Seitenstück zu „Altes Gold“.)
Brosch. in Pergamentpapier M. 2.—. In ächtem
Pergamentband mit Deckelpressung M. 4.50.

Ungarische Lyriker von A. Kisfaludy bis auf
die neueste Zeit. Uebersetzt und erläutert von
G. Steinacker. 2. Ausgabe. 8. Geheftet M. 8.—.
In elegantem Einband mit Deckelpressung M. 9.50.

^{*)} Richtig vermuthet; das Buch ist von einer Dame aus den
höchsten Gesellschaftskreisen Rußlands verfaßt. —

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Die Nialsfaga. Nach der dänischen Wiedergabe von
H. Lefolii, übersetzt von J. Clausen. Fl. 8.
223 Seiten. Brosch. M. 3.60. Gebd. M. 4.80.

Unter den altnordischen Saga's, der einzigen Quelle der Geschichte Norwegens und Islands im frühen Mittelalter, ist die Nialsfaga eine der wichtigsten; sie hat außer ihrem historischen und ihrem poetischen Werth auch noch großes Interesse als cultur- und rechtsgeschichtliche Quelle, und giebt ein treues, lebhaftes Bild des privaten und öffentlichen Lebens, sowie der Rechtsanschauungen und Bräuche der alten Isländer.

Dänische Volksmärchen. (I. Sammlung.) Nach
bisher ungedruckten Quellen bearbeitet von Svend
Grundtvig; deutsch von Willibald Leo. Fl. 8.
328 Seiten. 1878. M. 4.—. Gebd. M. 5.20.

. . . Eine frische, gleichsam im Hauch des kräftigen Seewindes bewährte und erstarrte Naturwüchsigkeit und Einfachheit gibt diesen ansprechenden Erzählungen ihr Gepräge. . . . Der schlichte Ton des Volksmärchens ist vorzüglich getroffen und übt auch in der höchst gelungenen Uebersetzung den vollen Reiz der kindlichen Naivität u. s. w. (Mag. f. Lit. d. Ausl.)

Sindau, Paul, Molière. Eine Ergänzung
zu dessen Biographie. Mit einer Photographie von Molière's Büste nach Houdin. 8.
Brosch. M. 2.80.

Wohlmuth, Alois, Streifzüge eines deutschen Komödianten. Erlebnisse aus dem kleinen Bühnenleben. Mit Vorwort von E. Hanslick und 9 Illustrationen von E. Grützner. Fl. 8. 148 Seit.
1878. M. 2.80. Eleg. gebd. M. 4.—.

Von der Gartenlaube (1878 Nr. 9), der Romanzeitung, Victoria, sowie den größten und kleineren politischen Zeitungen auf's Günstigste beurtheilt.

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Deutsche Märchendichtungen von Livius Fürst:
Dornröschen — Die sieben Raben — Melusine. Ein
Miniaturbändchen, mit schwab. Schrift und Original-
Ornamentirungen, auf Büttenpapier gedruckt. 1879.
Cart. M. 3.20. In eleg. Einband M. 5.—.

Diese reizenden Dichtungen, von welchen Dornröschen bereits mit großem Erfolg musikalische Aufführungen (Composition von Tottmann) erlebt hat, erscheinen hier zum erstenmal in einem „Liebhaber-Band“ vereinigt, und es wird denselben in dieser Gestalt gewiß eine freundliche Aufnahme zu Theil werden. — Den Besitzern und Freunden der gleichnamigen Schwind'schen Meisterwerke ist damit ein Teztbuch geboten, das ihnen die Freude an den Zeichnungen verdoppeln wird.

Die Gefänge der Serben. Deutsch von W. Gerhard. 2. Aufl. herausg., eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von K. Braun-Wiesbaden. 8. Brosch. M. 4.—. In elegantem Einband mit charakteristischer Deckenpressung M. 5.50.

Die erste größere 1828 erschienene Ausgabe war Goethe gewidmet und wurde von ihm sehr anerkennend beurtheilt. Die vorliegende zweite Ausgabe enthält die werthvollsten dieser Gefänge in einer von K. Braun getroffenen Auswahl mit längerem interessanten Vorworte über Geschichte, Kultur und Poesie der Serben, einer Monographie in nuce (48 S.)

Ergindwon oder „Jenseit der Berge.“ Nach dem Englischen „Erewhon“ von Butler. 8. 1879. M. 4.—.

Ergindwon (Nirgendwo) ist ein in Swift's Art fingirtes Land, dessen Bewohner und Einrichtungen uns in sehr anschaulicher Weise zu dem Zwecke vorgeführt werden, um unsere eigenen Verkehrtheiten zu geißeln. In England hat Erewhon (nowhere) großes Aufsehen gemacht und starke Verbreitung gefunden.

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Eheglück. Ernste und heitere Weisen von Max v. Böheimb. 112 Seiten. 1878. Brosch. M. 1.80.

Gemüthvolle Verse über das Familienleben.

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. 2. Aufl. 12. 83 Seiten. Eleg. cart. m. Goldschn. M. 1.80.

Die Deutsche Romanzeitung, 1878, Nr. 26 sagt u. A. über dieses Büchlein: Die sehr sprach- und versgewandten Treibhausblüthen haben stets eine ironische oder satirische Pointe, in welcher der gesunde Menschenverstand nach dem höchsten Schwünge schönfärbiger Empfindungen nüchtern hervortritt. — Die krankhafte Sentimentalität, die unverstandenen Seelen, das falsche Pathos, der erquirte Weltschmerz erhalten, nachdem sich der Dichter mit großem Geschick in ihrer Weise verübt hat, zum Schlusse ein kaltes Sturzbad. . . . Von der verlorenen und kranken Lyrik unserer Zeit kann uns nur der Spott befreien und darum heißen wir diese Treibhausblüthen, die ihn in trefflichste Form kleiden, hoch willkommen.

Brandes, G., Sören Kierkegaard. Ein literarisches Charakterbild, übersetzt von Ad. Strodtmann. Kl. 8. 240 Seiten. 1879. M. 4.—.

Der berühmte Literaturhistoriker giebt in vorstehendem Buch das Lebensbild eines Mannes, der als Philosoph, Theolog und Dichter in der Gelehrtenwelt seiner Heimath ebenso bekannt ist, wie im Volke durch seine originelle Erscheinung.

Kenner, J., Pfortner Jugend. Eine Portenser Historie. Kl. 8. 304 Seiten. M. 4.—.

Tausenden, welche in der alten Schulpforta den Grund zu ihrer Bildung gelegt haben, wird diese Erzählung liebe Erinnerungen wachrufen, obschon sie sich nur theilweise an Portenser Verhältnisse anlehnt und — was die Personen selbst betrifft, — rein der Dichtung angehört.

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Weise, K., Aus des Volkes Tiefen. I. Band.
Ein neues Zion. 8. 1879. M. 3.—.

In ächtem Volkston gehaltene, an eine interessante Erzählung angelehnte Schilderung des Treibens einer mystischen Sekte im nördlichen Deutschland.

Glaß, Richard, Skizzen und Studien aus
Haus und Hof, aus Wald und feld. gr. 8. 210 Seit.
mit Holzschnitten. Brosch. M. 4.—. Gebd. M. 5.60.

Der Verf. nennt als Zweck seiner Skizzen „die Lehre mit der Poesie, den Ernst mit dem Humor und das sichtbare Leben mit dem Hinweis auf den unsichtbaren Schöpfer zu verbinden“. Dem entsprechen denn auch die Skizzen vollkommen. Man kann nicht leicht der allgemeinen Ansicht nach höchst prosaische Gegenstände und Verhältnisse mit mehr Gemüthswärme und anmüthiger Laune behandelt sehen, als hier in diesen Aufsätzen, über Pferd, Esel, Hund, Kage, Schwein, über unsere Culturpflanzen, den Guano zc. Die beigegebenen oft humoristischen Bilder zeichnen sich durch Naturwahrheit und gediegene Ausführung vortheilhaft vor gewöhnlichen dergleichen Illustrationen aus.

de Valmy, Alfred, Die Opfer der Wissen-
schaft oder die Folgen der angewandten Natur-
philosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Pro-
fessor Defens. 2. illustrierte und differenzirte Auf-
lage. 8. Mit Illustrationen von Skarbina.
M. 4.—

Aus der Straßburger Zeitung, vom 20. October 1877:
Eine ungeheure Satyre auf die Manie vieler Zeitgenossen alle das
Menschengeschlecht beschwerenden leiblichen, geistigen und socialen
Uebel durch Naturphilosophie, durch die Naturwissenschaften heilen
zu wollen. Auf Darwin, Häckel, Karl Vogt und „ihren Prophe-
ten“ Louis Büchner hier — auf Jules Verne, Victor Hugo, Tissot zc.
werden die wichtigsten, derbsten Pfeile des Spottes und eines fast
übermüthigen Humors abgeschneelt u. s. w.

Der Kladderadatsch, Nr. 43 (1877) schreibt: „Das Bäcklein
ist eine der heißendsten und geistvollsten Satyren auf die Ueber-

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

hebung unserer modernen Naturphilosophen und die immer bedenklicher grassirende Halbbildung, welche sich als „populäre Wissenschaft“ aufzubauschen pflegt. Seinem Zweck und Ziel nach gehört e durch die Form seiner Darstellung zu dem Unterhaltendsten, was die neueste Zeit hervorgebracht.

Deutsches Montagsblatt, Nr. 13: . . . Kennern dürfte die Sprache einen ganz besonderen Genuß gewähren, da der Verfasser den breiten, oft hochpathetischen Ton französischer Sensationsromane mit köstlichem Ernst nachahmt.

Unter der Presse:

Rococo-Plaudereien.

Streiflichter aus meinem Kamin.

Von

M. v. M.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

NOV 7 1932

6/24

NOV 7 1932

Doddwell

MAY 8 1940

OCT 26 1933

FEB 20 1945

DEC 31 1947

14 Jun '51 PM

31 May '51 LU

4 Jun '62
REC'D LD

JUN 4 1956

LD 21-50m-8-22

Grundtvig 163320
Dänische volksmärchen .G7 v.2

Feb 24 1912	Thompson	OCT 27 1932
NOV 2 1927	Blohm	OCT 28 1927
MAR 5 1932	Mitchell	FEB 20 1932
NOV 7 1932	Lundberg	OCT 24 1932
OCT 26	Adler	OCT 16 1933
MAY 8 1940	Parrish	MAY 4 1940
FEB 20 1945	Page	FEB 9

Grundtvig
163320
CP 210
.G7
v.2

UNIVERSITY LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

NOV 7 1932

6/24

NOV 7 1932

Daldwell

OCT 26 1933

MAY 8 1940

FEB 20 1945

DEC 31 1945

14 Jun '51 PM

31 May '51 LU

4 Jun '62 LU
REC'D LD

JUN 4 1966

LD 21-50m-8,32

Grundtvig 163320 .G7
Dänische volksmärchen v.2

Feb 24 1912	Thompson	OCT 27 1912
NOV 2 1927	Bloom	OCT 22 1927
MAR 5 1932	Mitchell	FEB 20 1932
NOV 7 1932	Lindberg	OCT 24 1932
OCT 26	Abdeen	OCT 16 1933
MAY 8 1940	Parrans	MAY 4 1940
FEB 20 1945	Page	FEB 18 1945

Grundtvig

163320

CR 210

167

v.2

UN

BRARY

